

Illustrirtes Hühner Buch

von

J. Völschau




herald and leader of poultry education
with foresight, vision and faith

Vollst. 40 Taf. -kplt.
3.9.59 Ke=



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SCHWARZE HAMBURGER.

Illustrirtes Hühner-Buch.

Enthaltend das Gesammte der Hühnerzucht,

als:

Anlage der Hühnerställe, Anschaffung von Hühnern, Behandlung derselben, Krankheiten etc. etc.

von

Julius Völschau

Präses des Hamburg-Altonaer Vereins für Geflügelzucht, Ehrenmitglied des ersten österreichischen Geflügelzucht-Vereins in Wien und des Schleswig-Holsteinischen Vereins für Geflügelzucht „Fauna“ in Kiel.

Mit 40 naturgetreuen Abbildungen in Farbendruck und 58 Holzschnitten

nach Original-Zeichnungen von **Christian Förster.**

Mit einem Vorwort von Professor Dr. Zürn.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1884.

FW

Vorrede.

Das „Illustrirte Hühnerbuch" von Julius Völschau und Christian Förster ist vollendet, und in und mit demselben ein Werk geschaffen, welches dem Züchter und Liebhaber von Hühnern ein treuer und zuverlässiger Rathgeber sein wird in allen Dingen, die Kenntniß der Hühnerracen, die Hühnerzucht und Pflege der Hühner angehen.

Ein berühmter englischer Thierzüchter sprach einst folgenden Satz aus: „Nur Derjenige kann ein Züchter schöner und leistungsfähiger Hausthiere werden, welcher im Stande ist, dasjenige Thier, welches er erzüchten möchte, mit Kohle an die Wand zu zeichnen." Wollte man diesen Ausspruch wörtlich nehmen, so dürften wahrscheinlich nur sehr wenig gute Züchter aufzufinden sein. Jener Engländer meinte gewiß nur, daß ein wahrhafter Züchter sich möglichst großen Formensinn angeeignet haben müsse, damit er rasch und sicher aus der äußeren Beschaffenheit des Körpers von einem Hausthier ein richtiges Urtheil über Schönheit des Thieres, über dessen Werth als Nutz-, Zucht- und Handels-Object abzugeben vermag.

Gewiß wird das Studium lebender Thiere am meisten diesen Formensinn bei einem Züchter zu entwickeln im Stande sein. Aber hierzu hat man nicht immer und oft die passende Gelegenheit. Darum wird und muß der Hühner-Züchter und Liebhaber mit Freude ein Werk begrüßen, das in

prächtigen colorirten Bildern, die ebensowohl dem Künstler, der die Original-Zeichnungen schuf, als der Verlagshandlung großes Lob und Anerkennung eintragen müssen, die charakteristischen Merkmale der Hühnerracen **treu** darstellt. Der Fachmann aber, welcher die Thiere auswählte, damit sie „nach der Natur" abgebildet werden konnten, hat sich nicht allein hierdurch ein großes Verdienst erworben, sondern besonders dadurch, daß er aus dem Schatze langjähriger eigener und zwar reicher Erfahrungen den Text des Buches hervorgehen ließ, welcher alles dem Geflügelfreund zu wissen Nöthige kurz aber erschöpfend und vollkommen klar ausgedrückt bringt. Der Text, bei dem Herr Völschau namentlich durch Lieferung der Abtheilung: „Zuchtresultate und Erfahrungen berühmter und bekannter Züchter" unterstützt wurde, ist mit guten Holzschnitten, deren Zahl größer ist, als im Prospect einst versprochen wurde, reichlich versehen.

Möge das vollendete Werk glücklich vom Stapel laufen und seine Fahrt vollenden, dem Geflügelfreunde zur Freude, der **deutschen** Geflügelzucht zur Ehre!

Leipzig, im Dezember 1883.

Professor Dr. Zürn.

Sr. Hoheit

Dem regierenden Herzog

Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom

Verfasser.

Allgemeine Uebersicht.

A. Text.

B. Oeldruckbilder.

Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß.



Der Nutzen der Hühnerzucht.

Die Hühnerzucht wurde schon sehr früh betrieben. In Indien, China und Japan stand sie von Alters her in Blüthe. Von dort verbreitete sie sich über Central-Asien nach Aegypten und Europa. Die Kampfhühner von Medien, Tanagra und Chalkis waren bei den Griechen und Römern berühmt. Aristoteles, Plinius u. A. erwähnen Zwerg- und Kampfhühner; zu Cato's und Varro's Zeiten existirten größere Hühnerzüchtereien. Die Aegypter brüteten schon damals Hühner- und Gänseeier in Brütöfen aus. In der Mythologie der Griechen und Römer nahm der Hahn als wachsames Thier eine bedeutende Stelle ein. Er war als stets kampfbereit dem Ares heilig und sein Krähen wurde, besonders in Beziehung auf Krieg, für weissagend und siegverkündend gehalten. Eine Sage erzählt:

> „Als Themistokles gegen die Perser zu Kampf zog, und bei seinen Soldaten wenig kriegerischen Eifer verspürte, machte er sie auf die Erbitterung, mit welcher etliche Hähne zusammen kämpften, aufmerksam. „Seht," sagte er ihnen, „den unbezwingbaren Muth dieser Thiere, und doch treibt sie nichts Anderes, als die Begierde zu siegen; und Ihr, die Ihr für Euren Heerd, für die Gräber Eurer Ahnen, für die Freiheit kämpft . . . ." Diese wenigen Worte belebten den Muth des Heeres von Neuem und Themistokles trug den Sieg davon; zum Andenken an diese Begebenheit führten die Athener ein Fest ein, das durch Hahnenkämpfe gefeiert wurde."

Der Hahn war ebenfalls dem Apollon (als Sonnengott), der Athene (als Zeichen der Wachsamkeit), dem Asklepios, dem Hermes, auch der Nacht und den Laren geweiht. Die Griechen opferten, von einer Krankheit genesen, dem Asklepios einen Hahn.

Das Princip der Zucht in einer bestimmten Richtung wurde erst in den letzteren Jahren in Frankreich, England, Holland, Deutschland 2c. beachtet, in neuester Zeit rechnet man das Huhn zu einem der nützlichsten unter den Hausthieren.

Wer kennt nicht die bedeutende Nährkraft eines frischen Eies? Wie viele Kranke haben die Erhaltung ihres Lebens den Hühnereiern zu danken, wie viele Genesende die Herstellung ihrer Kräfte!

Wahrlich, wir können dem Schöpfer nicht dankbar genug sein, daß er uns in dem Huhne ein Hausthier gab, welches bei geringen Unterhaltungskosten so segensreich für die ganze Menschheit ist. Denn nicht allein, daß das Ei eine kräftige, wohlschmeckende Speise (unsere Hausfrauen wissen den Werth der Hühnereier am besten zu würdigen und zu benutzen; der Verbrauch ist erstaunlich groß, zumal in unseren Tagen, wo der Luxus eine Menge Speisen und Getränke erfunden, bei welchen die Eier einen unentbehrlichen Bestandtheil ausmachen), es ist auch für viele gewerbliche Zwecke unentbehrlich.

Das Ei spielt eine weit größere Rolle in der Geschäftswelt, als Mancher sich träumen läßt. Das Fleisch der Hühner ist sehr zart und wohlschmeckend und wird mit Recht von Vielen als eine Delicatesse betrachtet. Und auch die Federn, wenn sie auch den Gänsefedern an Güte nicht gleichkommen, haben dennoch einen ziemlich beträchtlichen Werth. Das Huhn, in früheren Jahren kaum beachtet, wenigstens nicht genug gewürdigt, hat sich heute, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Stellung errungen. Man hat eingesehen, daß die Hühnerzucht bei rationellem Betrieb, wenn auch keine Reichthümer dabei zu erwerben sind, doch nutzbringend ist; ein kleiner Ueberschuß ist leicht zu erzielen.

Wie groß die Einnahme ist, welche Frankreich aufzuweisen hat, wo die Hühnerzucht in höchster Blüthe steht, davon möge folgende Mittheilung (entnommen einem Vortrage des Herrn Schuster, Lehrer an der kaiserl. Real-



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

HOUDAN.

schule in Wasselheim, gehalten im „Elsässischen Verein für Geflügel- und Vogelzucht" in Straßburg) Zeugniß ablegen:

„Frankreich ist besonders reich an Race- und Mastgeflügel, worin es die ganze Welt übertrifft. Allein der Hühnerbestand repräsentirt ein Kapital von 400 Millionen Francs.

In der Pariser Central-Halle kamen im Jahre 1880 an 300 Millionen Eier und 15 Millionen Stück Mastgeflügel zum Verkauf, — ein Werth von ca. 80 Millionen Francs in einer einzigen Stadt! — Welche Riesensumme muß sich aus ganz Frankreich ergeben?

Diese Wohlstandsquelle hat sich erst in den letzten 30 Jahren unter dem Bauernstande so entwickelt. Im Jahre 1850 exportirte Frankreich kaum für 8 Millionen Francs Eier, 1860 schon für 12 Millionen, 1865 für 40 Millionen, 1866 für 60 Millionen, 1879 für 160 Millionen Francs. Welch' ein Segen für ein Land wenn wir noch die vielen Millionen für Geflügel, als Poularden, Capaunen, Hühner und Truthühner 2c. und all' die feinen und guten Racethiere, die colossale Preise haben, hinzurechnen?"

Ueber die Hühnerzucht von Houdan und Umgegend sagt Delafosse, Gutsbesitzer in Houdan, Folgendes:

„Auf dem Markte von Houdan wird jährlich für 1,920,000 Francs fettes Geflügel verkauft, das bringt 160,000 Francs für den Monat und 40,000 Francs für die Woche. Außerdem kann man noch einen wöchentlichen Ertrag von 300 Francs wenigstens auf den Verkauf von Legehennen rechnen, gar nicht zu reden von den Kücken, welche einen Industriezweig für sich bilden und außerhalb der Märkte verkauft werden, ein Geschäft, welches bedeutende Summen ergiebt. Auf dem Markte von Houdan wurden vom 21. Mai bis zum 13. Mai des folgenden Jahres, also an 52 Markttagen, 411,130 Stück fetten Geflügels verkauft. Nach dem Durchschnittspreise, welcher an jedem Markttage notirt war, wurde für das Stück 5 Francs bis 6 Francs 50 Cent. bezahlt, woraus sich eine Summe ergiebt von 2,125,275 Francs. Man nimmt an, daß außerdem nach der geringsten Schätzung wöchentlich 1500 Stück fetten Geflügels von den Züchtern im Hause verkauft werden. Der Preis für diese 1500 Stück à 5 Francs ergiebt einen jährlichen Ertrag von 300,000 Francs, wovon 1/3 wenigstens auf Houdan fällt. Der sogenannte magere Markt, welcher das nicht gemästete Geflügel jeder Gattung umfaßt, hat in demselben Zeitraume 720,700 Francs geliefert. Daraus ergiebt sich ein Gesammtbetrag von 2,401,265 Francs."

Aus oben Gesagtem ergiebt sich deutlich, wie segensreich der rationelle Betrieb der Hühner- resp. Geflügelzucht, nicht nur für den Einzelnen, sondern für ein ganzes Land werden kann. Freilich dürfen wir nicht verkennen, daß die klimatischen Verhältnisse Frankreichs der Hühnerzucht besonders günstig sind.

Daß die Hühner-, überhaupt die Geflügelzucht, einen weit größeren Rang in der Landwirthschaft einzunehmen berechtigt ist, als in früheren Jahren, hat man auch in Deutschland eingesehen, und daher werden auch die Geflügelzucht-Vereine (in Deutschland existiren ca. 100), denen man doch hauptsächlich die Verbreitung nützlichen, gewinnbringenden Geflügels zu danken hat (einestheils durch die Ausstellungen, dann durch die Abgabe von Bruteiern) von allen Regierungen, welche die Nützlichkeit der Sache erkannt, auf das Bereitwilligste unterstützt, was nicht rühmend genug anerkannt werden kann.



Der Hühnerstall.

Wer Hühner halten will, und zwar mehrere verschiedene Stämme, und es steht ihm großes Terrain zur Verfügung, der thut am besten, den Ställen gleich einen großen eingefriedigten Lauf- oder Weideplatz beizugeben. Es ist selbstverständlich, daß ein jeder Stamm einen solchen Platz für sich haben muß, getrennt von den anderen durch Latten- oder Drahteinzäunung. Je größer der Laufplatz ist, desto weniger entbehren die Thiere die gänzliche Freiheit. Die Kosten der Einfriedigungen, die freilich nicht geringe sind, werden jedoch dadurch eingebracht, daß die Thiere bei großem Lauf gesünder bleiben und reichlicher Eier legen als solche, welchen nur ein kleiner Raum zur Bewegung bleibt.

Der Stall selbst kann von Stein oder Holz gebaut werden, erstere Bauart, weil wärmer, ist jedoch vorzuziehen. Die Größe des Stalles muß der Zahl der Hühner, welche darin wohnen sollen, angemessen sein, und von einer Höhe, daß ein Mann bequem darin stehen kann. Dann muß der Stall luftig sein, gut ventilirt werden können durch zwei in höchster Höhe gegenüber liegende Fenster, die den Tag über geöffnet werden müssen, weil sich sonst bei warmer Witterung leicht Ungeziefer, sogenannte Hühnerläuse, in den Stall einnisten. Eine Hauptsache ist, daß der Stall dicht ist, denn Zug können die Hühner durchaus nicht vertragen. Mit einem Worte, das Hühnerhaus muß so eingerichtet sein, daß die Thiere sich auch bei schlechtem

Wetter nicht nur darin aufhalten können, sondern auch behaglich fühlen. Es ist den Hühnern, zumal den feinen Racethieren, durchaus schädlich, bei anhaltendem Regen umher zu laufen, sie erkälten sich, und aus diesen Erkältungen entstehen, gerade wie beim Menschen, die meisten Krankheiten. Der Verfasser hält strenge darauf, seine Thiere bei anhaltendem Regen eingesperrt zu halten, daher hat derselbe mit Krankheiten seiner Hühner wenig oder gar nichts zu thun.



Hühnerhöfe.

Bei starker Kälte, zumal wenn der Hühnerstall von Holz ist, hat man für besonderen Schutz zu sorgen und zwar dadurch, daß man ihn von innen mit Stroh bekleidet. Eine Vorrichtung dazu läßt sich dadurch leicht her-

stellen, daß man Leisten quer an die Wände des Stalles nagelt und den Zwischenraum zwischen Stallwand und Leisten mit Stroh ausfüllt. Der Stall wird dadurch bedeutend wärmer werden. Im Frühjahr entferne man das Stroh, damit nicht etwa dasselbe sich einstellendem Ungeziefer zu Brutstätten diene. Stellt sich diese Plage dennoch ein, so pinsele man den ganzen Stall mit einer Mischung von Wasser und etwas Carbolsäure, das Ungeziefer wird sofort getödtet und für längere Zeit wird sich kein neues einstellen. Ein ausgezeichnetes Mittel ist auch, in den Stall fein pulverisirten alten Mauerkalk zu streuen, ebenfalls einige Hände voll an die Wände zu werfen. Der feine scharfe Staub dringt in alle Ritzen und Fugen und tödtet das Ungeziefer. Auf den Fußboden des Stalles streue man Sand, im Winter Stroh, damit, wenn ein Thier einmal, von den anderen verdrängt, von der Stange fällt und dann, da es im Dunkeln nicht wieder auffliegen kann, die Nacht über auf der Erde campiren muß, demselben das Stroh als weiche Unterlage dient. Auf der bloßen Erde im Sande würde es sich sehr leicht erkälten. Die Sitzstangen dürfen nicht leiterartig, wie man sie früher hatte, sondern müssen alle in gleicher Höhe angebracht und wenigstens 35 cm von einander entfernt sein, damit die Thiere sich nicht gegenseitig beschmutzen.

Sodann müssen dieselben oben abgerundet und mindestens 7 cm breit sein. Man findet oft Sitzstangen von nur 2 cm Breite, auf solchen balanciren die Thiere nur, haben also keine stärkende Nachtruhe. Auf 7 cm breiten Sitzstangen ruht der ganze Körper und die Thiere können sich eines ungestörten, erquickenden Schlafes erfreuen.

Die leiterartigen Sitzstangen sind deshalb zu verwerfen, weil die Hühner stets suchen, den höchsten Platz, also die oberste Stange zu gewinnen, und sitzen sie dann oft so dicht, ja fast aufeinander, daß von einer bequemen Nachtruhe nicht die Rede sein kann. Es sei noch erwähnt, daß die passendste Höhe für die Sitzstangen reichlich ein Meter ist, nur bei Cochinchina- und Brahma-Hühnern müssen dieselben niedriger angebracht werden, da diese Thiere fast gar nicht fliegen können.

Die Größe des Stalles muß, wie bereits erwähnt, immer der Zahl der Hühner angepaßt sein, so daß alle Thiere bequem ihr Unterkommen finden können.

Der Stall muß außer der Thür eine Oeffnung haben, durch welche die Thiere aus- und eingehen können, und zwar mit Verschluß. Es muß strenge darauf gehalten werden, daß diese Oeffnung des Abends bei Dunkelwerden geschlossen wird, damit sich keine Raubthiere einschleichen können. Zu Nestern nehme man Holzkasten, der Größe der Hühner angemessen, inwendig etwas Stroh oder Heu und ein Nestei, am besten von Porzellan, die täuschend nachgebildet und allenthalben für ein Billiges zu haben sind. Oberhalb der Nester befestige man ein Brett, der Breite der Nester entsprechend und zwar in so schräger Lage, daß die Thiere dort nicht festen Fuß fassen und dasselbe beschmutzen können. Das Brett dient dazu, zu verhüten, daß die Nester verunreinigt werden, es können ja, wenn ein solches Brett angebracht, die Hühner sich nicht auf den oberen Rand der Nester setzen. Man kann auch kleine Tonnen, z. B. gebrauchte Butterfässer, in denen man eine Oeffnung sägt, zu Nestern nehmen. Die Hühner legen in solchen Fässern besonders gerne, da sie dort ungestört sind und ihr Geschäft ungesehen verrichten können.


Legetonne.

Es sei noch erwähnt, daß, wenn irgend möglich, der Hühnerstall nach Süden liegen muß, des Sonnenscheins wegen. Es ist sehr praktisch, wenn der Stall noch einen bedachten Auslauf hat, damit die Thiere auch bei anhaltendem Regen in freier Luft sein können. Diesen Auslauf friedige man mit Draht ein, derselbe ist deshalb am meisten zu empfehlen, weil die Sonnenstrahlen, im zeitigen Frühjahr den Hühnern sehr zuträglich, leicht Durchgang finden, der dünne Draht ist kaum ein Hinderniß zu nennen. Sodann ist eine Draht-Einfriedigung durchaus nicht theurer als jede andere. Hält man mehrere Hühnerstämme und die Höfe liegen neben einander, so ist zu empfehlen, den unteren Theil der Zwischenwände ganz dicht zu machen, damit die Hähne sich nicht sehen können. Es ist einmal den Hähnen eigen, zumal in der Paarungszeit, also dem größten Theil des Jahres, sich fort-

während zu bekriegen. Nur durch ein Drahtgitter von einander getrennt, werden sie den ganzen Tag über versuchen sich zu beißen, ruiniren sich Schnabel und Kopf, befinden sich fortwährend in gereiztem Zustande, was keinenfalls ihrer Gesundheit förderlich ist, und vernachlässigen, nebenbei gesagt, ihre Hennen.

Der Auslauf muß dick mit Sand bestreut sein (ebenfalls der Stall selbst, wenn kein Auslauf vorhanden), damit die Thiere sich darin baden können; es ist dies für ihr Gedeihen höchst nothwendig. Haben wir nach langem Winter den ersten schönen Tag mit warmem Sonnenschein, dann ist es eine Lust zu sehen, wie die Thiere sich in dem Sande wälzen, sie scheinen förmlich aufzuleben. Hat man nun einen so zweckmäßig eingerichteten Hühnerstall, dann kann man daran denken, sich Hühner anzuschaffen, es fragt sich nur noch, welche Sorte man wünscht. Im nächsten Abschnitt werde ich den geehrten Leser mit den verschiedenen Hühnerarten bekannt machen.



Welche Hühner schaffen wir an?

In alter Zeit war uns nur das kleine gewöhnliche Landhuhn bekannt. Es mögen dann und wann einmal aus fernen Ländern fremde Hühner eingeführt sein, das größere Publikum ist jedoch mit solchen Thieren nicht bekannt geworden. Es ist ja anzunehmen und wird auch von älteren Leuten bestätigt, daß Schiffskapitäne dann und wann einmal aus Japan, China oder andern weit entfernten Ländern Hühner mitbrachten. Dieselben fanden jedoch wenig Beachtung, da die Hühner-, überhaupt die Geflügelzucht auf sehr niedriger Stufe stand, und man allgemein dem Sprichwort huldigte:

„Ei ist Ei, Huhn ist Huhn!"

Erst im Jahre 1847 wurden die ersten fremden Hühner, ich möchte sagen, officiell eingeführt. Es waren dies Cochinchina, welche der Königin von England — die hohe Frau ist bekanntlich große Hühnerliebhaberin — zum Geschenk gemacht wurden. Die neue Hühnerart rief unter den Hühnerfreunden große Aufregung hervor, nicht allein ihrer kolossalen Körperformen wegen, sondern vielmehr wegen ihrer großen Brütelust. So etwas war nie dagewesen, man konnte einer solchen Cochin-Henne die ausgekrochenen Küchlein fortnehmen und wieder frische Eier unterlegen, sie brütete ruhig weiter. Dies Experiment konnte man dreist noch einmal wiederholen, ich selbst bin im Besitze von Cochin-Hennen gewesen, die sogar vier mal nach



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

GESPERPERTE ITALIENER.

einander brüteten, also volle zwölf Wochen auf den Eiern zubrachten. Diese Thiere kann man mit Recht lebendige Brutmaschinen nennen. Früher war man zufrieden, wenn ein gewöhnliches Landhuhn eine Brut-Periode, drei Wochen, sitzen blieb, denn es kam sehr oft vor, daß diese Hennen schon nach vierzehn, ja oft schon nach acht Tagen die ihnen untergelegten Eier verließen, ist dies doch bei mir oft genug vorgekommen. Es ist also leicht erklärlich, mit welcher Freude das Cochinchina-Huhn begrüßt wurde. Im Jahre 1852, vielleicht auch noch ein Jahr füher, kamen die ersten Cochinchinas nach Hamburg und verbreiteten sich dann rasch weiter. Diese früher nicht gekannten Thiere gaben den Impuls, den Hühnern etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und waren es hauptsächlich die Engländer, welche auf die Suche gingen nach neuen, unbekannten Hühnerarten. Seit den letzten zwanzig Jahren sind nun viele neue Hühnersorten eingeführt und auch wohl viele Arten durch Kreuzung entstanden, welche durch mit Verständniß fortgeführtes Züchten konstant wurden. Daß noch immer neue Arten entdeckt werden, unterliegt wohl keinem Zweifel, wurden doch von einem Hamburger Herrn vor vier Jahren aus dem Wunderlande Japan Hühner mitgebracht, von denen die Hähne Schwanzfedern von 6 Fuß Länge hatten. Von diesen Hühnern — sie wurden in Japan Phönixhühner genannt — ist bereits reichlich Nachzucht vorhanden, ob es jedoch dem Eigenthümer, der, beiläufig gesagt, weder Kosten noch Mühe scheut, gelingen wird, Hähne zu erlangen mit Schwanzfedern von gleich großer Länge, muß abgewartet werden. Das Klima spricht da auch wohl mit; die bis jetzt erzielten Hähne haben freilich schon viel längere Schwanzfedern, als von irgend einer anderen Hühnerart.

Wer sich nun Hühner anschaffen will, nicht etwa aus Liebhaberei, sondern um recht viele Eier zu erhalten, dem ist das Cochinchina-Huhn nicht zu empfehlen, da es so viel brütet und natürlich in dieser Zeit mit dem Eierlegen pausirt. Als Fleischhuhn ist es besonders zu empfehlen, ein einjähriger Hahn im Gewicht von 9 Pfd. ist durchaus nichts Seltenes. Dann sind die Thiere durchaus nicht weichlich und legen selbst, wenn der Stall einigermaßen erwärmt ist, auch im Winter. Mit den Cochins nahe verwandt sind die Brahma-putra, zur Abkürzung gewöhnlich nur Brahma genannt. Dieses Huhn ist von gleich großer Körperform und hat dieselben Eigen-

schaften, wie die Cochins. Brahmas sowohl wie Cochins sind ausgezeichnete Mütter, sie gehen sehr sorgsam mit den Küchlein um.

Eine ausgezeichnete Hühnerart sind die Langshan-Hühner, erst vor einigen Jahren zu uns gekommen. Sehr zart von Fleisch, feinem Knochenbau, ausgezeichnete Eierleger und vortreffliche Brüter, vereinigt dies Huhn alles was man nur verlangen kann.

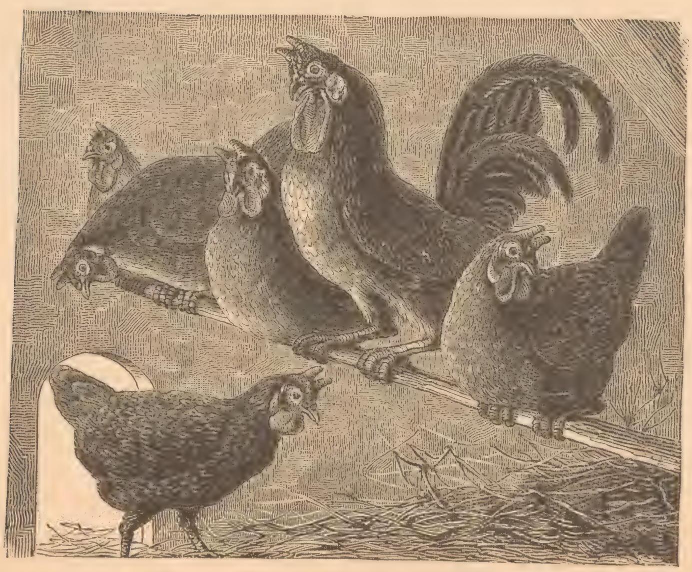
Wünscht man ein Huhn, welches, wenn auch nur mittelgroße, doch recht viele Eier legt, dann schaffe man sich Italiener an; im Eierlegen wird diese Sorte von keiner andern Hühnerart übertroffen. Durchschnittlich legt ein Huhn ca. 100 Eier jährlich, einige etwas mehr, andere weniger. Das Italienerhuhn macht jedoch eine rühmliche Ausnahme, es legt jährlich 150, 180, ja sogar bis 200 Eier. Ich habe selbst nie Italiener gehalten, ich habe diese Mittheilung jedoch von den glaubwürdigsten Leuten, die genau Buch darüber führen. Wie Alles in der Welt übertrieben wird, so giebt es auch Hühnerzüchter, welche im Besitz von Hühnern sein wollen, die jährlich 300 Eier legen. Andere wieder haben unter ihren Thieren Eier-Producenten, deren Eier 90 bis 100 gr wiegen. Alle solche Angaben beruhen jedoch mehr oder weniger auf Uebertreibung. Ein normales Ei wird selten das Gewicht von 75 bis 80 gr überschreiten. Schwerere Eier sind abnorm und enthalten 2 Dotter, sind also als Bruteier durchaus werthlos. Die Italiener brüten jedoch gar nicht oder doch nur höchst selten, man thut daher gut, bei den Italienern noch einige Cochin- oder Brahma-Hennen zu halten, welche das Brutgeschäft besorgen. Da die Cochin sowohl als die Brahma gelbe Eier legen, so geht dies recht gut, denn die Eier der Italiener sind reinweiß, es kann daher kein Irrthum vorkommen.

Ein sehr gutes Legehuhn ist das Ramelsloher; es legt schöne große Eier und brütet vortrefflich. Wem jedoch daran gelegen, recht große Eier zu bekommen, der halte sich: Spanier, Malayen, La Flèche, Crève-coeurs und Houdans. Alle diese Sorten legen sehr große Eier, brüten wenig. La Flèche, Crève-coeurs und Houdans sind französische Hühner, ausgezeichnet zur Mast. Diese drei Hühnerarten liefern die berühmten französischen Kapaunen und Poularden, welche ihres feinen zarten Fleisches wegen so sehr geschätzt sind. Ein vorzügliches Masthuhn ist das Dorking-Huhn, in

England auch Tafelhuhn genannt; es ist ein großes massiges Huhn, die Aufzucht der Jungen jedoch eine sehr schwierige. Unter dem Namen Hamburger Hühner giebt es fünf Sorten, nämlich: Hamburger Goldlack, Silberlack, Goldsprenkel, Silbersprenkel und schwarze Hamburger, welche sehr gut legen, jedoch nur kleine Eier. Diese Hühner brüten nicht, es ist eine hübsche Art, mittlerer Größe, die sehr viel gehalten wird. Woher sie den Namen Hamburger haben, ist nicht genau zu sagen, wahrscheinlich sind sie über Hamburg in die weite Welt gesandt, und ist aus dieser Ursache ihr Name entstanden. Eine hübsche Hühnerart sind die Haubenhühner, die bereits oben genannten Crève-coeurs und Houdans, dann weiße und chamois Paduaner, Goldlack-Paduaner, Silberlack-Paduaner und schwarze Holländer mit weißer Haube. Sie gewähren einen sehr hübschen Anblick, brüten nicht, legen recht gut. Wenn dem Auge auch höchst wohlgefällig, so eignen sich die Haubenhühner doch nicht für den Landmann, und zwar aus folgendem Grunde. Je feinraciger diese Thiere, desto größer die Haube. Diese verhindert jedoch, daß sie Raubvögel, als Hühner-Habichte ꝛc., welche nach Beute suchend umherschwärmen, gewahr werden, und fallen sie dann solchen Räubern als leichte Beute anheim. Außer oben erwähnten Hühnerarten giebt es noch viele, welche mehr oder weniger gute Eigenschaften besitzen, ich nenne nur noch Jokohama, Kämpfer, Breda, Seidenhühner u. s. w. Als originelle Hühnerarten mögen noch erwähnt werden: Negerhühner, bei denen Alles schwarz ist, sogar die Knochen, Strupphühner, die sich durch ganz struppiges Gefieder auszeichnen und das Siebenbürger Nackthalshuhn. Das letztere hat einen gänzlich unbefiederten Hals, sieht daher unschön aus, weshalb es nicht viele Freunde hat, obgleich es ein sehr gutes Legehuhn und vortreffliche Brüterin ist.

Es giebt nun außer den vielen bereits erwähnten Arten noch viele kleine Sorten, man könnte sie die Lilliputer unter den Hühnern nennen. Oft nicht viel größer als eine Taube mit sehr hübschem Gefieder, gewähren diese Thierchen einen reizenden Anblick. Man kann sich kaum etwas hübscheres vorstellen als eine kleine Heerde Bantams, den ganzen Tag munter umherstreifend, emsig nach Futter suchend. Die bekanntesten unter ihnen sind

die Goldbantam, Silberbantam, weiße und schwarze Bantam (gesperberte Bantam sind seltener) japanische Bantam, gold- nnd silberhalsige Kampfbantam und englische Zwerghühner. Alle diese kleinen Arten legen im Verhältniß zu ihrer kleinen Körperform große Eier. Besonders beliebt sind sie dadurch, daß sie ausgezeichnet brüten und führen. Wem nur ein kleiner Raum zur Verfügung steht, dem ist zu rathen, sich eine von diesen kleinen Hühnersorten anzuschaffen, sie kosten wenig Futter, legen sehr gut und sind dem Auge durch hübsches Gefieder und lebhaftes Wesen stets angenehm.





Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A. G
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SILBERBANTAM.

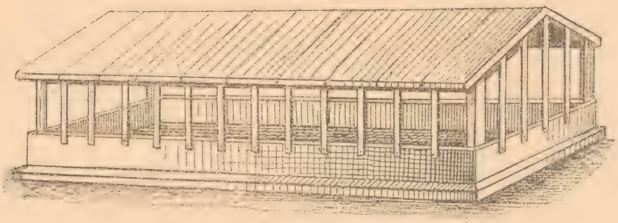
Die Fütterung der Hühner.

Hat man sich nun zu einer Hühnerart entschlossen und solche angeschafft, dann ist man auch verpflichtet, den Thieren eine ihnen zusagende Nahrung zu reichen, denn wenn die Hühner nicht gehörige Pflege erhalten, dann darf man auch nicht große Ansprüche erheben wollen.

Hält man Thiere in Gefangenschaft, die ursprünglich an ein freies Naturleben gewöhnt sind, so hat man dafür Sorge zu tragen, daß sie eine Nahrung erhalten, welche derjenigen möglichst gleichkommt, welche die Natur ihnen aus freien Stücken bietet.

Die Hühner nähren sich von Körnern, Grünem und Würmern. Hauptsächlich muß man für Abwechselung sorgen, denn immer ein und dasselbe wird den Thieren ebenso zuwider als den Menschen. Man füttere des Morgens Weichfutter, bestehend in Weizenkleie, eingeweichtem Brod und, wenn man deren gerade hat, gekochte Kartoffeln. Dies Futter wird im Sommer mit kaltem, im Winter mit warmem Wasser angerührt, doch hat man wohl darauf zu sehen, daß die Masse nicht zu naß ist; sie muß vom Wasser durchfeuchtet, darf jedoch nicht suppenartig sein. Das Weichfutter kann im Winter gerne heiß angerührt werden, die Thiere fressen es in diesem Zustande sehr gierig, und möchte ich behaupten, das heiße Futter ist ihnen sehr wohlthuend. Ich habe gefunden, daß, wenn meine Hühner bei strenger Kälte eine solch warme Nahrung zu sich genommen hatten, sie den ganzen Tag über viel munterer waren als an Tagen, wo ihnen dies

Futter nicht gereicht wurde. Des Mittags gebe man Gerste, Hafer, Buchweizen, gegen Abend reinen Weizen oder geschroteten Mais. Der letztere ist daher geschrotet besser, weil er in diesem Zustande leichter zu verdauen ist als der ganze Mais. Man streue das Korn nicht direct auf den Hühnerhof, weil dort immer Koth umher liegt, dieser sich mit den hingeworfenen Körnern unwillkürlich vermischt und dann von den Hühnern mit gefressen wird, was selbstverständlich den Thieren schädlich ist. Man gebe vielmehr das Körnerfutter in einem Apparat nachstehender Zeichnung, den sich ein



Körnerfutter-Apparat für Hühner.

Jeder selbst billig herstellen kann. Als Grünfutter gebe man im Sommer Gras und Salat, im Winter Kohl. Im Winter braucht man nicht gerade peinlich darauf zu halten, den Thieren täglich Grünfutter zu reichen, es ist oft gar nicht einmal zu haben. Zweimal in der Woche sollte man es ihnen aber wenigstens geben. Im Sommer ist ja stets Grünfutter zu haben, giebt es keinen Salat, dann kann man sich ja mit leichter Mühe Gras verschaffen. Ich werfe, wenn ich Salat oder Kohlblätter füttere, dieselben nicht in die Hühnerställe, sondern hänge oder binde sie in einer Höhe fest, daß die Hühner dies Futter eben erreichen können. Ich habe beobachtet, daß die Thiere es auf solche Art lieber fressen, sie mögen es lieber abpicken als von der Erde auflesen. In neuerer Zeit hat man auch versucht den Thieren, wenn im Winter kein anderes Grünfutter zu haben war, in Wasser geweichtes, geschnittenes Heu zu reichen. Sie fressen auch dies, wenn auch natürlich nicht so gerne als frisches Grünfutter. Eine andere vegetabilische Nahrung für die Hühner sind Steckrüben. Man schneidet solche Rüben, welche bekanntlich fast die Größe eines Kinderkopfes erreichen, in zwei Theile und hängt sie dann im Hühnerhofe auf. Mit Vorliebe picken die Thiere an diesen Rüben herum und verzehren sie bis auf den kleinsten Rest. Das Aufhängen des

Kohls, der Rüben ꝛc. hat noch den Vortheil, daß die Thiere beim Abpicken in fortwährender Bewegung sind, die Kälte daher nicht so leicht verspüren. Ich mache überhaupt meinen Thieren bei strenger Kälte jeden Tag Bewegung und zwar dadurch, daß ich ihnen von Zeit zu Zeit einige größere Stücke Brod hinwerfe. Natürlich kommt sofort die ganze Heerde in Bewegung, ein Thier entreißt ein solches Stück dem andern und so fort. Der Zweck wird erfüllt, die Thiere laufen sich warm.

Sodann versäume man nicht, den Hühnern zerschlagenen Mauerkalk oder zerdrückte Eierschalen zu geben, was ihnen nothwendig ist zur Bildung der Eierschalen. Denn wenn es den Hühnern an Kalk fehlt, kommt es häufig vor, daß sie sogenannte Windeier legen, dies sind Eier, welche statt der Schale nur eine Haut haben. Es ist richtiger, die hingeworfenen Eierschalen in kleine Theile zu zerdrücken; wirft man die Schalen ganz hin, so kommen die Thiere leicht in Versuchung, auch die ganzen, selbstgelegten Eier zu verzehren, und ist ihnen diese Unart, die größte, welche Hühner haben können, nur schwer abzugewöhnen. Hat man unter seinen Hühnern eine solche Eierfresserin, die sich ja natürlich nicht nur damit begnügt, die selbst gelegten Eier zu verzehren, dann ist das Beste, sie zu schlachten. Ist es ein werthvolles Exemplar, dann versuche man Folgendes: man nehme ausgeblasene Eier, fülle dieselben mit recht scharfem Mustard, und zum besseren Wohlgeschmacke vermische man denselben auch noch mit Pfeffer, klebe die Öffnung zu und werfe diese Delikatesse der eierfressenden Henne vor. Gierig wird sie sich darüber hermachen, jedoch nach zwei- bis dreimaligem Probiren dieses Leckerbissens denselben unbehelligt lassen. Den nächsten Tag wiederhole man dieses Experiment, sie wird die Eier wahrscheinlich nicht mehr beachten, überhaupt nie wieder Eier fressen. Mir wurde dies Mittel von einem englischen Züchter als sehr probat empfohlen, ich bin selbst aber noch nicht in die Lage gekommen, dasselbe anwenden zu müssen. Sorgt man dafür, daß die Hühner stets Kalk oder Eierschalen erhalten, dann gewöhnen sie sich diese Unart so leicht gar nicht an.

Ebenfalls eine Unart ist es, wenn Hühner die Eier weglegen, d. h. nicht in die Legenester, sondern an irgend einen andern Ort. Entdeckt man eine Henne, welche dieser Unart fröhnt, dann taste man sie, d. h. fühle, ob

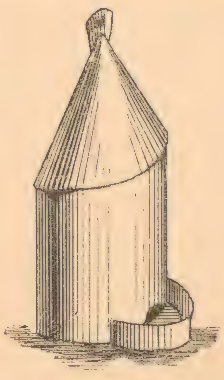
sie ein Ei bei sich hat, und sperre sie dann in den Raum ein, wo die Legenester sich befinden. Sie wird sich schließlich bequemen, in eins der Nester zu legen. Sodann wird sie in Freiheit gesetzt, am nächsten Morgen jedoch wiederum getastet, und fühlt man ein Ei, ebenfalls wieder eingesperrt. Hat man diese Prozedur einige Tage fortgesetzt und die Henne dadurch gezwungen in ein Nest zu legen, so hat sie sich daran gewöhnt, und es fällt ihr nun nicht mehr ein, die Eier an ungehörige Orte zu legen.

Es kann vorkommen, daß die Hühner etwas verschlingen, z. B. eine Speckschwarte u. a., was sie nicht verdauen können. Das Thier wird dann schwerfällig in seinen Bewegungen, der Kropf fühlt sich steinhart an. Man versuche, die Thiere dadurch von dem unverdaulichen Gegenstand zu befreien, daß man ihnen viel Wasser in den Hals schüttet, dann den Kropf mit der Hand durchgreift und nach dieser Prozedur das Thier mit dem Kopfe nach unten hält. Mit dem Wasser, welches dem Thiere entläuft, kommt auch oft der unverdauliche Gegenstand zum Vorschein. Ist dieses jedoch nicht der Fall, so muß man den Kropf öffnen, und zwar auf folgende Weise: man durchschneidet, nachdem man an betreffender Stelle einige Federn ausgerupft, mit einem scharfen Messer die Haut oberhalb des Kropfes und dann den Kropf selbst, entleert denselben seines Inhaltes, spült ihn mit lauwarmem Wasser etwas aus und näht dann mit Seide erst den Kropf und dann die Haut oberhalb des Kropfes wieder zu. Bei dieser Operation fließt kein Blut, sie hat auch für das Thier durchaus keine nachtheiligen Folgen; das operirte Thier wird nach einigen Stunden so munter zwischen den andern Hühnern umherlaufen, daß es gar nicht heraus zu finden ist. Glaubt man jedoch einem solch operirten Thiere besondere Pflege schuldig sein zu müssen, so sperre man es einen Tag ab und gebe ihm in Milch geweichtes Brod zur Nahrung.

Um den Hühnern nun auch animalische Nahrung zukommen zu lassen, hat man nur nöthig, wenn man im Besitze eines Gartens ist, den Thieren täglich eine oder zwei Schaufeln voll Erde hinzuwerfen, einer feuchten, schattigen Stelle des Gartens entnommen. Es finden sich in dieser nicht nur eine Menge Regenwürmer jeglichen Alters, sondern auch unzählige andere Insekten, die von den Hühnern sorgfältig herausgelesen und gierig

gefressen werden. Man kann auch in einer Ecke des Hofes oder Gartens eine Wurmgrube anlegen, welche dadurch herzustellen ist, daß man eine Grube von einigen Fuß im Quadrat ausmauert und dieselbe umschichtig mit Pferdedünger und Blut oder Eingeweiden von geschlachteten Thieren anfüllt. Diese Schichten decke man mit Erde zu, und die Wurmgrube ist fertig. Es muß jedoch Vorkehrung getroffen werden, daß derselben kein Regen zugänglich ist. Nach einigen warmen Tagen werden sich in dieser Grube eine ungeheure Masse Maden entwickelt haben, von denen man seinen Thieren nun täglich vorwirft. Ist es nun nicht angebracht, eine Wurmgrube anzulegen, so kann man nur den Hühnern einige Male in der Woche rohe oder besser noch gekochte Fleischabfälle, natürlich in kleinen Stücken zerschnitten, hinwerfen, oder auch kleine mit Salz gekochte Fische, welche ja in wasserreichen Gegenden fast immer billig zu haben sind; diese Fütterung bietet völlig Ersatz für Würmer.

Daß man immer für frisches Trinkwasser zu sorgen hat, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Unter frischem Trinkwasser verstehe ich jedoch nicht täglich aus dem Brunnen geschöpftes, sondern vielmehr reines Trinkwasser. Ich halte ganz frisches Brunnenwasser für durchaus ungesund, denn ein solches Wasser enthält oft Dünste und Gase, die den Thieren schädlich sind. Das Wasser muß mindestens einen Tag gestanden haben in der Luft, so zu sagen abgedunstet sein, ehe man es den Hühnern reicht. Mir bekannte englische Züchter geben stets nur abgestandenes oder gekochtes Trinkwasser. Durch das Kochen werden alle ungesunden Substanzen entfernt.



Trinkgefäß für Hühner.

Zu Trinkgefäßen nimmt man am besten Gefäße von Zink, oben verschlossen, unten eine Öffnung angebracht, davor ein sogenanntes Mundstück, welches durch den Druck des Wassers immer voll steht. So eingerichtete Gefäße sind praktischer als Töpfe oder Schüsseln, erstens können die Hühner das Wasser nicht beschmutzen, und hält man Hauben-Hühner, so können dieselben die Haube nicht in das Wasser tauchen, wodurch leicht Augenkrankheit entsteht.

Diese Gefäße, von der Größe eines kleinen Eimers, werden aufgehangen, damit kein Unrath hineinfällt. Ich fülle diese Gefäße nur wieder voll, nachdem sie leer getrunken sind, was meistens mehrere Tage dauert.

Wenn man nun Hühner hält in eingesperrten Höfen und füttert sie auf oben angegebene Art, so werden die Thiere nichts vermissen, als die Freiheit, und daß auch diese ihnen entzogen wird, daran gewöhnen sie sich leicht.



Das Eierlegen.

Bei Anschaffung von Hühnern hat man darauf zu achten, daß man gesunde, kräftige Thiere bekommt. Der Hahn muß feurig, stolz im Gange, lebhaft in allen seinen Bewegungen sein. Die Hennen müssen ebenfalls ein munteres, lebhaftes Wesen zeigen, denn nur solche Thiere sind gesund. Ein schwächliches oder gar verkrüppeltes Huhn vermag kein gesundes Ei zu legen, und ist von einem solchen Ei auch selbstverständlich kein kräftiges Küchelchen zu erwarten.

Man nimmt an, daß ein Huhn während seiner ganzen Lebenszeit 5 bis 600 Eier zu legen im Stande ist. Die meisten Eier legen sie in den ersten vier Jahren, man thut also am besten, wenn die Thiere dieses Alter erreicht haben, dieselben zu schlachten, da sie in späteren Jahren kaum das Futter einbringen. Hat man nun besondere Lieblinge oder werthvolle Exemplare, so kann man ihnen ja ein längeres Leben gönnen. Ganz hört die Lege-Thätigkeit wohl erst im hohen Alter auf. Ich hatte z. B. eine 14jährige Henne, Kreuzung von Cochinchinahahn und Landhuhn. Das Thier war stets eine so ausgezeichnete Bruthenne gewesen, daß ich ihr bis an ihr Lebensende das Gnadenbrot zugedacht. Dies Huhn legte noch im letzten Lebensalter, wenn auch nur wenige, doch sehr große Eier. Nachdem sie in den letzten Jahren nicht mehr gebrütet, wollte sie auch dies Geschäft noch einmal versuchen. Ich bereitete ein Nest und legte ihr Eier unter, sie ging

auch gleich darauf, verließ jedoch nach achttägigem Brüten die Eier, vielleicht einsehend, daß es sich in ihrem Alter nicht mehr schicke, noch Junge zur Welt bringen zu wollen.

Die Hühner beginnen mit dem Legen gewöhnlich im Januar oder Anfang Februar, doch richtet sich dieser Anfang auch sehr danach, ob der Winter ein strenger oder ein gelinder, oder ob der Stall ein warmer oder kalter ist. Ebenfalls trägt eine gute Fütterung wesentlich dazu bei. Ein ausgezeichnetes Futter während der Legezeit sind Erdnüsse. Man mischt dieselben im gekörnten Zustande (zu haben bei Achenbach & Co. in Hamburg) etwa im Verhältniß von 1 : 10 mit Weizenkleie oder Gries. Dieses Futter befördert das Eierlegen ungemein, ich habe die glänzendsten Resultate dadurch erzielt. Jeden Morgen, während der ganzen Legezeit, erhalten meine Hühner ein solches Futter, welches sie gierig fressen. Des Mittags und Abends giebt man selbstverständlich noch Körnerfutter.

So lange es kalt ist, bequemen sich die Thiere selten zum Brüten. Wenn man wirklich eine Bruthenne im Winter hat, so soll man sie vernünftiger Weise dennoch nicht setzen, weil, wenn sie auch Kücken ausbringt, es dennoch äußerst schwer hält, die kleinen Thierchen groß zu bringen. In den seltensten Fällen gelingt eine solche Aufzucht. Man könnte mir nun erwidern, daß es doch Leute giebt, welche den ganzen Winter hindurch Kücken züchten. Dies ist wohl wahr, diese Kückenzüchter ziehen jedoch nur Thiere auf für die Küche. Im Alter von 5—6 Wochen werden diese Kücken, welche künstlich groß gemacht werden, durch Füttern von Grütze mit Milch, Fischen oder Eiern, geschlachtet und an den Markt gebracht. Zuchtthiere würden solche künstlich aufgebrachten Thiere niemals ergeben. Es sei hier nebenbei erwähnt, daß die Bauern, welche sich mit Kückenzucht beschäftigen, nicht etwa Brutmaschinen verwenden zum Ausbrüten der Eier. Alle, oder doch die allermeisten solcher Winter-Kücken sind Ramelsloher, ebenfalls verrichten Ramelsloher-Hennen das Brutgeschäft. Ich habe schon früher erwähnt, daß die Ramelsloher ausgezeichnete Brüterinnen sind, sie bringen 3—4 Bruten, ja oft noch mehr, hintereinander aus. Die Winter-Kückenzucht in nächster Nähe Hamburgs, auf Hamburger Gebiet selbst und im Hannöverschen ist eine wirklich großartige zu nennen und sehr interessant,

in einem späteren Kapitel werde ich dieselbe ausführlich beschreiben. Vor Anfang der Legezeit beginnt der Kamm der Henne sich zu röthen, ein sicheres Zeichen, daß sie mit diesem Geschäfte bald beginnen wird. Einen oder zwei Tage vor dem Legen des ersten Eies sieht sie sich die Nester, die natürlich rechtzeitig hergerichtet werden müssen, einmal an, vielleicht, um sich eins auszusuchen. Fast immer legen die Hühner in das einmal gewählte Nest alle Eier. Es kommt oft vor, daß sich zwei Hennen ein und dasselbe Nest wählen und zu gleicher Zeit legen wollen. Man lasse sie dann nur ruhig gewähren, sie vertragen sich sehr gut zusammen in dem einen Nest. Man muß natürlich, der Zahl der Hühner entsprechend, genügend Nester anbringen, etwa vier Nester auf zwölf Hühner; die Thiere legen ja nicht alle zu gleicher Zeit.

Ein Huhn legt niemals mehr als ein Ei am Tage, jedoch keine Regel ohne Ausnahme; es kann vielleicht einmal vorkommen, daß ein Huhn des Morgens ganz früh und dann am späten Abend noch einmal legt, es gehört dies jedoch zu den allergrößten Seltenheiten. Von einigen Autoritäten wird das zweimalige Legen sogar gänzlich bestritten, ich habe den Fall jedoch selbst erlebt. Ich hielt einen Hahn und drei Hennen Goldlack-Paduaner in einem Raume, der stets abgesperrt war, und wo kein anderes Huhn hinein kommmen konnte. Täglich nahm ich selbst die Eier gegen Abend fort, hatte mehrere Tage hintereinander drei Eier aus dem Neste genommen, als ich am folgenden Abend zu meiner großen Ueberraschung vier Eier im Legenest erblickte. Die Hühner legen fast immer am Vormittag und zeigen, wenn sie das Ei gelegt, dies durch Schreien an, welches man gackeln nennt. Wenn von einer Anzahl Hühner die erste Henne, welche mit dem Eierlegen beginnt, das allererste Ei gelegt, so gackelt gewöhnlich nicht nur sie allein, sondern alle im Chorus und auch der Hahn hilft tapfer mit. Der Unerfahrene glaubt dann oft, es hätten alle Hennen gelegt, er geht erfreut in den Stall und sieht sich sehr getäuscht, wenn er dann nur ein Ei vorfindet. Es ist wohl anzunehmen, daß die Thiere ihre Freude ausdrücken über das gelegte Ei, und kann man das Gackeln ja so auslegen, als gäben die übrigen Hühner das Versprechen, mit dem Legegeschäft auch bald beginnen zu wollen, aus Dankbarkeit, daß man sie den ganzen Winter über gefüttert. Oft findet man auch noch nicht mal ein Ei, die Legezeit hat,

trotz des Gackelns noch nicht begonnen, wenn man dann, doppelt getäuscht, aus dem Stalle zurückkehrt, so muß man nicht gleich die Stirn kraus ziehen, sondern lieber denken, die Hennen haben sich wohl nur ihr Eierlege-Lied einstudirt. Nach solchem Gesange pflegt die Legezeit übrigens auch bald zu beginnen, und mit welcher Freude erntet man dann die ersten Eier ein! Hat nun eine Henne, wenn sie einer brütlustigen Art angehört, eine Anzahl Eier gelegt, dann schickt sie sich an zum Brüten. Woran man dies erkennt, welche Eier man zum Bebrüten auswählen soll, die Behandlung der Bruthennen u. s. w., davon im nächsten Kapitel.



Vom Brüten.

Wenn eine Henne brüten will, so giebt sie dies dadurch kund, daß sie auf dem Neste, wo sie ihre Eier gelegt hat, sitzen bleibt. Nähert man sich ihr, so sträuben sich ihre Federn, wenn sie richtig gluckt, kann man sie dreist berühren, sie wird das Nest nicht verlassen. Es ist aber richtiger, das Thier, ehe man es setzt, d. h. ihm ein Nest bereitet, auf dem es brüten soll, ruhig auf seinem Neste noch einige Tage zu lassen, damit es fest brütet. Man darf niemals in den Hühnerstall eine Bruthenne setzen, weil sie von den andern Hühnern gestört wird, diese wollen in das Brutnest ihre Eier legen, der Hahn sucht sie, zumal wenn es eine seiner Lieblingshennen ist, vom Neste zu treiben u. s. w. Sollte man nun absolut nicht im Besitze eines Platzes sein um eine Bruthenne setzen zu können, wo sie ungestört brüten kann, man daher gezwungen ist, den Hühnerstall zu benutzen, so mache man einen Verschlag, in welchen man das Thier einsperrt, damit es doch wenigstens von den andern Hühnern nicht belästigt wird.

Ist der Verschlag groß genug, dann bringe man Futter, Wasser und auch Sand hinein. Ist dies nicht der Fall, muß man die Bruthenne täglich einmal vom Neste heben, sie füttern, sich im Sande baden lassen 2c., und sie dann wieder in den Verschlag setzen. Sollte die Henne sich beim Fressen u. s. w. lange Zeit lassen, so lasse man sie ruhig gewähren. Die Furcht, welche einige hegen, die Eier würden zu kalt und daher die Frucht getödtet, ist eine ganz unbegründete.

Besser ist es aber jedenfalls, die Bruthenne nicht im Hühnerstall, sondern an einem durchaus ruhigen Ort zu setzen, wo sie nichts von den anderen Hühnern hört oder sieht. Da ihr aber nun dieser Aufenthalt mit seiner Umgebung fremd ist, so muß sie erst fest brüten, bis man sie dahin bringt; brütet sie noch nicht fest, dann wird sie durch die neuen Dinge, die ihr vor Augen gebracht werden, schwerlich auf den Eiern verbleiben. Hat sie jedoch schon einige Tage auf ihrem Neste in dem Hühnerstall ruhig gesessen, dasselbe nicht verlassen, wenn man sie berührt, so ist ihre Brutlust so groß, daß sie sich durch nichts mehr beirren läßt, man kann getrost wagen, sie zu setzen. Am besten geschieht dies auf dem Boden, überhaupt an einem ruhigeren Ort, wo sie ganz ungestört bleibt. Das Nest mache man dadurch, daß man einige Ziegelsteine kranzförmig auf den Boden legt, den inneren Raum mit Heu ausfüllt und auf dieses Heu dann die Eier legt, welche ausgebrütet werden sollen. Man kann auch statt der Ziegelsteine eine niedrige Holzkiste oder einen Korb nehmen, jedoch darf niemals der Nestbehälter hoch sein, weil sonst die Henne, wenn sie einmal die Eier verlassen hat und sich wieder auf dieselben setzen will, von oben in das Nest springen muß und hierbei leicht einige Eier zerbrechen würde. Ein sehr gutes Brutnest ist auch folgendes: man binde einen Kranz von Stroh etwa von der Dicke eines Armes, die Höhlung der Größe einer Henne angemessen, lege diesen Kranz, nachdem man genügend Stroh oder Heu untergelegt auf den Boden, und um den Kranz herum einige Steine, damit derselbe festliegt. Auf einem solchen Nest brüten die Hühner vorzugsweise gerne.

Die Eier, welche man nun zum Ausbrüten bestimmt hat, sollten nie älter sein als höchstens vierzehn Tage. Ganz frische Eier sind unbedingt vorzuziehen; dann dürfen dieselben nicht beschmutzt sein, ist dieses der Fall, dann wasche man dieselben sorgfältig ab, ehe man sie der Henne unterlegt. Eier, die einen Riß haben, fast immer ein Beweis dünner Schale, dürfen zum Brüten nicht verwandt werden. Man könnte allenfalls, wenn der Sprung nur klein ist, denselben zukleben, man thut dies natürlich nur bei sehr werthvollen Eiern; ein heikel Ding bleibt es aber immer, gewöhnlich verunglücken solche doch noch während des Brütens. Wenn ein Ei von der Bruthenne zertreten und dadurch die übrigen Eier und das Nest be-

schmutzt werden, so nehme man die Eier sorgfältig aus dem Neste, wasche sie behutsam ab und gebe sie der Henne wieder unter in ein neues Nest, welches man vorher bereitet. Am besten verwendet man zum Brüten Eier von zweijährigen Hühnern. Es ist auch darauf zu achten, daß die Hühner von denen man Eier unterlegt, gesund und fehlerfrei sind. Haben die Eltern z. B. schiefe Schwänze, so werden die Jungen diesen Fehler ebenfalls haben, denn schiefe Schwänze erben nach, zumal, wenn der Hahn mit diesem Fehler behaftet ist, da die Jungen dem Hahne fast immer mehr gleichen, als der Henne. Die ersten Eier, welche ein Huhn legt, sind selten befruchtet, man versuche es daher lieber garnicht, dieselben einer Henne unterzulegen.

Es herrscht auf dem Lande noch oft der Glaube, aus spitzen Eiern erziele man Hähne, aus den runden Hennen. Es ist dies eine Fabel; fast eine jede Henne legt ein anders geformtes Ei, die eine legt mehr rundliche, die andere mehr spitze Eier. Ich selbst habe vor längeren Jahren einmal den Versuch gemacht und einer Henne zwölf möglichst runde Eier untergelegt. Es schlüpften zehn Kücken von diesen Eiern aus, doch gerade das entgegengesetzte Resultat wurde erreicht, es waren nur zwei Hennenkücken dabei, die übrigen acht Hähne. Ein Versuch mit lauter ausgesuchten möglichst spitzen Eiern ergab ein ähnliches Resultat, statt lauter Hähne fielen dort zwei Drittel Hennen. An der Form des Eies läßt sich gewiß nicht erkennen, ob ein Hahn oder ein Huhn daraus zur Welt kommen wird. Man nimmt jedoch an, daß von einem jungen Hahne hauptsächlich Hähne, von einem alten Hahne mehr Hennen erzielt werden.

Viele Leute, die noch nicht mit der Hühnerzucht vertraut sind, glauben, man dürfe nur Eier unterlegen von der Race, der die Bruthenne angehört. Es ist dies jedoch eine irrige Meinung. Eine Bruthenne brütet alle Eier aus, die man ihr unterlegt, einerlei, wie die Farbe der Eier ist, oder ob es Hühner-, Fasanen-, Truthühner-, Enten- oder Gänseeier sind. Es wäre jedoch verkehrt, eine große Bruthenne zum Ausbrüten der kleinen Bantam-Eier verwenden zu wollen. Eine Cochin- oder Brahma-Henne würde, vermöge ihres schweren Körpers, nicht allein solche Eier oft zerbrechen, sondern auch die ausgeschlüpften kleinen Thierchen leicht zerdrücken.

Ebenfalls sagt man, es müssen einer Henne eine ungerade Zahl Eier untergelegt werden, auch dies ist natürlich Fabel, die Hauptsache ist, der Henne nicht mehr Eier unterzulegen, als sie gut bedecken kann. Wenn die Bruthenne etwas wild ist, so thut man am Besten, sie des Abends im Dunkeln zu setzen, sie bleibt dann eher auf den Eiern, als bei Tageshelle. Sollte sie auch dann nicht auf die Eier gehen, man jedoch die Ueberzeugug hat, daß sie fest brütet, z. B. mehrere Tage auf dem Neste im Stalle zugebracht hat, so bringe man sie gewaltsam auf das Brutnest und stülpe ihr einen flachen Korb über, so daß sie sitzen bleiben muß. Am nächsten Morgen, wenn möglich noch in der Dämmerung, entferne man den Korb, sie wird nun das Nest nicht mehr verlassen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß eine solche wilde Bruthenne so wenig gestört werden darf, als irgend möglich. Hat man in ihrer Nähe zu thun, muß man leise auftreten, überhaupt alles Geräusch vermeiden, und den Platz, wo sie brütet, so bald als möglich wieder verlassen. Will man sehr werthvolle Eier ausbrüten lassen, dann lege man erst gewöhnliche Eier unter, damit die Henne mit diesen erst das Nest zurecht macht. Einen Tag später nehme man ihr die provisorisch untergegebenen Eier fort und lege an deren Stelle diejenigen, welche sie ausbrüten soll. Es ist richtiger, wenn man mehrere Bruthennen hat, gleich zwei zu setzen, man giebt dann einer Henne die ausgekommenen Küchlein. Sind die Bruthennen Cochin oder Brahma oder von einer brutlustigen Kreuzung, so lege man der Henne, nachdem man ihr die Küchlein fortgenommen, gleich wieder Eier unter und setze eine neue Henne dazu. Nach weiteren drei Wochen giebt man nun der Henne, welche bereits zwei Brutperioden durchgemacht, die Jungen und geselle der anderen Bruthenne wieder eine neue bei. Auf solche Art hat man stets zwei Hennen brüten und braucht doch nur für eine neue zu sorgen.

Ausgezeichnet als Bruthennen sind die Cochins und Brahmas und die Kreuzungen von solchen Hähnen mit Landhennen, dann Ramelsloher, Seidenhühner und alle Arten der kleinen Bantams. Auch Truthühner werden oft zum Brüten verwandt, ja sogar von Vielen allen anderen Bruthennen vorgezogen. Es ist freilich wahr, man kann einer Truthenne 25 bis 30 gewöhnliche Hühnereier unterlegen, die sie alle bedecken wird. Auch ist



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

DUNKLE BRAHMAPUTRA.

dieselbe eine unermüdliche Brüterin, und kann man ihr die ausgekommenen Küchlein fortnehmen und wieder frische Eier unterlegen, sie wird ruhig weiter brüten. Diese Procedur kann man sogar vier bis fünf Mal, ja noch öfter wiederholen. Die Truthühner sind oft so brütlustig, daß sie nicht daran denken, das Nest zu verlassen, um Nahrung zu sich zu nehmen. Es soll sogar schon vorgekommen sein, daß, wenn man sich garnicht um sie bekümmerte, die Thiere schließlich auf den Nestern verhungerten. Hat eine Truthenne einige Tage das Brutnest nicht verlassen, dann hebe man sie vom Neste und stelle sie vor Trink- und Futternapf. Will sie nicht freiwillig fressen, dann stopfe man sie. Ich schwärme durchaus nicht für Truthühner als Bruthennen, obgleich sie vielfach als solche sehr gelobt werden, bei mir haben sie stets viele Eier zerbrochen und Kücken zerdrückt. Lieber setze ich statt einer Truthenne zwei andere gute Bruthennen, die mir ein besseres Resultat lieferten. Bruthennen von obigen Arten werden die Eier während der Brutperiode nicht verlassen, sollte es aber dennoch einmal vorkommen oder eine Henne auf den Eiern sterben, was einem jeden größeren Züchter gewiß schon passirt ist, dann gebe man die Eier ja nicht gleich verloren, das Küchelchen in den Eiern hat größere Lebenskraft, als man denkt. In der zweiten Hälfte der Brutperiode (die Brutzeit dauert 21 Tage) können die bebrüteten Eier selbst bis zwei Tage von der Henne verlassen sein, d. h. im Hochsommer, nicht im kalten Frühling, die Thiere werden dann noch leben. Es wird ja auch nicht so lange dauern, sich eine neue Bruthenne zu verschaffen, zumal, wenn es nicht allzufrüh in der Jahreszeit ist; im April und Mai sind Bruthennen genug aufzutreiben. Solche Bruteier, die von der Henne durch irgend einen Umstand verlassen sind, gebrauchen etwas längere Zeit, vielleicht einen Tag mehr, zu ihrer Ausbrütung. Bruteier von gleichem Alter kommen zugleich aus. Aeltere Eier brauchen immer einen Tag länger zum Bebrüten. Hat man nun eine Henne gesetzt und gelangt einen Tag später in den Besitz ganz frischer Eier, die man gerne ausgebrütet hätte, so kann man dieselben getrost der Henne noch mit unterlegen, sie werden, da sie frisch gelegt sind, mit den andern zu gleicher Zeit auskommen. Die Bruthennen müssen in so großem Raume — hat man mehrere Hennen brüten, kann man ja große Kisten dazu nehmen —

gesetzt werden, daß sie jeder Zeit das Nest verlassen können, um Futter zu sich nehmen und sich ihrer Excremente entledigen zu können. Die Thiere müssen auch neben dem Futter ein Häufchen Sand vorfinden, um sich darin baden zu können. Die Excremente entferne man täglich, damit die Hennen nicht hineintreten und auf diese Art die Eier beschmutzen können. An Futter reiche man ihnen nur Korn und Wasser, kein Weichfutter und Grünes, weil sich nach dem Genuß des letzteren oft Durchfall einstellt und die Thiere dann die Eier leicht beschmutzen würden. Man soll täglich nachsehen, ob den Bruthennen etwas passirt ist, sie an der Brust ein wenig heben, um sehen zu können, ob Eier zerbrochen. Ist dieses der Fall, verfahre man nach vorher angegebener Weise. Wenn ein Huhn so sehr eifrig brütet, daß es den dritten oder vierten Tag die Eier noch nicht verlassen hat, so soll man es vorsichtig von den Eiern heben und neben das Futter auf den Boden setzen. Wenn das Thier dennoch keine Lust zu fressen hat und wieder auf die Eier will, so lasse man es ruhig gewähren, der Hunger und der Durst werden es wohl schließlich zwingen, Nahrung zu sich zu nehmen. Ich hatte vor einigen Jahren einen merkwürdigen Fall. Eine Henne, Kreuzung von Cochinhahn und Landhuhn, brütete bei mir und zwar so eifrig, daß sie an Nahrung zu sich nehmen gar nicht dachte. Das vom Nest nehmen nützte nichts, sie suchte sofort wieder die Eier auf. Den neunzehnten Tag nahm sie zum ersten Male Nahrung zu sich und entledigte sich ebenfalls zum erstenmale ihrer Excremente. Ich befürchtete, das Thier würde verhungern oder doch so abmagern, daß es die nöthige Wärme verlieren würde, es war dies jedoch durchaus nicht der Fall, von vierzehn untergelegten Eiern schlüpften rechtzeitig zehn Küchlein aus.

Es ist sehr zu empfehlen, auf den Fußboden und auch zwischen das Nestheu etwas persisches Insectenpulver zu streuen, damit sich kein Ungeziefer einstellt. Unterläßt man dies, so stellen sich, zumal an heißen Sommertagen, zahllose Milben ein, die das arme Thier so quälen, das es endlich zum Weiterbrüten alle Lust verliert und das Nest verläßt. Ein sehr gutes Mittel ist auch, auf den Boden, ehe man das Nest bereitet, pulverisirten Kalk-Mörtel zu streuen. Der scharfe Kalkstaub läßt kein Ungeziefer aufkommen.

In heißer Jahreszeit ist es zu empfehlen, wenn man die Thiere nicht im Freien brüten läßt, das Brutnest auf frisch gestochnem Rasen zu bereiten, und diesen dann, ich meine natürlich die Außenseite, ein oder zweimal in der Woche zu begießen. Die unter dem Rasen befindliche Erde wird das Wasser einsaugen und dann den Eiern die nöthige Feuchtigkeit zuführen. Denn, wenn die Eier zu trocken werden, was bei großer Hitze leicht der Fall ist, sterben die Kücken, bevor sie vollständig ausgewachsen sind, in den Eiern. Trockene Hitze hat schon manche Brut ruinirt. Man kann auch die Eier von Zeit zu Zeit mit einem in lauwarmem Wasser getränkten Tuche anfeuchten, das erstere Mittel ist jedoch vorzuziehen, allein schon aus dem Grunde, weil die Henne bei Anwendung desselben durchaus nicht gestört wird. Bruthennen, welche man so setzt, daß sie sich im Freien ergehen können, werden stets Morgens das Nest verlassen, sich in dem vom Thau feuchten Grase den Körper benetzen und diese Feuchtigkeit den Eiern mittheilen.

Man sollte, wenn man nicht ganz besonders warme Räumlichkeiten zur Aufzucht der Jungen hat, nicht in zu früher Jahreszeit brüten lassen. Wenn das Wetter auch Anfangs schön ist, die jungen Thiere bereits ein Alter von einigen Wochen erreicht haben und die Witterung dann längere Zeit rauh wird, so tritt im Wachsthum ein Stillstand ein, der nicht wieder nachzuholen ist. Die passendste Zeit zum Brütenlassen sind die Monate April und Mai. Stellt sich dann wirklich noch rauhes Wetter ein, so ist es doch selten von langer Dauer. Wenn der Herbst ein sehr schöner ist, können freilich selbst sogenannte Herbstkücken noch gut werden, meistens bleiben jedoch solche Thiere schwächlich und erreichen nicht die natürliche Größe.



Das Ausschlüpfen der Küchlein.

Da ein jeder Züchter, er mag mehr oder weniger Liebhaber sein, mit einer gewissen Spannung dem Tage entgegen sieht, an welchem die Henne den Brutproceß vollendet und die jungen Thiere das Licht der Welt erblicken, so ist es interessant zu wissen, ob man überhaupt Küchlein zu erwarten hat, die Eier könnten ja unbefruchtet sein, und von solchen ist ja natürlich keine junge Brut zu erwarten.

Um sich nun Gewißheit zu verschaffen, ob die der Henne untergelegten Eier befruchtet sind oder nicht, nehme man die Eier, nachdem dieselben sechs oder sieben Tage von der Henne bebrütet worden, unter derselben heraus und halte sie in der hohlen Hand gegen die Sonne oder gegen ein Licht. Die befruchteten Eier werden dunkel, die unbefruchteten dagegen so klar erscheinen, als frisch gelegte. Ist die Bruthenne jedoch sehr wild, so unterlasse man dies Nachsehen entweder ganz, oder begnüge sich damit, ein oder zwei Eier zu untersuchen. Ergeben diese bei der Untersuchung ein günstiges Resultat, so sei man zufrieden, und warte den weiteren Verlauf ab. Die klaren Eier entferne man, dieselben lassen sich noch ganz gut im Hausstande verwerthen. Wenn man dieses nicht will, es hat doch immer etwas Unappetitliches an sich, dann kann man sie ja nur aufbewahren und seiner Zeit als Kückenfutter mit verwenden.



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

WEISSE ITALIENER.

Es kommt fast bei einer jeden Bruthenne vor, daß bei den ihr untergelegten Eiern sich einige unbefruchtete vorfinden. Hat man zwei Hennen brüten, die natürlich zu gleicher Zeit gesetzt sein müssen, und man findet beim Nachsehen der Eier, daß etwa nur die Hälfte derselben befruchtet ist, so giebt man der einen Henne sämmtliche befruchtete und legt der andern auf's Neue frische Eier unter. Man vergesse jedoch nicht, das Nest wie ein frisch gemachtes zu behandeln, und wieder ein wenig Insectenpulver einzustreuen. Das Nichtbefruchtetsein der Eier kommt übrigens nur dann vor, wenn man dem Hahne zu viele Hennen beigiebt. Hat derselbe nur sechs bis höchstens acht Gefährtinnen, so ist mit einer ziemlichen Gewißheit anzunehmen, wenn der Hahn ein gesundes, kräftiges Thier ist, daß dann alle Eier befruchtet sind.

Einige Hähne sind viel mehr zum geschlechtlichen Triebe geneigt und fruchtbarer, als andere. So hat ein Bekannter von mir bei dreißig Hennen nur einen Hahn, der freilich feuriger Italiener ist. Es wurden dreißig Eier dieser Hennen zweien Bruthennen untergelegt. Das Resultat war ein glänzendes, es schlüpften 29 kräftige Küchlein aus.

Man kann mit Recht sagen, daß das Ei an und für sich allein ein Wunder der Schöpfung ist, wenn man die rasche Entwickelung des aus demselben entstehenden Thieres verfolgt. Dieselbe ist vortrefflich dargestellt in nachfolgendem, welches dem ausgezeichneten Werke: **„Das künstliche Ausbrüten und die Hühnerzucht“** von Hermann Baumeyer in Dresden. (Hamburg, Verlag von J. F. Richter) entnommen ist. **Baumeyer** sagt über **„Ausbildung des Hühner-Embryo im Ei,“** die Betrachtung des lebenden Embryo im Ei erfüllt jeden Menschen mit großer Bewunderung. Der deutsche Dichter Eberhard in Halle sagt in seinem Büchlein: „Hannchen und die Küchlein“ Folgendes:

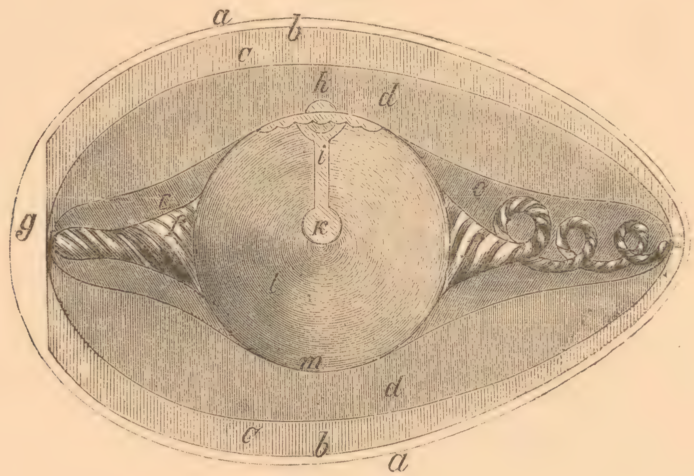
„Hätte mir,“ sprach sie, „der Himmel verehrt die Gabe der Dichtkunst:
Hier, beim Neste des Huhns, in Bewunderung freudig versunken,
Sollte das heiligste Lied zum Preise des Schöpfers erklingen.
So viel Eier das Huhn ausbrütet im schweigenden Neste,
So viel Wunder entstehen dann plötzlich den Blicken entschleiert.“

Diese Wunder will ich nun mir erlauben, im Folgenden anzuführen und ausführlich zu besprechen: vorher aber werde ich eine specielle Be-

schreibung der Construction des Ei's geben, da die Kenntniß der Bestandtheile des Ei's zum besseren Verständniß der Vorgänge dient, welche bei der Bildung des Embryo stattfinden.

Das Innere des Ei's ist bei weitem vielfältiger zusammengesetzt, als eine oberflächliche Anschauung desselben erwarten läßt.

Figur 1.



Es stellt Figur 1 einen Querschnitt eines Hühner-Ei's vergrößert, so wie jedes andern Vogel-Ei's, dar. In dieser Figur ist:

a) die äußere harte Schale. Es besteht dieselbe ausschließlich blos aus kohlensaurem Kalk; sie ist bei Hühner-Eiern rein weiß, mit Ausnahme der Eier von den Cochinchina-Hühnern, und den Eiern anderer asiatischer Racen, welche etwas gelblich gefärbt sind;

b) die pergamentartige Schalenhaut, welche unmittelbar unter der harten Schale liegt und diese vollständig auskleidet. Diese Haut besteht wiederum aus drei Häutchen, wovon man sich überzeugen kann, wenn man dieselbe im Wasser aufweicht. Es erscheinen diese sich trennenden Schichten aber nicht als Häutchen, sondern als ineinander verwobene Fädchen, ungefähr so, wie die Papiermasse unter dem Vergrößerungsglase erscheint;

c) das äußere Eiweiß, welches das dünnflüssigere ist, und bei dem Ausschlagen des Ei's zuerst abfließt. Hierauf folgt:

d) das dickere Eiweiß, welches nach dem dünnsten abfließt, und unter diesem liegt:

e) das dickste Eiweiß, welches an der Dotterkugel anhängend erscheint, und

f) die sogenannten Hagelschnüre in sich einschließt, die sich an ihrer weißen, flockigen Beschaffenheit erkennen lassen, und durch welche die inneren Bestandtheile des Ei's in ihrer normalen Gestaltung und Lage erhalten werden. Am stumpfen Ende des Ei's befindet sich:

g) eine Luftschicht, deren Bestimmung und Wirksamkeit ich in späterem Verlaufe der Erörterung der Embryo-Bildung anführen werde.

In der Mitte des Ei's ruht:

l) die Dotterkugel, welche von

m) der Dotterhaut, einer sehr feinen Haut, eingeschlossen ist.

Auf der Dotterkugel befindet sich:

h) der Hahnentritt, der Keim, aus welchem sich das Thierchen bildet. Dieser Keim besteht aus drei Schichten: dem Schleimblatt, dem Gefäßblatt und dem serösen Blatt. Unter dem Keime befindet sich:

i) der hohle Gang, welcher nach

k) der Central-Höhle führt. Diese ist mit einer geringen eiweißhaltigen Flüssigkeit erfüllt.

Auf die Lage des Keimes und den Zweck des hohlen Ganges komme ich im Nachfolgenden specieller zurück:

Wenn das Ei durch Wärme von außen, sei es durch die natürliche Wärme der Henne oder durch die künstliche Wärme des Brütofens bebrütet wird, so wird durch die Einwirkung dieser Wärme die scheinbar todte Masse des Eiweißes und des Dotters durch die Kraft der Lebensthätigkeit in Fleisch, Blut und Knochen umgewandelt, ohne daß von außen etwas anderes diese Metamorphose bewirkt als die Wärme, und ohne daß von der Eierschale dazu Kalk abgegeben wird, was man früher behauptete. Ein physischer Einfluß des brütenden Vogels auf den Embryo findet dabei nicht statt; diese Ueberzeugung habe ich aus den Ergebnissen zahlreicher und gründlicher Beobachtungen gewonnen. Die künstlich bebrüteten Eier und ausgebrüteten Hühner unterscheiden sich in Nichts von den natürlich bebrüteten Eiern und ausgebrüteten Hühnern, diese und jene sind in aller und jeder Beziehung einander völlig gleich. Immer noch findet die Ansicht, daß der brütende

Vogel auf den Embryo einen physischen Einfluß habe, ihre Vertheidiger. Auch anderweitig beobachtete Thatsachen widerlegen diese Annahme. Häufig findet es statt, daß man von Hühnern Enten-Eier und von Enten Hühner-Eier ausbrüten läßt. Die junge Ente und das junge Huhn verändern dadurch die ihnen von Natur zukommenden Eigenthümlichkeiten in keinerlei Weise, sie erhalten dasselbe Naturell, welches sie erhalten haben würden, wenn sie von Individuen ihrer Gattung ausgebrütet worden wären.

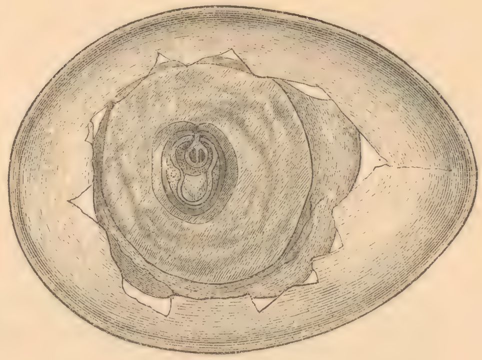
Bei Einwirkung der Wärme von Außen hebt sich die Dotterkugel, welche bei einem frisch gelegten Ei stets im Mittelpunkt des Ei's schwebt und von allen Seiten gleichmäßig mit Eiweiß umgeben ist. Es tritt nun dieselbe unmittelbar unter die Schale, und zwar nach oben, wo nun der auf der Dotterkugel ruhende Keim die Wärme von Außen empfängt. Die zweckentsprechende Construction der Dotterkugel (Figur 1 l, h, i, k) ist es, welche die Bewunderung des denkenden und forschenden Menschen erregt und fesselt, und ihm zeigt, daß die Natur auch in dem scheinbar Kleinen und Unbedeutenden groß und erhaben ist in ihrem Walten.

Unter dem Keime (Figur 1 h) geht, wie bereits erwähnt wurde, ein hohler Gang (Figur 1 i) nach dem Mittelpunkt des Ei's. Dieser hohle Gang aber ist es, welcher den Keim stets nach oben balancirt, indem sich an dem entgegengesetzten Ende des Keimes der Schwerpunkt der Dotterkugel befindet, wodurch die Lage des Keimes nach oben gegen den Horizont senkrecht gerichtet wird. Sehr leicht kann ein Jeder auch selbst sich von dieser Construction überzeugen. Wenn man nämlich mit dem Messer auf der langen Seite des Ei's am stumpfen Ende die Schale vorsichtig zerklopft, damit etwas Luft austreten kann, und dann auf der langen Seite des Ei's die Schale zart durchbricht und davon soviel abhebt, daß man das Innere des Ei's sieht, so erblickt man auf der Dotterkugel einen weißgelben Punkt, dies ist der Hahnentritt, oder Keim. Man kann hierbei das Ei drehen, auf welche Seite es auch sei, immer wird man den Keim oben erblicken.

Durch Einwirkung der Wärme von 32° Reaumur hebt sich also die Dotterkugel und tritt unmittelbar unter die Schale. Das Aussehen der Dotterkugel wird nach kurzer Zeit wesentlich verändert, es bilden sich um den Keim herum dunkle Wolken und Streifen (Figur 2). Das Keimblatt zer-

theilt sich nun in die drei Blätter, welche bereits im Vorhergehenden als seine Bestandtheile angegeben wurden, in das seröse Blatt, das Schleimblatt und das Gefäßblatt.

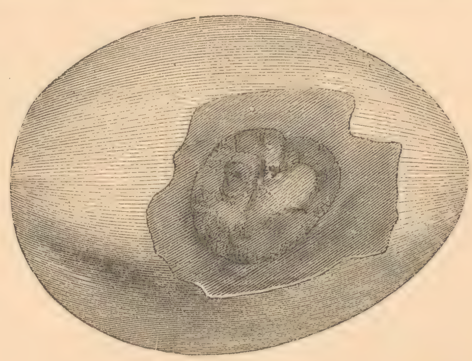
Nach zwanzig Stunden der Bebrütung sieht man auf der Dotterkugel dunkle Streifen und um den Keim herum zeigen sich dunkle braune Punkte. Es sind nach Verlauf dieser Zeit schon wesentliche Veränderungen in den Bestandtheilen des Ei's entstanden. Es läßt sich dies anschauen, wenn man ein unbebrütetes Ei damit vergleicht.



Figur 2.

Nach 24 Stunden der Brüt-Einwirkung (Figur 2) hat sich um den Keim und über demselben, indem er sich ein wenig gesenkt hat, eine dünne Flüssigkeit gebildet, welche als ein kleiner, dunkler Hof um den Keim erscheint, und die in der 20. Stunde braun gefärbten Punkte haben schon mit der 24. Stunde eine rothe Färbung erhalten.

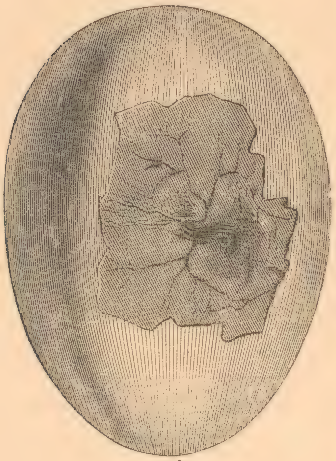
In der 30. Stunde beginnen die rothen Punkte, die sich schon bedeutend vermehrt haben, sich zu Adern zu vereinigen. Diese Adern bilden die Nabelgefäße des jungen Thierchens. Ferner ist in der hier angezeigten Figur ein größerer rother Punkt zu erblicken, es steht derselbe nahebei in der Mitte; dieser rothe Punkt ist die eine Hälfte des Herzens. Es hat dieser Punkt die Eigenthümlichkeit, daß er abwechselnd erscheint und verschwindet. Dieser Wechsel entsteht dadurch, daß das Blut abwechselnd aus der einen Hälfte des Herzens in die andere tritt. Es ist nämlich hier das Herz noch langgestreckt, noch nicht völlig normal geformt, und es liegt die andere Hälfte mehr nach Innen des Ei's, näher zu dem Mittelpunkt, so daß man erstere hier als die vordere, letztere als die hintere Hälfte des Herzens bezeichnen kann. Die beiden Herz-Ohren haben sich noch nicht zusammengeneigt, und nur die vordere Herzkammer ist sichtbar, die hintere ist dem Blicke ver-



Figur 3.

deckt. Daher sieht man nicht das Blut aus der einen Kammer in die andere hinüber und herüber gehen, nur das Eintreten in die vordere Herzkammer und das Austreten aus derselben läßt sich durch Erscheinen und Verschwinden bemerken.

In der 36. Stunde bemerkt man zwei rothe Punkte (Figur 3), welche abwechselnd erscheinen und verschwinden. Die Nabel- und überhaupt die Blut-Gefäße sind bereits bedeutend größer geworden, und das Herz hat nun eine Lage angenommen, daß man beide Kammern erblicken kann. Der Embryo selbst ist auch schon nach seiner Gestaltung durch eine langgestreckte, weiße, gallertartige Masse angedeutet.



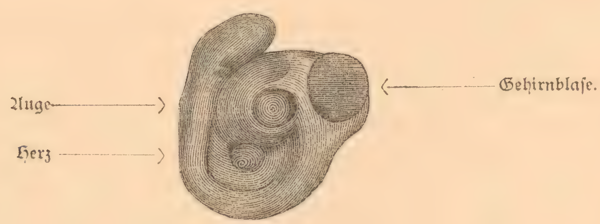
Figur 4.

In der 45. Stunde beginnt die langgestreckte Embryo-Masse sich zu krümmen. Die Lage des Embryo erscheint dadurch nun schon angedeutet.

Am dritten Tage werden die Blutgefäße am Kopfe, so wie auch an anderen Theilen des Körpers sichtbar (Figur 4).

Am vierten Tage kommen Augen und Gehirnblasen zum Vorschein und vermag man auch die Ansätze zu den Flügeln zu bemerken.

Figur 5a. Vergrößert gezeichnet. Embryo außerhalb des Ei's.



Figur 5 a.

Figur 5b. Embryo im Ei. a. Amniosflüssigkeit.

Am fünften und sechsten Tage bewegt sich schon der Embryo im Ei. Die Augen haben in ihrer Entwickelung Fortschritte gemacht, indem sich in jedem derselben ein Ring gebildet hat. Das Eiweiß ist dicker geworden und das Dotter hat sich wesentlich verändert. Der Oberkiefer ist schon

deutlich sichtbar, hingegen ist der Unterkiefer nur angedeutet. Die Flügel und Füße haben sich vergrößert und die Gehirnblasen können völlig in ihrer Gestaltung erblickt werden.



Figur 5 b.



Figur 6.

Figur 6. Embryo vergrößert. a. Unterkiefer. b. Flügel. c. Füße. d. Chorions- oder Glashaut ohne Amniosflüssigkeit.

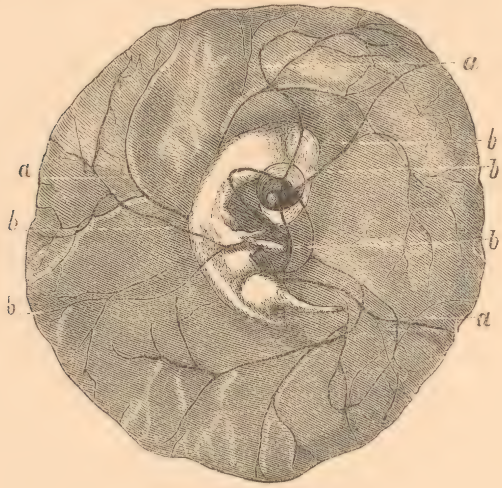
Am 7. Tage ist die Entwickelung des Embryo, die Vergrößerung seiner einzelnen Theile um Vieles fortgeschritten. Die Chorionshaut hat das Innere des Ei's schon zur Hälfte umgeben.

Am achten und neunten Tage ist der Unterkiefer deutlich vorhanden. Das Auge hat zwei Ringe bekommen. Die Menge des Eiweißes hat sich beträchtlich vermindert. (Figur 7. Embryo mit Dottersack. a. Blutgefäße im Dottersack. b. Blutgefäße in der Glashaut, welche hellrother sind als a.)

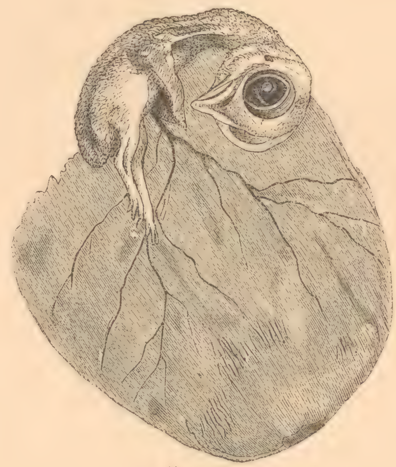
In 9 Tagen 22 Stunden erscheint das Auge noch vollkommener gestaltet. Die Muskulatur ist angedeutet. Der Beginn der Federbälge ist zu bemerken. Das Ohr läßt sich bereits erblicken.

Am elften Tage sieht man die Ansätze zu den Steuerfedern 2c. Das Ohr tritt deutlicher hervor. Ueber dem Augendeckel bemerkt man die Bildung von Federbälgen und auch auf anderen Theilen des Embryo lassen sich dieselben wahrnehmen. (Figur 8 ohne Glashaut.)

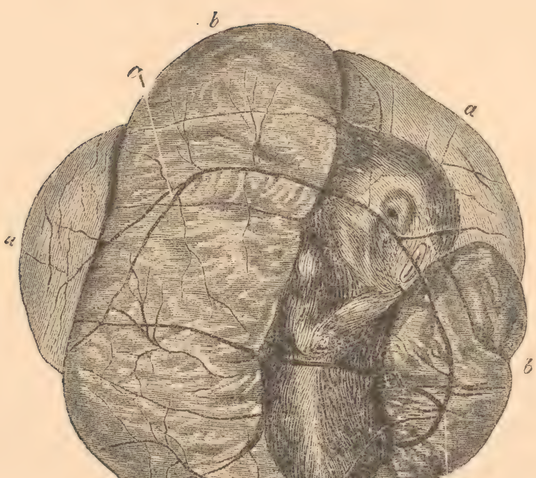
Am zwölften Tage ist die Entwickelung des Thierchens so weit fortgeschritten, wie in Figur 9 dieselbe dargestellt ist. Das Eiweiß, welches man vom Thierchen getrennt erblickt, ist ganz dicht geworden. Der ganze Inhalt des Ei's a. Dottersack, b. Dottersack, c. Blutgefäße in der Glashaut.



Figur 7.



Figur 8.



Figur 9.



Figur 10.

Am 13. Tage bildet sich auf den Krallen der hornige Ueberzug und die Zehen bekommen Nägel.

Figur 10. Embryo im Ei.

Am vierzehnten Tage umschließt die Chorionshaut, die membrana lucida, das Innere des Ei's völlig, indem sie sich unter der Schalenhaut ausbreitet. Der Dottersack fällt zusammen. Nur ein wenig Eiweiß ist noch vorhanden. Das obere und untere Augenlid erreichen einander und schließen das Auge. Die Schuppen am Eingange der Nase, welche die Hühnerfamilie charakterisiren, treten deutlich hervor.



Figur 11. Embryo außer dem Ei.



Figur 12.



Figur 13.

Am 15. und 16. Tage verschwindet das Eiweiß gänzlich. (Figur 12.) Der Kopf hat sich nach der Brust gekehrt und befindet sich auch schon zum Theil unter dem rechten Flügel. (Figur 13.)

Am 17. bis 19. Tage tritt der Dottersack durch den Nabel in den Leib des Hühnchens. (Figur 13.)

Am 19. bis 21. Tage beginnt das Auskriechen des Thierchens. Dasselbe wird bei dem einen Hühnchen schneller, bei dem andern langsamer vollbracht. In einzelnen Fällen währt dieser Vorgang nur eine Stunde, gewöhnlich drei bis sechs Stunden, bisweilen aber vergehen von dem Beginn bis zum Ende desselben 24 Stunden.

Die Luftschicht am stumpfen Ende des Ei's, welche durch den Brüt-Verlauf bis zum 19. Tage zugenommen hat, läßt nun ihre wichtige Bedeutung erkennen; es tritt nun der Zeitpunkt ein, wo sie ihren hauptsächlichen Zweck erfüllt. Das Vorhandensein des nur mit Luft erfüllten Raumes nämlich gestattet. dem Thierchen Bewegungen im Ei, so daß das Hühnchen mit dem Schnabel gegen die Schalenwand picken kann. Ohne diesen nur mit Luft erfüllten Raum würde es dem Hühnchen nicht möglich sein, Bewegungen und Kraftanstrengungen zu machen, um sich selbst aus seinem Kerker zu befreien. Das Hühnchen durchpickt mit dem Schnabel an einer Stelle die Schale, während es den Kopf unter dem linken Flügel hat. Daselbst springt in der Regel die Schale in Form eines Dreiecks von der Größe einer Erbse ab. Hierauf schiebt oder dreht es sich allmälig in der Schale herum, während es gleichzeitig immer an auf einander folgenden Stellen die Schale durchpickt. Die Füße liegen vor dem Kopfe und es schiebt sich mit denselben Punkt für Punkt weiter, in dem Maße, wie das Durchpicken von Erfolg begleitet ist. Die Schale wird dadurch in der Regel in zwei Theile getheilt, wovon das stumpfe Ende des Ei's der kleinere, und das spitze Ende desselben der größere Theil ist.

Behauptete man bisher, daß das Auskriechgeschäft eine schwere Arbeit für das Hühnchen sei, und war man ferner der Ansicht, daß die alte Bruthenne bei dem Auskriechen dem Hühnchen Hilfe leiste, so hatte man Behauptungen aufgestellt und Ansichten gehegt, die auf Beobachtungen und praktische Erfahrungen nicht gestützt sind, die als irrige bezeichnet werden müssen. Nicht blos überflüssig, sondern sogar nachtheilig würde eine Hülfe von Außen sein oder werden können. Die Blutgefäße in der membrana lucida sind noch nicht blutleer, wenn das Hühnchen anfängt die Schalen zu durch-

picken. Würde man nun die Schale von Außen an einer Stelle ablösen, so könnte sehr leicht dadurch ein Blutgefäß in der membrana lucida verletzt und auf diese Weise der Tod des Hühnchens herbeigeführt werden.

Die Anstrengungen, welche das Hühnchen macht, um aus dem Ei herauszukommen, sind nicht so groß, als man vielleicht meinen könnte. Die feste, harte Masse der äußeren Schale ist in ihrer Gestaltung einem Gewölbe zu vergleichen. Dasselbe von Außen einzudrücken, würde nicht möglich sein, wegen der Spannung, in welcher jeder einzelne Theil zum Ganzen steht; ein geringer Druck hingegen von Innen hebt die Spannung auf und zerstört das Gewölbe.

Ich komme nochmals auf die am stumpfen Ende des Ei's befindliche Luftschicht zurück, da über die Bestimmung derselben einige Physiologen Ansichten hegen und Behauptungen aussprechen, die nach meinen zahlreichen und gründlichen Beobachtungen, angestellt während meines vieljährigen Betriebes der künstlichen Ausbrütung und Zucht der Hühner, mindestens in Zweifel zu ziehen sind. Einige Physiologen behaupten nämlich, der Embryo absorbire atmosphärische Luft und bedürfe derselben zu seiner Ausbildung, und zu diesem Zwecke diene die Luftschicht am stumpfen Ende.

Wenn ein Ei der Bebrütung ausgesetzt ist, so nimmt die Luftschicht am stumpfen Ende in ganz gleicher Weise an Größe zu, sei das Ei befruchtet oder nicht, oder sei dasselbe zu alt gewesen, und habe aus diesem Grunde der Lebenskeim sich nicht entwickeln können. Das Wachsen der Luftschicht geschieht hier also nur mechanisch. Indem die Eimasse durch Verdunstung ihr Volumen vermindert, dringt dafür eine diesem Verluste entsprechende Menge Luft am stumpfen Ende ein. Wäre die Luftschicht nicht in Folge der Verdunstung der Eimasse entstanden, läge hier wirklich eine physiologische Wirkung der Luftschicht auf den Embryo zu Grunde, so würde wohl sicherlich eine Verschiedenheit in der Größe der Luftschicht bei einem durch die Brütung entwickelten und bei einem durch dieselbe nicht entwickelten Ei zu finden sein.

Wenn der Embryo den Sauerstoff der Luft absorbirte, so würde sich hieraus als nächste Folge ergeben, daß sich Gase ausscheiden müßten, welche nicht mit in den Embryo übergehen und sich nicht zu festen Stoffen ver-

dichten. Diese Gase müßten sich nach den physikalischen Eigenschaften der Gase stets oben an der Wölbung des Ei's befinden, weil sie specifisch leichter sind als die Eimassen und diese durchdringen. Es zeigen sich aber daselbst niemals Luftblasen, wenn nicht das Ei verdorben ist; dann verschafft aber sich diese Luft oft bei dem Sprengen der Schale Ausgang mit einem Knall.

Würde nun der Fall angenommen, daß die Luft, welche der Embryo absorbirt, völlig zu festen Stoffen sich verdichte, daß also keine Gasart ausgeschieden werde, so dürfte in diesem Falle das Gewicht des Ei's nicht abnehmen, sondern es müßte sogar zunehmen, indem an Stelle der verbrauchten Luft stets von neuem Luft am stumpfen Ende in das Ei eintritt. Jedenfalls dürfte der Gewichtsverlust nicht so viel betragen, als die verdunstete Feuchtigkeit wiegt. Zur Begründung der Behauptung, daß der Embryo Luft absorbire und dieselbe zu seiner Entwickelung bedürfe, beruft man sich auf die Erscheinung, daß, wenn man ein Ei mit Firniß überzieht, der Embryo dann absterbe, weil eben keine Luft hinzutreten könne. Dies beruht jedoch darauf, daß die Verdunstung des Ei's verhindert ist; aus dieser Ursache erfolgt der Tod.

Endlich ist noch anzuführen, daß keine Organe im Ei vorhanden sind, um von Außen dem Embryo atmosphärische Luft zuzuführen, wodurch der Stoffwechsel des Ei's mit der Außenwelt unterhalten würde.

Es soll aber durchaus die Wichtigkeit der Luftschicht am stumpfen Ende nicht in Abrede gestellt werden; es tritt aber die Wirksamkeit derselben, die Bedeutung ihres Vorhandenseins erst beim Auskriechen des Hühnchens auf. Ohne diese Luftschicht würde, wie bereits im Vorhergehenden dargestellt wurde, das Hühnchen keine Bewegung machen können, um sich aus seinem Kerker zu befreien. Ferner würde aber auch das Thierchen während der Befreiungsarbeit im Ei ersticken müssen, wenn die Luftschicht nicht vorhanden wäre, da bei dem Durchpicken der Schale das Thier schon anfängt zu athmen. Diese Erscheinung mag aber zugleich als Beweis dienen, daß die am stumpfen Ende befindliche Luftschicht zu dem Embryo während der Entwickelung desselben bis zum Auskriechen in keiner Wechselwirkung gestanden hat, da die Luft zum Athmen für das Thier noch tauglich ist. Daß die Hühnchen während des Durchpickens der Schale schon athmen, kann als voll-

kommen sicher angenommen werden, da oft die Hühnchen, welche gegen die Schale picken, noch ehe sie die Schale durchpickt haben, zu schreien anfangen.

Die Beobachtungen Baumeyer's haben bereits schon das Verdienst, einen bestimmten Weg für das künstliche Ausbrüten festgestellt zu haben. Während man früher vor Bekanntsein des Baumeyer'schen Brütverfahrens auf die Art der Erwärmung der Eier keinen Werth legte, construirt man jetzt die Apparate durchgängig so, daß die Einwirkung der Wärme auf die Eier nur von oben stattfindet.

Es ist nothwendig, dann und wann einmal nachzusehen, ob während des Auskommens nichts Ungehöriges passirt. Es kommt nämlich oft vor, daß die Schale, aus denen ein Küchlein entschlüpft ist, durch eine Bewegung der Henne sich über ein anderes bereits gepicktes Ei schiebt. Wenn man die zweite Schale nun nicht entfernt, so würde das Thierchen unfehlbar sterben, es hat nicht die Kraft, die doppelte Eierschale zu durchstoßen. Man muß also mehrere Male des Tages nachsehen, ob Kücken ausgekommen und dann die leeren Eierschalen entfernen. Die Henne läßt sich dies ganz gut gefallen, man kraut ihr mit der linken Hand die Brust, was die Hühner immer sehr gerne haben mögen und nimmt mit der rechten Hand die Eierschalen heraus. Es ist jedoch rathsam, daß diese Procedur keine fremde Person, sondern diejenige vornimmt, welche stets um das Huhn beschäftigt war, demselben also bekannt ist. Ist die Henne sehr wild — es giebt ja Hennen, welche sehr gut brüten, sich dennoch aber nicht berühren lassen — so störe man sie lieber garnicht. Denn, wenn die Henne, durch Furcht vom Neste verscheucht, dasselbe wieder betritt, so geschieht dies mit einer sochen Hast, daß sie gewöhnlich Unheil anrichtet. Es ist sehr gut, die Eier vor dem Ausschlüpfen zu schwemmen, um zu sehen, ob auch alle Kücken leben. Man nimmt hierzu ein Gefäß mit lauwarmem Wasser und legt die Eier behutsam hinein. Die Eier, welche sich auf und nieder bewegen, enthalten lebende Hühnchen. Bleiben die Eier unbeweglich, so ist aus denselben kein Küchlein zu erwarten. Außerdem hat das Schwemmen den Vortheil, daß die Feuchtigkeit des Wassers durch die Schale nach der Haut dringt, dieselbe wird feucht und ist leichter von den kleinen Thierchen zu durchstoßen. Es

ist diese Methode besonders bei Cochins und Brahmas zu empfehlen, weil die Eier dieser Hühner eine besonders dicke Haut haben. Die Haut ist oft so dick, daß die Thierchen nicht die Kraft haben, die Oeffnung so groß zu machen, um den Kopf heraus zu bringen, man muß dann zu Hülfe kommen und die Oeffnung dadurch vergrößern, daß man so viel Eierschale um den Schnabel herum abbricht, daß der Kopf frei wird. Weiter darf man aber durchaus nicht helfen, denn fließt ein Tröpfchen Blut, ist das Thier unrettbar verloren. Man läßt dem Thierchen auch übrigens nicht eher Hülfe zu Theil werden, bis man sieht, daß es nach sechs bis achtstündigem Arbeiten nicht im Stande ist, die Schale zu durchbrechen.

Es mag noch erwähnt werden, daß bei sehr warmem Wetter der Entwickelungsproceß etwas schneller vor sich geht, man findet dann oft schon den 19. Tag gepickte Eier vor.

Sehr rathsam ist es, wenn das erste Kücken ausgekommen ist, das Nest rund herum mit Kästen zuzusetzen. Der Ausschlüpfungs-Proceß dauert oft, wenn die Eier nicht von gleichem Alter sind, einen ganzen Tag. Die zuerst ausgekommenen Küchlein sind jedoch oft nach sechs bis acht Stunden so munter, daß sie versuchen, das Nest zu verlassen. Hat nun eins der kleinen Thiere dies zu Stande gebracht, so piept es, aus Kälte und auch wohl aus Furcht. Auf sein Geschrei verläßt die Mutter das Nest, um es zu wärmen und zu beruhigen. Die im Neste zurückgebliebenen, eben ausgekommenen Küchlein und noch darin befindlichen Eier beachtet die Mutter nicht weiter, und müssen diese, wenn nicht baldigst Hülfe geschaffen wird, elendiglich zu Grunde gehen.

Wenn die Bruthenne zahm und zutraulich ist, so kann man jedoch auch die Kücken fortnehmen; wie dies zu bewerkstelligen, davon im nächsten Kapitel.





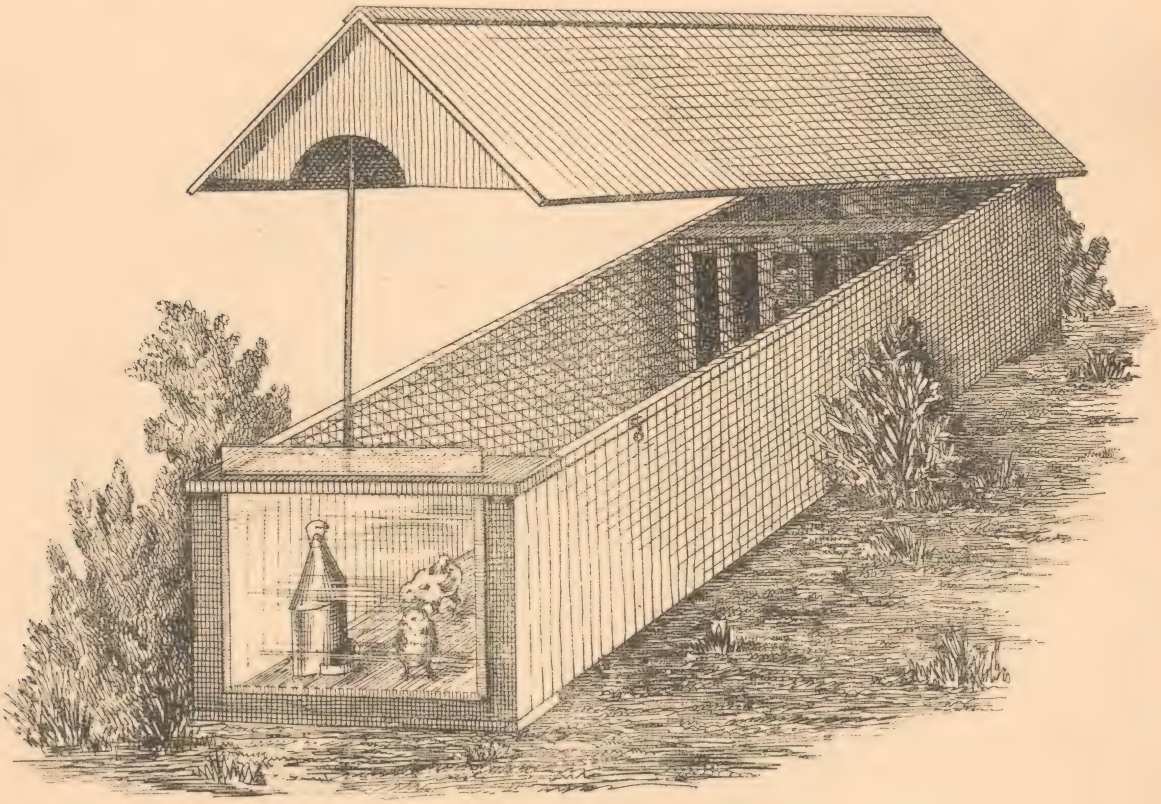
Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

REBHUHNFARBIGE COCHIN-CHINA.

Die Aufzucht der Hühner.

Wenn die ersten Kücken ausgeschlüpft sind, thut man am Besten, wenn die Thierchen trocken geworden, sie vorläufig der Mutter fortzunehmen und in einen Kasten, der eine Unterlage von Baumwolle hat, zu legen. Man bedecke dieselben dann entweder mit Baumwolle oder einem Federdeckchen. Sobald wieder Küchlein ausgeschlüpft und trocken geworden, geselle man sie den ersten bei. Diese Methode ist deshalb zu empfehlen, weil, wenn man die Thierchen bei der Mutter läßt, es fast bei einer jeden größeren Brut vorkommt, daß Küchlein erdrückt werden. Man darf jedoch nicht allzu viele Kücken in einen solchen Kasten stecken, sie würden sonst ersticken. Wenn nun alle Küchlein ausgekommen, dann gebe man die fortgenommenen der Mutter zurück, lasse diese jedoch nicht auf dem Neste, sondern bringe sie in einen Behälter, wo sie mit ihren Jungen die ersten Wochen zubringen soll. Ich habe dazu Aufzuchtkasten nach französischem System, die sich als sehr praktisch bewährt haben. Die Kasten sind 5 Fuß lang und 2 1/2 Fuß breit, von einer Höhe, daß die Bruthenne bequem darin stehen kann. Obenauf liegt ein Rahmen mit Draht übersponnen. Sodann muß ein wasserdichtes Dach vorhanden sein, welches bei Regenwetter und überhaupt des Nachts über den Kasten gedeckt wird. Damit nun Licht in den Kasten fällt, wenn das Dach aufliegt, ist vorne eine Glasscheibe zum Herausnehmen. Gedenkt man den jungen Thieren eine ganz besondere Pflege zu Theil werden

zu lassen, und will nicht, daß die Mutter daran Theil nehme, so sperre man den hinteren Raum durch Leisten ab, welche zum Herausnehmen eingerichtet werden müssen. Der Raum muß so groß sein, daß die Henne sich bequem darin bewegen kann, die Leisten immer einen so weiten Zwischenraum bieten, daß die Küchlein zu der Mutter gelangen können. Diese selbst kann ja dann



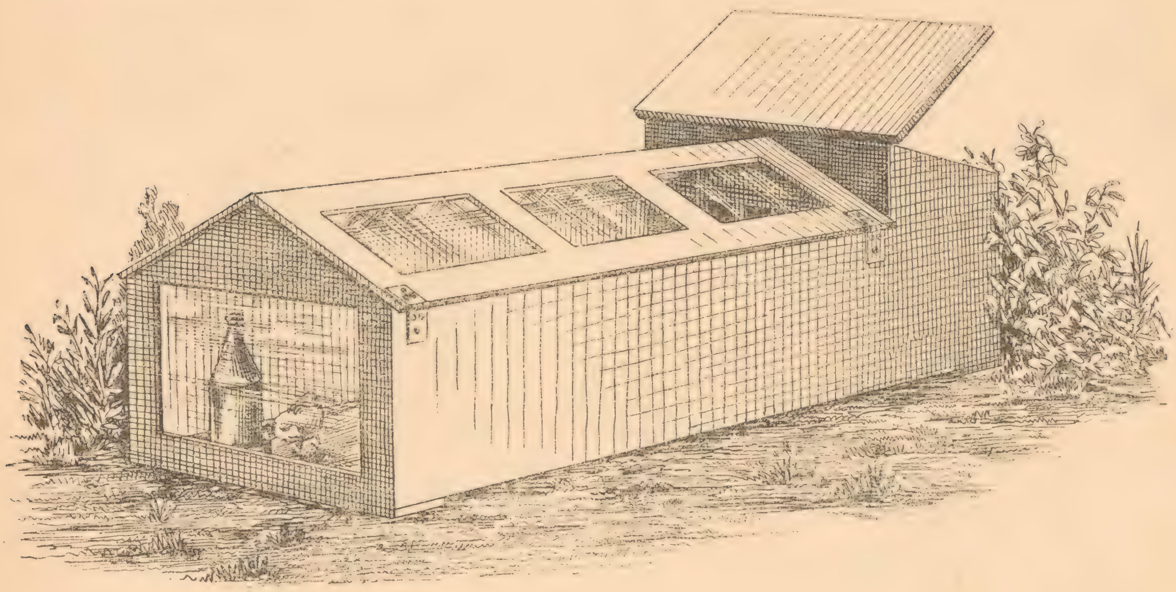
Geflügel-Aufzuchtkasten.

auch mit Kopf und Hals hindurch kommen, um Futter und Wasser zu erreichen, welches man nicht versäumen darf so hinzustellen, daß die Henne dasselbe bequem erreichen kann. Es ist ja übrigens auch nicht nöthig, daß die Bruthenne fortwährend abgesperrt ist, man kann sie ja nur in den Verschlag treiben, wenn die Küchlein besondere Leckerbissen, als Ameiseneier rc. erhalten sollen. Einen solchen Kasten kann sich ein Jeder billig herstellen.

Will man einen Aufzuchtkasten von eleganterer Form, so lasse man einen solchen anfertigen, wie nebenstehende Abbildung zeigt, mit Glasfenstern

zum Aufklappen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß dieser Kasten ebenfalls mit einem feinen Drahtnetz versehen sein muß, die Fenster werden nur des Nachts oder bei Regenwetter geschlossen.

Es muß strenge darauf gehalten werden, die Kasten vor anfangendem Regen zu überdecken, damit die Thierchen nicht naß werden. Die Nässe ist die Hauptursache, weshalb so viele Hühnchen im zarten Lebensalter zu Grunde gehen. In den ersten sechs Wochen dürfen die Küchlein durchaus keinen Regen haben, sind sie davor nicht geschützt, dann sterben die Thierchen

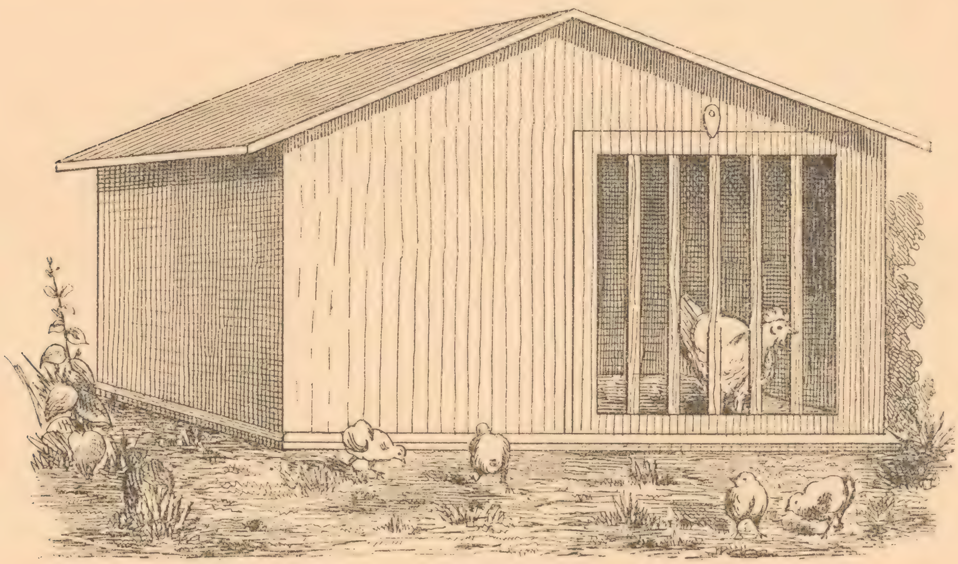


wenn nicht gleich, doch zum Herbste meistentheils an der Schwindsucht und Auszehrung. Meine Kücken bleiben in einem solchen Aufzuchtkasten oft bis zu acht Wochen, auch ohne Henne, die den Küchlein durchaus nicht mehr nothwendig ist, wenn die Thierchen einige Wochen alt und das Wetter warm ist. Der Kasten muß mit Sand dick bestreut sein, der von Zeit zu Zeit, vielleicht zweimal wöchentlich, erneuert werden muß.

Es giebt auch Kasten, in welchen nur die Bruthenne eingesperrt ist, die Küchlein dagegen gänzlich freien Lauf haben. Ein solcher Behälter ist ganz vorzüglich, da die kleinen Thierchen sich im Garten ergehen können,

wo sie Würmer und Insecten finden, bekanntlich das allergedeihlichste Futter. Schaden werden sie im Garten nicht anrichten, da sie ja im ersten Lebensalter nicht die Kraft besitzen, Pflanzen aus der Erde zu scharren. Man muß jedoch sorgfältig darauf achten, daß die Küchlein bei Regenwetter nicht heraus können, entweder den Kasten vorne, etwa bis einen Fuß Höhe von der Erde an, zusetzen, oder die Thiere lieber bei Regenwetter anderswo unterbringen.

Was nun die Fütterung anbelangt, so verfahre man folgendermaßen: den ersten Tag reiche man den Thieren gar kein Futter, man suche sie nicht



unter der Mutter hervor zu locken, die Wärme derselben ist ihnen zuträglicher als alles andere. Am zweiten Tage streue man ihnen Buchweizengrütze oder Hirse und hartgekochtes klein gehacktes Ei, sie werden jedoch auch am zweiten Tage sehr wenige Nahrung zu sich nehmen und ziehen immer noch die Wärme der Mutter vor. Der dritte Tag sieht die kleinen Wesen um vieles lebhafter, sie kommen oft unter der Henne hervor, um ein Stückchen Ei oder ein paar Körner Hirse oder Grütze aufzupicken. Es darf den Thieren natürlich von Anfang an nicht an Trinkwasser fehlen, noch besser ist ihnen Milch zu geben, jedoch darf dieselbe durchaus nicht säuerlich

sein, in diesem Zustande ist sie ihnen schädlich. Ein ausgezeichnetes Kückenfutter ist auch dicke Milch, recht trocken ausgepreßt, oder auch frischer Käse. In Gegenden, wo viele Frösche sind, fange man dieselben, bringe sie in einen Topf und begieße sie mit siedendem Wasser, welches ihren augenblicklichen Tod zur Folge hat. Sodann werfe man sie den Kücken vor, welche vortrefflich bei dieser Nahrung gedeihen. Es mag gleich erwähnt werden, daß man ein solches Kraftfutter nicht in zu großem Uebermaße geben darf. Zwei-, höchstens dreimal Fleisch-, Fisch- oder Frosch-Fütterung in einer Woche genügt vollständig. Dicke Milch hingegen kann man jeden Tag geben. Füttert man Ei, so genügt ein Ei täglich für zehn bis zwölf Kücken. Es ist ein wahres Sprichwort: „Allzuviel ist ungesund," welches auch hier Anwendung finden mag. Haben die Thiere ein Alter von fünf bis sechs Tagen erreicht, dann gebe man ihnen schon etwas Grünfutter mit, bestehend in fein zerschnittenem Gras oder Salat. Den Salat stecke man auf einen Nagel, der durch ein Brett geschlagen ist und stelle ihn so den Thierchen hin. Es ist ein reizender Anblick, zu sehen, wie die kleinen Wesen dann darüber herfallen, eines poltert über das andere hinweg.

Es kommt oft vor, daß die Excremente der kleinen Thierchen im Flaum hängen bleiben nnd dann den After verstopfen. Man sieht es den Thieren an; sie verlieren ihre Lebhaftigkeit und sitzen dick, wird ihnen keine Hilfe, sterben sie schon am nächsten Tage. Sieht man also Excremente am Hintertheil des Thieres, so greife man es, halte mit dem Daumen der linken Hand die Haut fest und löse die Excremente vorsichtig ab. Der Flaum wird mit abgelöst, die Excremente sitzen immer sehr fest darin; da die Haut festgehalten, thut es den kleinen Thierchen nicht weh, sie geben auch niemals bei dieser Prozedur einen Laut von sich. Gerade durch das Ausreißen des Flaumes wird das fernere Hängenbleiben der Excremente verhindert und das Thierchen bleibt dem Leben erhalten.

Hat man die Thiere nun vierzehn Tage mit Grütze und hartgekochtem Ei gefüttert, so kann man ihnen statt Ei schon dann und wann einmal gekochtes zerhacktes Fleisch oder gekochte kleine Fische geben. Ausgezeichnetes Futter sind frische Ameisenpuppen, nur leider sehr theuer. Eingeweichtes

Brod sollte man den kleinen Thieren nicht geben, ich habe oft gefunden, daß es ihnen wie Schwamm im Magen gelegen, sie konnten es nicht verdauen und mußten sterben. Wiederum ein sehr gutes Futter ist trockenes geriebenes Schwarzbrod (Roggenbrod), ich gebe dies meinen Küchlein täglich vom ersten Fütterungstage an, es bekommt ihnen vortrefflich. Sind die Thiere nun drei bis vier Wochen alt geworden, so reiche man ihnen statt der Grütze kleinen Weizen, Buchweizen oder geschroteten Mais, und dann und wann einmal ein gekochtes Ei mit der Schale gehackt. Der Genuß der Schale befördert die Knochenbildung.

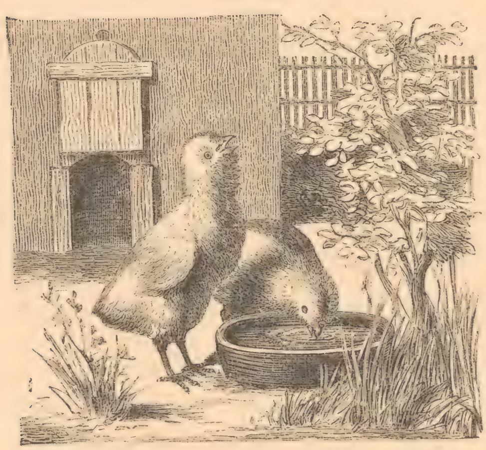
Haben die Thiere ein Alter von sechs Wochen erreicht, so bringe man sie bei schönem Wetter in's Freie, sorge aber lieber immer noch dafür, daß sie nicht gerade im anhaltenden Regen draußen bleiben. Damit die Thiere nun noch eine besondere Pflege haben, stelle man einen großen Korb auf den Hühnerhof, der so weite Oeffnungen hat, daß die Küchlein, nicht aber die großen Hühner hindurch können. In der Mitte des Korbes stelle man eine Schüssel mit Fleischstücken, Brodstückchen u. a., damit die Kücken sich daran delektiren können.

Man kann in diesem Alter auch gerne Weichfutter, es ist den jungen Thieren sogar zuträglich, mit geben. Dasselbe kann bestehen aus denselben Ingredenzien wie dasjenige für große Hühner, nur wird man gut thun, dem Futter noch etwas Knochenmehl beizumischen.

Wer es irgend kann, der sollte einen, womöglich mit Gras bewachsenen Platz einzäunen, als Laufplatz für die größeren Kücken. Man kann die Thiere dann besonders pflegen und braucht nicht zu fürchten, daß die alten Hühner ihnen die besten Bissen wegschnappen. Es muß natürlich auf diesem Platz ein genügend großer Stall für die Kücken gebaut werden, mit überdachtem Vorhof, damit sie bei Regenwetter nicht gezwungen sind, den ganzen Tag entweder im Stalle zu bleiben oder im Regen umher zu patschen. Man darf die Thiere auch nicht zu früh, wenn der Rasen noch naß ist, heraus lassen. Im Sommer weniger, im Herbste jedoch oft, fällt des Nachts starker Thau, wodurch der Rasen vollständig durchnäßt wird. In diesem,

vom Thau durchnäßten Rasen umher zu laufen, ist den Thieren durchaus schädlich. Man lasse sie dann nur in den Vorhof, und zwar so lange, bis der Rasen ordentlich abgetrocknet ist.

Spart man in der ersten Lebensperiode des Huhnes weder Kosten noch Mühe, dann wird man ein kräftiges Thier erhalten, welches die Unkosten reichlich wieder einbringt, die es erforderte. Ein gesundes, kräftiges Huhn, welcher Race es auch immer angehöre, wird nicht allein reichlich Eier legen, sondern stets auch eine Zierde des Hühnerhofes sein.



Die verschiedenen Hühner-Racen.

Cochin-China.

Wenn früher nur das gewöhnliche Landhuhn bekannt war, so kann man sich denken, welche Ueberraschung es erregte, als die ersten Cochin-China- oder Shanghai-Hühner, wie sie anfänglich hießen, eingeführt wurden. So viel mir bekannt, geschah diese Einführung ungefähr um das Jahr 1847, und zwar in England. Fünf Jahre später fanden diese schönen Thiere Eingang in unser Vaterland und verbreiteten sich dann weiter.

Die Thiere erregten in erster Linie Aufsehen durch ihre ungeheure Größe, und als man entdeckte, welch ausgezeichnete Bruthennen sie waren, setzten sie sich schnell in der Gunst aller Hühnerfreunde fest. War man vor Zeiten glücklich, wenn eine Landhenne die Brutzeit von drei Wochen aushielt — wie oft kam es vor, daß ein solches Thier viel früher die Eier verließ und dadurch natürlich die Brut vernichtet wurde — so kam ein solcher Fall bei den Shanghai- oder, wie sie jetzt allgemein genannt werden, Cochin-China-Hühnern nicht nur nicht vor, sondern man konnte einer solchen Henne die ausgeschlüpften Küchlein fortnehmen und ihr wieder Eier unterlegen, sie brütete ruhig weiter. Ja, dies Experiment konnte man gerne noch einige Male wiederholen. Es ist daher sehr begreiflich, mit welcher Freude dies Huhn begrüßt wurde, welches mit Recht den Namen einer



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

GELBE COCHIN-CHINA.

lebenden Brutmaschine verdient. Sodann waren die Thiere sehr fruchtbar, leicht aufzuziehen und lieferten schließlich einen tüchtigen Braten. Es war daher nicht zu verwundern, daß alle Welt Cochin-China-Hühner haben wollte! Man kann sich denken, welch fabelhafte Preise in der ersten Zeit für einen Stamm oder auch nur ein Paar gezahlt wurden.

Aber wie nichts in der Welt vollkommen ist, so zeigte es sich bald, daß auch die Cochin-China-Hühner nicht ohne Mängel waren. Hielt man nur Cochin-Chinas, so war dies ewige Brütenwollen eine sehr unangenehme Sache, der Hausstand kam dabei zu kurz, weil die Thiere, sobald sie brütig wurden, selbstverständlich aufhörten zu legen. Sodann waren sie vielen zu gefräßig, man brachte nicht in Anschlag, daß ein so großes Thier naturgemäß mehr Nahrung zu sich nehmen muß, als ein kleines, gewöhnliches Huhn. Die große Vorliebe für dieses Huhn nahm daher bald bedeutend ab.

Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß die Vortheile, welche ein Cochin-China bietet, die Mängel desselben bedeutend überwiegen. Wer im Besitz einer nicht brütenden Hühnerart ist, der kann nichts Besseres thun, als sich einige Cochin-China-Hennen zu halten, um von ihnen das Brutgeschäft besorgen zu lassen. Es ist freilich wahr, es kommt nicht selten vor, daß ein solches Huhn Eier und auch wohl Kücken zerdrückt, in anderer Hinsicht ist es jedoch wieder unbezahlbar, es nimmt fremde Küchlein mit in seine schirmende Obhut, ist überhaupt sehr friedfertiger Natur, es hat sogar schon Beispiele gegeben, daß die Hähne dieser Race sich der Kücken annahmen, ein Geschäft, zu dem der männliche Theil anderer Hühner-Arten sich doch nicht herbei läßt. So viel steht fest, daß die Cochin-China-Hühner seiner Zeit den Impuls gaben, der Hühnerzucht mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Aus diesem Grunde allein müssen wir es mit Dankbarkeit betrachten.

Was nun die nähere Beschreibung dieser Race anbelangt, so werden die Hähne vier bis fünf Kilo, die Hennen drei bis vier Kilo schwer. Mit einem solchen Gewicht kann man wohl zufrieden sein, es giebt jedoch Thiere, die noch schwerer werden. Der Körper ist rund und voll, Brust breit, eine schmale Brust gilt für einen Fehler. Die Beine sind gelb, stark befiedert,

Schnabel ebenfalls gelb. Der Kopf ist im Verhältniß zur Körpergröße nur klein, Kamm einfach, aufrechtstehend, gleichmäßig gesägt. Ohrlappen sind rein roth, die Augen hell und lebhaft, der Schwanz sehr kurz.

Die Hauptfarbe der Cochins ist gelb in mehreren Schattirungen von den ganz hellgelben (sandfarbige) bis zu den dunkelgelben (canehlfarbige). Gewöhnlich haben die gelben Cochins etwas Schwarz in den Schwanzspitzen, bei hochfeinen Thieren darf dies jedoch nicht vorkommen. Das Thier darf, wenn es wirklich schön ist, keine andere Farbe als rein gelb zeigen. Außer den gelben giebt es noch weiße, schwarze, gesperberte und rebhuhnfarbige Cochin-Chinas. Die weißen Cochin-China sind gewöhnlich etwas kleiner als die gelben, sie müssen rein weiß sein, dürfen keinen gelblichen Anflug haben. Die schwarzen sollen rein schwarz sein, von glänzendem Gefieder. Man sieht selten eine größere Collection schöner, schwarzer Cochins, sie sind schwer zu züchten, zeigen oft röthliche Federn. Auch fallen die Beine oft dunkel und kommt es dann vor, daß solche Thiere für Langshans ausgegeben werden. Der wirkliche Kenner läßt sich jedoch nicht täuschen, da die Haut zwischen den Zehen bei solchen Cochins mit schwarzen Beinen gelb ist, was bei den Langshans nicht vorkommt. Die gesperberten Cochins, auch Kuckucks-Cochins genannt, sind von Farbe blaugrau, quer gebändert mit dunklerer Färbung. Die Hähne fallen gewöhnlich heller, oder wenn dunkel, so haben sie gelbliche Federn am Halse und im Sattel, oder schwarze Federn oder weiße im Schwanz. Es sind dies Fehler, die der Hahn (Hennen zeigen selten oder nie bunte Federn) nicht haben darf, ein ganz rein dunkel gesperberter Cochin-Hahn ohne Anflug von gelb in den Hals- oder Sattelfedern, ist jedoch eine Seltenheit. Die rebhuhnfarbigen sind wohl unstreitig diejenigen, welche den meisten Effect machen. Der Hahn ähnelt an Färbung ganz unserm alten deutschen Landhahn. Er hat orangerothe Halsfedern mit schwarzen Streifen in Mitte einer jeden Feder. Rücken- und Schulterfedern roth, Flügel roth an der Außenseite und schwarz an der Innenseite und der Spitze. Die Brust, Untertheile und Schenkel sind glänzend schwarz, ebenfalls der Schwanz. Bei der Henne sind die Halsfedern orangegelb mit schwarzen Mittelstreifen, Grundfarbe braun mit dunkelbrauner und schwarzer Sprenkelzeichnung. Die Cochins legen mittelgroße Eier von gelb-röthlicher Farbe, das Fleisch ist



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A. G
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

HELLE BRAHMAPUTRA.

gröber als das mancher anderer Hühnerarten, auch haben sie wenig Brustfleisch, jedoch viel Fleisch an den Schenkeln. Da die Cochins gute Winterleger sind, so brüten sie auch zeitig im Frühjahr, was für den Züchter von großem Werth ist.

Brahma-Putra.

Diese Race ist mit den Cochins nahe verwandt. Einige halten sie nur für eine Kreuzung der Cochins, Andere für eine eigene Race. Die ersten dieser schönen Thiere kamen von Amerika nach England, einige Jahre später als die Cochins. Sie haben dieselbe große Figur, sind jedoch etwas höher gestellt. Eine Eigenthümlichkeit bildet der Kamm, der sogenannte Erbsenkamm. Er besteht aus drei kleinen, neben einander stehenden Kämmen, der mittlere etwas höher. Früher wurden auch Brahma-Putras oder, wie sie der Abkürzung wegen genannt werden, Brahmas mit einfachem Kamm, wie ihn die Cochins haben, anerkannt. Seit längeren Jahren verlangt man jedoch von allen Brahmas, daß sie Erbsenkamm haben sollen, wenn sie auf Mustergiltigkeit Anspruch machen. Die Beine sind wie bei den Cochins befiedert, von schöner orangegelber Farbe, Schnabel ebenfalls gelb. Bei den dunklen Brahmas hat der Schnabel jedoch fast immer in der Mitte einen schwarzen Strich. Diese Hühner legen ebenfalls gelb-röthliche Eier, sind bessere Leger als die Cochins, daher mehr geschätzt. Als Brüter sind sie ebenfalls sehr zu empfehlen, es kommt jedoch auch vor, daß einige Hennen garnicht brüten, was bei den Cochins kaum der Fall sein dürfte.

Die Jungen sind leicht aufzuziehen und wachsen schnell heran. Es giebt drei Sorten Brahmas, dunkle, helle und weiße.

Der Kopf der Brahmas ist klein, Schnabel sehr kräftig, etwas gebogen, Kamm, wie bereits vorhin bemerkt, Erbsenkamm, Ohrlappen groß, bis zu den Kehllappen reichend. Der Körper ist compact, Brust breit und voll. Die Flügel sind, wenn auch nicht groß, doch größer als bei den Cochins. Der Schwanz ist ebenfalls etwas größer.

Bei den dunklen Brahmas hat der Hahn weißen Kopf, weiße Hals- und Sattelfedern, die schwarz gestreift sind. Unterleib ist grauschwarz, Brust

ist schwarz. Es giebt auch dunkle Brahmas mit schwarzer, weiß gefleckter Brust, es ist dies, wenn auch kein großer, doch immerhin ein Fehler. Junge Hähne mit befleckter Brust werfen oft in der zweiten Mauser die bunten Federn ab. Man sollte daher solche Thiere als nicht mustergiltig, nicht gleich verwerfen. Stulpen oder Geierfedern am Knie sind jedoch, wenn es wirkliche Federn, bei den Brahmas sowohl, als bei den Cochins als Fehler zu betrachten. Sind es dagegen nur überstehende starke Flaumfedern, so schaden dieselben nicht nur nicht, sondern von solchen Thieren hat die Nachzucht immer stark befiederte Füße.

Kopf und Halsfedern der Henne sind wie beim Hahn gezeichnet. Grundfarbe grau mit schwarzer Sprenkelzeichnung.

Die hellen Brahmas sind von Grundfarbe rein weiß, Halsfedern mit schwarzen Streifen. Flügel weiß am unteren, schwarz am inneren Rande, Schwanz schön grün schillernd, die längsten Federn weiß gesäumt.

In England sind die hellen Brahmas von allen Hühnerarten wohl mit die geschätzten. Zumal die englischen Pächter haben eine große Vorliebe für diese Thiere. Die Züchtung der dunklen Brahmas ist undankbarer, es ist schwer, Thiere zu züchten, deren Federn keinen Anflug von Braun haben.

Die weißen Brahmas sind rein weiß, im Ganzen schwächlicher, auch nicht so stark von Körper. Bei den weißen Brahmas müssen die Beine tieforangegelb sein, gerade dadurch erhalten diese Thiere ein prächtiges Ansehen. Der Schnabel muß dieselbe Farbe haben; wenn der schwarze Strich in Mitte des Schnabels bei den dunklen Brahmas erlaubt ist, so darf er jedoch bei den hellen und weißen Brahmas nie vorkommen.

Langshan.

Eine ausgezeichnete neuere Hühnerrace, bis jetzt noch wenig bekannt und verbreitet. Diese schönen Hühner stammen aus dem nördlichsten Theil China's, von der Grenze Sibiriens.

Das Gefieder ist schwarz, prachtvoll grün schillernd, und zwar ist dies Grün so intensiv, daß man fast versucht wird, die Farbe des Gefieders nicht schwarz, sondern grün zu nennen. Diese schönen Thiere haben die Größe



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

LANGSHANS MIT GLATTEN BEINEN.
Direct importirt von Nord-China.



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

LANGSHANS MIT BEFIEDERTEN BEINEN.
Direct importirt von Nord-China.

und eine ähnliche Figur wie die Dorkings, rothe Gesichter, ziemlich große Kämme und lange Lappen. Die Läufe sind schwarz. Es giebt zwei Sorten, mit glatten und mit befiederten Läufen. Beide Sorten sind, direct importirt, im Besitze des Verfassers.

Die Thiere haben ein lebhaftes Temperament, die Hähne zumal sind sehr feurig. Die Hennen sind ausgezeichnete Legerinnen großer gelber Eier, brüten vortrefflich. Es sind sehr sorgfältige, sanfte Brüterinnen; von den neun Hennen des Verfassers, welche alle zum Brüten gesetzt, wurde weder ein einziges Ei, noch ein Kücken zertreten, Vorfälle, die bei Cochins und Brahmas oft vorkommen. Für ihre Jungen tragen sie große Sorgfalt, es sind vortreffliche Mütter, aber als solche auch förmlich wüthend, wenn man versucht, ihnen eins ihrer Küchlein fortzunehmen.

Diese Hühner eignen sich sehr für ein rauhes Klima (die Kücken wachsen schnell heran), sie ertragen die größte Kälte mit Leichtigkeit, welche Eigenschaft sie wohl ihrer nordischen Heimath zu verdanken haben.

Es hat wohl kaum je eine Hühnerrace gegeben, welche so langer Zeit bedurfte, um anerkannt zu werden, als die Langshans. Major Croad gebührt das Verdienst, diese schönen Thiere eingeführt zu haben. Dieser Herr hatte bereits im Jahre 1872 im Crystall-Palast in London Langshan ausgestellt. Sie wurden jedoch nicht gewürdigt, man hielt sie für Cochin-Kreuzung. Erst im Jahre 1875 wurde eine besondere Classe für die Langshans eingeführt und von da an datirt sich ihre Anerkennung. In England ist dies schöne Huhn jetzt sehr beliebt, in Deutschland noch wenig bekannt, es wird sich aber auch bei uns bald viele Freunde erwerben. Wer dies Huhn einmal im Besitz hat, der wird so leicht nicht in Versuchung kommen, dasselbe gegen ein anderes zu vertauschen. Ich kann von den Kücken nur bestätigen, was mehrere englische Schriftsteller bereits ebenfalls gesagt. Von all meinen Kücken — ich habe im vorigen und in diesem Jahre ca. 200 Stück gezüchtet — ist nicht ein einziges Thier gestorben. Alle Thiere, ohne Ausnahme, die aus den Eiern schlüpften, sind am Leben geblieben. Eine Schaar junger Langshans ist ein munteres, flinkes Völkchen, dabei der Gedanke, alle diese reizenden Thierchen groß zu kriegen, ganz gewiß kein unangenehmer. Wie bei allen Arten kommt es natürlich auch hier vor, daß

von jungen Hähnen die männliche Nachzucht die überwiegende ist. Ist man nun mit jungen Langshan-Hähnen allzu reichlich gesegnet, dann müssen selbstverständlich einige in die Küche wandern. Ein solcher Braten ist etwas Köstliches! Die Thiere sind sehr feinknochig, haben viel schneeweißes, sehr saftiges Fleisch. So viel steht fest, wenn je einer Hühnerart, so steht dem Langshan-Huhn eine Zukunft bevor! Man kann ja von einem Huhn nicht mehr verlangen, als was das Langshan-Huhn bietet. Bei ausgezeichnetem Legen, brüten und führen sie ganz vortrefflich, liefern einen delicaten Braten und, was mit die Hauptsache, — es sei hier noch einmal gesagt — sind leicht aufzuziehen und für nordisches Klima, das ja auch ihre ursprüngliche Heimath ist, sehr geeignet.

Malayen.

Von allen Hühnerracen sind die Malayen die größten, oder richtiger gesagt, die höchsten, vermöge ihrer langen Beine ragen sie über alle andern Hühner empor.

Der Hals ist sehr lang, ebenfalls die orangegelben glatten Beine. Von Kopf klein, haben sie einen niedrigen Kamm, eine flache Fleischmasse mit ganz kleinen warzigen Zacken, der sich bis auf den Schnabel erstreckt. Der Rücken ist stark gebogen, Schwanz ziemlich kurz, Augen gelb. Das ganze Gesicht und auch der größte Theil des Halses sind feurig roth, welches den Thieren ein wildes Ansehen giebt. Und in der That, es ist auch eine wilde, streitsüchtige Race, die, mit anderen Hühnern zusammengebracht, fortwährend im Streit liegt. Die Hennen brüten freilich sehr gut, dürfen aber nicht in die Nähe anderer, Küchlein führender Hennen kommen, sie würde die fremden Küchlein unbarmherzig vernichten.

Und dennoch finden die Malayen viele Liebhaber, wohl gerade ihres wilden Wesens halber. Als Eierleger sind sie nicht besonders zu empfehlen, wohl aber haben sie reichlich Fleisch. Die Malayen sind mit Recht Luxus-Hühner zu nennen, als nutzbringende Art nicht zu empfehlen. Die bekanntesten sind die rothbraunen, von Zeichnung und Färbung den rothhalsigen, schwarzbrüstigen Kämpfern ähnlich. Es giebt außerdem schwarze und weiße Malayen,

letztere wurden auch früher Napoleons-Hühner genannt. Man sagt, Kaiser Napoleon III. habe für diese Hühner eine besondere Vorliebe gehabt. Daher der Name.

Jokohama.

Diese Hühner haben Aehnlichkeit mit den Malayen, was Figur und Haltung anbetrifft, sie sind jedoch im Ganzen zarter gebaut. Kamm ähnlich wie bei den Malayen. Eine Hauptzierde bei dem Hahne bildet der lange Schwanz, die längsten Federn erreichen eine Länge bis zu einem Meter und schleifen dann auf der Erde nach. Es giebt gesattelte und rein weiße Jokohama. Bei den gesattelten ist der Hahn weiß mit rothbraunem oder gelbem Sattel und Unterleib, Schwanz schneeweiß. Die Henne von hellbrauner Farbe mit weißem Mantel und weißem Schwanz. Die weißen Jokohama sind rein weiß, seltener und auch zarter als die gesattelten.

Ihr Vaterland ist Japan, sie legen daher wie alle asiatischen Hühnerarten röthliche Eier. Als Wirthschaftshühner sind sie nicht zu empfehlen, da sie nur wenige Eier legen, brüten jedoch vortrefflich. Als Luxushühner sind die Jokohama jedoch eine der schönsten Racen, es ist ein herrlicher Anblick, eine Heerde weißer Jokohama weiden zu sehen. Leider sieht man dies schöne Huhn immer seltener, der Hauptgrund ist wohl der, daß sie sehr zart, und daher die Jungen schwer aufzuziehen sind.

Phönix-Hühner.

Von allen Hühnerracen, welche in den letzten Jahren aufgetaucht sind, erregen die Phönix-Hühner gewiß das meiste Interesse. Auf einer Reise um die Erde besuchte Herr N. D. Wichmann aus Hamburg im Mai 1878 die Kunst- und Gewerbe-Ausstellung in Osaka, der reichsten Stadt Japans. Außer den Kunst- und Gewerbe-Erzeugnissen waren auch seltene Thiere ausgestellt, unter Anderen in hohen Holzkasten zwei Hühner-Hähne. Von Figur glichen diese Thiere gewöhnlichen Landhühnern, was sie jedoch so sehr interessant machte, waren Sattelfedern bis zu 3 Fuß und Schwanz-

federn bis zu 6 Fuß Länge. Die Sattelfedern waren so eigenthümlicher Art, daß sie mehr Litzen (Schnüren) als Federn glichen. Herr Wichmann erwarb diese Thiere käuflich, ebenfalls vorjährige Sattel- und Schwanzfedern dieser Hähne, die dort mit ausgestellt waren. Herr Wichmann kaufte ebenfalls zwei Hennen, die zu den Hähnen gehören sollten. Die Thiere wurden mit vieler Mühe nach Hamburg transportirt, wo sie, wenn auch in reducirtem Zustande, doch lebend, ankamen.

Der Verfasser dieser Zeilen sah die Thiere bald nach der Ankunft, und wenn derselbe auch gelinden Zweifel hegte über die enorm langen Sattel- und Schwanzfedern der Hähne, welche dieselben freilich auf der Reise verloren, jedoch früher gehabt haben sollten, so war dieser Zweifel gänzlich gehoben durch den Anblick der vorjährigen Federn selbst, die bald nachher eintrafen.

Die Federn waren in der Factura als „Federn des Phönix" aufgeführt, daher hat Herr Wichmann die Hühner Phönix-Hühner genannt. Daß die Phönix-Hühner in Japan sehr selten sind, beweist erstens, daß dieselben als etwas Besonderes in Osaka ausgestellt waren, dann hatte Niemand vorher solche Thiere gesehen, selbst nicht der Professor der Zoologie in Yeddo. Ich habe diese interessante Hühnerart seiner Zeit in den Geflügel-Zeitungen wie folgt beschrieben:

> „Die Thiere haben die Figur und auch die Größe eines gewöhnlichen Landhuhns, die Hähne mit einfachen, die Hennen mit Malayen-Kämmen, alle Thiere haben gelbe Beine. Der eine der beiden Hähne hat ganz das Gefieder eines silberhalsigen Kämpfers, dabei das weiße Gesicht der Spanier. Die zu ihm gehörende Henne ist nicht rein gezeichnet, etwa wie ein schlecht gezeichnetes silberhalsiges Kämpferhuhn. Auch fehlte der Henne das weiße Gesicht, welches bei dem Hahn so auffiel. Der andere Hahn ist von Gefieder ganz wie der goldhalsige Kämpfer, rein gezeichnet, die zu ihm gehörende Henne dunkel gesperbert, ohne weitere Abzeichen. Ueberhaupt ist das einzige Charakteristische bei den Hennen die gelben Beine und der Malayen-Kamm. Ich sprach Herrn Wichmann gegenüber Zweifel gegen das Zusammengehören der Hähne und der Hennen aus, zumal des rothen Hahnes und der gesperberten Henne. Herr Wichmann versicherte mir, auch ihm wäre es so vorgekommen, und hätte er sein Bedenken der Mittelsperson gegenüber, welche die Hennen nachträglich besorgte (ausgestellt waren ja nur die Hähne) ausgesprochen. Dieselbe erklärte jedoch, die Hennen wären von dem Aussteller der Hähne, unter Garantie der Aechtheit, erworben."



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

GOLDHALSIGER PHÖNIXHAHN.
Direct von Japan importirt von Herrn N. D. Wichmann in Hamburg.

Herr Wichmann jr. und ebenfalls Herr du Roi in Braunschweig, dem Herr Wichmann junge Thiere überließ, haben mit dem goldhalsigen Phönix-Hahn und zwei goldhalsigen Kämpfer-Hennen Kreuzungen vorgenommen, welche überraschende Resultate lieferten. Die Hähne dieser Kreuzung mit jungen Hennen von dem importirten Stamme haben eine Nachzucht geliefert, deren Hähne schon sehr lange Sattel- und Schwanzfedern, von fast vier Fuß Länge haben. Diese Hähne sind erst zwei Jahre alt, es ist jedoch anzunehmen, wenn sie ein höheres Alter erreichen, daß sie dann ebenfalls Federn von sechs Fuß Länge zeigen. An Sorgfalt und Mühe lassen es die Herren Wichmann und du Roi gewiß nicht fehlen, davon liefern die jetzigen Thiere den glänzendsten Beweis. Aber vielleicht, fast möchte ich sagen gewiß, haben auch hier klimatische Verhältnisse mit zu reden, und wer weiß, ob hier nicht ein Geheimniß obwaltet? Aus dem Wunderlande Japan sind uns schon merkwürdige Dinge zu Ohren gekommen, man denke nur an die japanesischen miniature-Gärten. Könnte es nicht sein, daß die Länge der Federn durch Kunst erzeugt wird?

In neuerer Zeit haben auch schon andere eifrige Geflügel-Liebhaber Phönix-Hühner direct bezogen, hoffen wir, daß es gelingt, diese schöne Race zu acclimatisiren. Ein Phönix-Hahn mit ausgewachsenem Schwanz wird stets die allergrößte Zierde eines jeden Geflügelhofes sein.

Spanier.

Großes, elegantes Huhn von schwarzer Farbe und grün schillerndem Glanz. Ob die ursprüngliche Heimath dieser schönen Thiere Spanien, ist nicht festgestellt. Die Haltung der Thiere, zumal der Hähne, ist eine so elegante, stolze, wie sie schwerlich eine andere Hühnerart aufweist. Man möchte, wenn man einen raceächten Spanierhahn vor sich sieht, ausrufen: „Stolz wie ein Spanier!“ Der Kamm ist sehr groß, einfach, regelmäßig gezackt. Bei dem Hahn muß derselbe aufrecht stehen, bei der Henne nach der einen Seite überliegen. Bei jungen Hähnen, die man als Zuchtmaterial zu verwenden gedenkt, hat man darauf zu sehen, daß der Kamm an der Wurzel recht fleischig und breit ist. Junge Hähne mit schwachem, dünnem Kamm

werden diesen, wenn sie ausgewachsen sind, nicht aufrecht tragen, und niemals gute Nachzucht liefern mit starken Kämmen.

Hochfeine Spanierhennen haben einen so großen Kamm, daß nach der überhängenden Seite das Auge ganz verdeckt ist. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß der Kamm bei den Hennen, jedoch nur bei diesen, nicht beim Hahn, zum Winter fast ganz einschrumpft, im Frühjahre jedoch, sobald die Legeperiode eintritt, nach und nach seine natürliche Größe wieder annimmt. Hähne sowohl wie Hennen haben lange Kehllappen von sehr schönem Roth, Beine sind bleigrau.

Eine besondere Eigenthümlichkeit bei den Spaniern ist das weiße Gesicht. Dasselbe beginnt schon oberhalb des Auges und erstreckt sich nach unten, oft so lang und noch länger als die langen Kehllappen. Es dürfen in diesem weißen Gesicht durchaus keine rothen Flecken vorkommen, ein Thier mit solchen Flecken im Gesicht kann, wenn es auch sonst, was Figur, Kamm 2c. betrifft, tadellos ist, nicht hochfein genannt werden. Man hört oft sagen, daß junge Hähne, welche bereits ein weißes Gesicht haben, jedoch oberhalb der Augen roth sind, dieses Roth später verlieren würden, wenn die Thiere älter werden. Es ist dies jedoch durchaus nicht der Fall, gewöhnlich zeigt auch der übrige Theil des Gesichts bei zunehmendem Alter rothe Flecke. Bei jungen Thieren ist das Gesicht im Anfange bläulich, wird immer heller und schließlich schneeweiß. Es ist eine besondere Schönheit, wenn das weiße Gesicht recht glatt ist, in den meisten Fällen ist dasselbe jedoch warzig und runzelig. Ein Hahn mit runzeligem Gesicht ist selten länger als zwei Jahre zur Zucht zu verwenden, das Gesicht überwächst das Auge und dadurch geht selbstverständlich bei dem Thiere die Sehkraft verloren. Tritt dieser Fall bei einem Hahne ein, bei einer Henne kommt er nie vor, und es ist ein sehr werthvolles Exemplar, von dem man noch gerne züchten will, dann kann man das weiße Gesicht so aufnähen, oder vielmehr aufbinden, daß die Augen frei werden. Die ganze Procedur besteht darin, daß man einen starken seidenen Faden in eine Nadel einfädelt, und diese dann oberhalb des Auges durch das weiße Gesicht und den Kamm stramm anzieht, wodurch das Gesicht in die Höhe gezogen, und die Augen frei werden. An der entgegen gesetzten Seite des weißen Gesichtes schlingt



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SPANIER.

man dann einen Knoten. Mit bestem Erfolge habe ich diese Procedur einmal angewandt. Man darf jedoch diese Operation, wenn ich es so nennen darf, nicht ohne Hülfe vornehmen, eine kräftige Hand muß den Hahn halten, weil der Stich in das weiße Gesicht sehr schmerzhaft ist, der Hahn selbstverständlich, durch den Schmerz verursacht, heftige Bewegungen macht, und wenn das Thier nicht festgehalten wird, man leicht das Auge verletzen könnte. Blut fließt bei dieser kleinen Operation nicht, der Schmerz ist auch nur ein secundenlanger, denn setzt man den Hahn nach der Operation auf die Erde, so wird er gleich munter umher stolziren, sich freuend, daß er wieder ordentlich sehen kann. Einige wollen behaupten, man kann das Gesicht rund um die Augen abschneiden, ich glaube jedoch nicht, daß ein Thier diese, jedenfalls sehr schmerzhafte Operation aushält. Die Spanier-Hühner sind im Allgemeinen nur zart, zumal die feinracigen, was bei allen Thier-Arten feststehende Regel ist. Man hat daher wohl darauf zu achten, daß die jungen Thiere bei Regenwetter durchaus nicht ins Freie kommen. Ueberhaupt sorge man dafür, daß die Kücken einen behaglichen, warmen Zufluchtsort haben, zumal die jungen Hähne ziemlich lange nackt bleiben. Wenn Spanier-Kücken 14 Tage alt sind, und von Eltern abstammen, welche sehr große Kämme haben, so lassen sich mit Sicherheit die Hähne von den Hennen unterscheiden. Bei 14tägigem Alter zeigt sich schon der Kamm bei den jungen Hähnen.

Es kommt wohl einmal vor, daß die Spanier, wie alle anderen Hühner ja auch, falsche Federn zeigen, gewöhnlich weiße. Ein solches Thier benutze man lieber nicht zur Zucht.

Als Eierleger sind die Spanier sehr geschätzt, sie legen viele, sehr große Eier. Sie fangen jedoch nicht früh mit dem Legen an, ausgenommen, wenn man ihnen vielleicht einen geheizten, oder doch sehr warmen Stall giebt. Ich habe lange Jahre Spanier gezüchtet, jedoch stets erst Ende März oder Anfang April die ersten Eier erhalten. Die Spanier brüten garnicht oder doch nur, wenn sie durch Inzucht zurück kommen. Jedoch auch hier kann das alte Sprichwort: „Keine Regel ohne Ausnahme!" zur Anwendung kommen. Ich hatte selbst vor Jahren eine von England importirte hochfeine Spanier-Henne, welche brüten wollte, und da ich sie nicht setzte, gewiß

sechs bis acht Wochen auf ihrem Legenest ruhig sitzen blieb. Dies ist jedoch nur eine Ausnahme, im Ganzen sind die Spanier-Hennen wohl ein zu lebhaftes unruhiges Volk, um sich dem langweiligen Brutgeschäft hinzugeben.

Außer den schwarzen Spaniern giebt es noch weiße, die jedoch zarter sind. Selten sieht man einen Stamm hochfeiner weißer Spanier; wenn auch alles Andere tadellos, so zeigt das Gesicht doch gewöhnlich, wenn auch nur über den Augen, rothe Flecke. Und dies ist wohl mit der Grund, weshalb sie selten gehalten werden.

Minorcas.

Diese Hühnerart ist mit den Spaniern nahe verwandt, ganz gleich mit denselben in Figur, Farbe, Kamm 2c. Der Kamm ist eigentlich noch größer als bei den Spaniern. Der einzige Unterschied ist der, daß wenn die Spanier ein ganz weißes Gesicht haben, so ist das Gesicht der Minorcas scharlachroth, ohne das geringste Weiß. Diese Hühner sollen noch bessere Leger als die Spanier sein. Es giebt auch weiße Minorcas, dieselben sind jedoch sehr selten.

Andalusier.

Ebenfalls nahe Verwandte der Spanier-Hühner, zeigen sie bei gleicher Figur, Kamm 2c. das rothe Gesicht der Minorcas. Das Gefieder ist dunkelschieferblau, Halsfedern, zumal beim Hahne, fast schwarz. Man sieht selten einen wirklich tadellosen Stamm Andulusier, entweder sind die Hennen zu hell, oder der Hahn zeigt gelbe oder rothe Hals- und Sattelfedern. Legen ebenfalls sehr gut, große weiße Eier.

Anconas.

Gleichen ganz den Minorcas, nur die Federzeichnung ist die gesperberte, d. i. jede Feder hat auf blaugrauem Grunde dunklere blaugraue Querbänder. Wie bei allen gesperberten Hühnern ist auch bei den Anconas darauf zu halten, daß sie keine gelben Federn haben, die sich oft bei den Hals-



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

ANDALUSIER.

und Sattelfedern zeigen. Ein solches Thier darf nicht zur Zucht verwandt werden, wenn man auf reine Nachzucht hofft. Auch die Anconas sind gute Leger großer, weißer Eier.

Bergische Kräher.

Die ursprüngliche Heimath dieser Thiere ist das frühere Herzogthum Berg in Westphalen. Interessant sind diese Thiere hauptsächlich durch das langgezogene Krähen des Hahnes. Man hat unter den Bergischen Krähern Hähne, welche als wahre Virtuosen zu betrachten sind. Ihr Krähen lassen sie in langgezogenen Tönen erschallen, es dauert oft dreimal so lange als das eines gewöhnlichen Hahnes.

Was die Figur, Größe, Kammbildung ꝛc. betrifft, so scheinen diese Thiere ebenfalls mit den Spaniern verwandt zu sein. Nur die Farbe ist abweichend, sie zeigen ein auf dunkelgelbem Grunde dunkelbraun und schwarz getupftes Gefieder. Sind gute Leger großer Eier.

Schlotterkämme.

Ebenfalls aus dem Bergischen stammend, scheint auch in diesen Hühnern Spanierblut zu sein. An Größe wie die Spanier, haben sie, auch der Hahn, große, überhängende, schlotternde Kämme.

Diese Hühnerart kommt in verschiedenen Farben vor, ist als gute Legeart bekannt, brütet jedoch nicht oder doch nur selten.

Dorkings.

Diese schöne Hühner-Race wird als eine speciell englische betrachtet; die Engländer haben große Vorliebe für dieselbe. Es ist ein großes schönes Huhn, als Eierleger jedoch nicht besonders, denn, wenn die Eier auch groß sind, so legen sie doch davon nicht viele. Als Mütter sind die Dorking-Hennen jedoch vortrefflich, sie brüten sehr fest und führen die Küchlein ausgezeichnet. Auch für die Küche sind sie sehr zu empfehlen, da sie sehr saftiges und viel Fleisch haben.

Es giebt drei Farben-Varietäten: dunkle, silbergraue und weiße. Diese sind die bekannten, außerdem giebt es noch gesperberte, die jedoch seltener vorkommen. Die Dorkings haben ein stattliches Aussehen, trotz des eigentlich plumpen Körpers. Das Gewicht des Hahnes ist 4—5 kg, das der Henne 3—4 kg. Der Hahn hat einen ziemlich großen, aber dennoch in Anbetracht seiner plumpen Gestalt, zierlichen Kopf. Der Kamm muß, wenn er einfach ist, an der Wurzel recht fleischig sein, regelmäßig gezackt und aufrecht stehen. Kinnlappen sehr groß. Die Brust ist sehr breit, der Leib muß tief und voll sein. Die Beine sind fleischfarbig und fünfzehig. Bei feinracigen Dorkings muß die fünfte Zehe lang, gut entwickelt sein und nach oben gebogen stehen.

Die Befiederung bei den Dorkings ist eine sehr üppige; reiche Hals- und Sattelfedern, Flügel groß und breit, der Schwanz sehr voll und breit, hübsch getragen.

Die Henne ist, wenn auch natürlich nicht so massiv wie der Hahn, dennoch ebenfalls plumpen Körpers; trägt sie einfachen Kamm, so muß derselbe, wie bei den Spanier-Hennen, nach einer Seite überliegen. Füße wie bei dem Hahne fünfzehig. Schwanz ebenfalls sehr breit und voll. Bei den dunklen Dorkings, die fast immer einfachen Kamm haben, hat der Hahn weiße, oder auch strohfarbige, fein schwarzgestreifte Halsfedern; Sattelfedern den Halsfedern ähnlich. Der Rücken ist schwarz oder grau, oft auch etwas bräunlich, Brust und Untertheile schwarz. Spiegel schwarz mit grünem Glanze, zweite Schwingen weiß an der Außen-, schwarz an der Innenseite. Schwanz glänzend schwarz mit grünlichem Schimmer. Die Henne trägt bei einfachem Kamm denselben nach einer Seite überhängend; Kinnlappen wie beim Hahn glänzend roth, ebenfalls Gesicht und Ohrlappen. Halsfedern weiß oder strohfarbig, fein schwarz gestreift. Brust lachsfarben, die einzelnen Federn schwach dunkelgrau oder schwarz berändert. Der übrige Körper dunkelgrau, fast schwarz. Flügelfedern in der Mitte blaugrau mit schmaler schöner Zeichnung und starkem schwarzem Saume. Schwanz dunkel, fast schwarz, die Außenfedern leicht gesprenkelt.

Die silbergrauen Dorkings haben brillant rothen Kamm, Ohr- und Kinnlappen. Beine fleischfarbig, fünfzehig. Der Hahn hat rein weiße Hals-, Rücken- und Schulterdeckfedern, Bug silberweiß. Sattelfedern ebenfalls rein



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G, vormals J. F. Richter) in Hamburg.

DORKING.

weiß, frei von jedem gelben Schimmer und jeder Zeichnung. Spiegel glänzend schwarz mit grünem oder violettem Schimmer. Zweite Schwingen weiß an der Außen-, schwarz an der Innenfahne, mit schwarzem Fleck am Ende einer jeden Feder. Flügelspitzen bei geschlossenem Flügel rein weiß mit schwarzem Rande. Erste Schwingen schwarz mit weißer Spitze der Außenfahne. Brust und Untertheile tiefschwarz, Schwanz ebenfalls tiefschwarz, mit grünem oder violettem Schimmer.

Die Henne hat silberweiße, fein schwarz gestreifte Halsfedern; Brust lachsfarbig, an den Schenkeln in aschgrau übergehend, das übrige Gefieder auf Rücken und Flügel ist fein grau geperlt, darf kein Roth oder Braun zeigen. Schwanz von dunklerem Grau, Innenfedern schwarz.

Die weißen Dorkings haben prachtvoll rothen Kamm, Gesicht, Ohr- und Kinnlappen. Weiße Dorkings sind fast immer rosenkämmig. Der Rosenkamm ist flach, vorne breit, nach hinten zu schmäler werdend und in eine Spitze auslaufend, und besteht aus lauter ganz kleinen, dicht nebeneinander liegenden Zacken oder Spitzen. Die Beine sind fleischfarbig, das Gefieder über den ganzen Körper schneeweiß.

Gesperberte Dorkings haben ebenfalls brillant rothen Kamm, Gesicht, Ohr- und Kinnlappen. Beine fleischfarbig wie bei allen anderen Dorkings. Das Gefieder ist auf bläulich-grauem Grunde quergebändert oder gesprenkelt mit dunklerem Blaugrau. Wie bei allen gesperberten Hühnern fallen auch hier die Hähne meistens hell. Ein gleichmäßig dunkel gesperberter Dorking-Hahn ist selten anzutreffen.

Der große Werth der Dorkings besteht in der Vortrefflichkeit ihres Fleisches. Dasselbe ist nicht allein sehr zart, sondern auch an allen Körpertheilen sehr reichlich vertreten. Die Küchlein sind in ihrer ersten Jugend sehr zart, bedürfen der größten Pflege. Regen können sie durchaus nicht vertragen, wie derselbe ja auch bekanntlich der Feind aller jungen Küchlein ist.

Dominiques.

Diese hübsche Hühner-Race verdanken wir den Amerikanern, sie wird dort seit langen Jahren gezüchtet. Die Dominiques oder Dominikaner haben

rein grau gesperbertes Gefieder, stämmige, aber doch hübsche Figur. Der Kamm ist rosenförmig wie bei den weißen Dorkings und den Hamburgern. Gesicht und Ohrlappen roth. Beine unbefiedert, von hübscher gelber Farbe. Das Gewicht des Hahnes beträgt ca. 3—4 kg, das der Henne ca. 3 kg. Es sind lebhafte Thiere; eine Heerde gesunder, kräftiger Dominikaner ist eine wahre Pracht, dem Auge äußerst angenehm durch das schöne gesperberte Gefieder, bei hübschen gelben Beinen.

Als Wirthschaftshühner sind sie sehr zu empfehlen, da sie ausgezeichnet legen, sich schnellen Wachsthums erfreuen und sehr fein von Fleisch sind.

Plymouth-Rocks.

Ebenfalls eine amerikanische Race, die wahrscheinlich durch Kreuzung von Dominikanern mit Cochins entstanden ist. Sie zeichnen sich durch Größe und Schwere aus, haben stämmige, compacte Figur, gesperbertes Gefieder, einfachen Kamm, rothes Gesicht und Ohrlappen, und hübsche gelbe, glatte Beine. Der Schwanz ist nur kurz, jedoch länger als bei den Cochins und Brahmas, auch mit Sichelfedern, wenn auch nicht sehr langen, versehen. Das Gewicht des Hahnes ist ca. 4—5 kg, das der Henne 3—3½ kg, oft werden sie jedoch noch schwerer.

Die Plymouth-Rocks sind gute Eierleger und gute Brüter, und liefern der Küche einen herrlichen Braten, da sie viel und sehr zartes, saftiges Fleisch haben. In letzter Zeit kommt diese hübsche Race sehr in Aufnahme.

Herr Ernst Rode in Hameln theilt in der Zeitschrift für Geflügelzucht und Vogelschutz: „Der praktische Geflügelzüchter" seine höchst interessanten Erfahrungen über die Plymouth-Rocks mit, welche ich hier im Originale folgen lasse:

„Es war im Mai des Jahres 1879, als mir ein Freund zwei Stämme Plymouth-Rocks, jeder aus einem Hahn und zwei Hennen bestehend, aus Amerika als Geschenk überbrachte. Die Thiere hatten eine stürmische und gefahrbringende Dampferfahrt zurückgelegt, nachdem sie, von zwei verschiedenen renommirten Züchtern erworben, in New-York von dem Dampfschiffe aufgenommen waren. Anfangs hatte man die Thiere in dem großen Käfig, der aus einem Holzboden und desgleichen Dache und vier Säulen besteht' mit Shirting umkleidet und durch eine Zeugwand in zwei Theile getheilt ist, auf das Verdeck gestellt; das mächtige Krähen der beiden feindlichen Nach-

baren beeinträchtigte aber das Hören des Nebelhorns entgegenkommender Fahrzeuge, die Thiere mußten deshalb dislocirt werden, und wurden nach vielem Hin- und Hertransportiren schließlich in eine freie Gemüsekoje gebracht. Nachdem die Thiere diesen Raum einige Tage inne gehabt, fand sie mein Freund eines schönen Morgens bis an und über den Leib im Wasser stehen und, obgleich ein sofortiges Trocknen in Scene gesetzt wurde, starb ein Huhn, wahrscheinlich in Folge des langen, unfreiwilligen Bades, schon andern Tags; die überlebenden Thiere erholten sich recht bald und zeigten sich munter und frisch. Am zweiten Tage nach dem Eintreffen in Bremerhafen waren die Thiere in meinem Besitze, und folgenden Tags erlangte ich die ersten echten Plymouth-Rock-Eier.

Die vorstehenden, manchem Leser überflüssig erscheinenden Mittheilungen habe ich deshalb für nöthig erachtet, um die Widerstandsfähigkeit der Plymouth-Rocks zu constatiren, vielleicht finde ich auch noch später Gelegenheit, darüber ein Weiteres zu berichten.

Die Plymouth-Rocks sind die zur Zeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika verbreitetste und beliebteste Race, die auch in anderen Ländern, besonders in England und Deutschland, begeisterte Liebhaber gefunden haben. Dr. Baldamus nennt die Thiere einen Halbblutschlag, der, obgleich seit über dreißig Jahren gezüchtet, noch nicht überall constant, und durch Kreuzung von Dominiques mit Black Javas entstanden sei. Wahrscheinlich hat Dr. Baldamus dabei an die ersten Plymouth-Rocks gedacht, denn diese heutigen Amerikaner traten erst im Jahre 1869 auf. Des Dr. Bennett's Verdienst ist es, die ersten Plymouth-Rocks gezüchtet zu haben, eine Kreuzung von Cochinhahn und einer Kreuzungshenne aus Dorking, Malayen und Indiern. Diese Thiere waren, entsprechend ihrer Abstammung, durchaus buntfarbig, hatten schiefe graue Beine und fünf Zehen. Die Fortzucht dieser Thiere war mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden und alle Versuche blieben ohne sichtliches Resultat und verliefen deshalb auch sehr bald im Sande. Da erschienen dann im Jahre 1869 die ersten neuen Plymouth-Rocks auf der Geflügel-Ausstellung in Connecticut und fanden sofort begeisterte Liebhaber, Käufer und Züchter. Daß diese Plymouth-Rocks aus einer Kreuzung hervorgegangen, ist sicher, aber welcher Art diese Kreuzung war, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen, und so constant, wie wir diese Race heute kennen, war sie zu jener Zeit nicht; eine jahrelange, sorgfältige Zuchtwahl hat aus dem Kreuzungsproduct eine constante Race geschaffen.

Die Plymouth-Rocks zeichnen sich durch ihre Größe und Schwere vortheilhaft aus. Mein älterer zweijähriger Hahn hatte ein lebendes Gewicht von fast 5 kg, er war ein massiges Thier, und dabei erfreute er das Auge jedes Hühnerliebhabers durch seine brillante Haltung und Bewegung. Die Hennen zeigen gleichfalls einen kolossalen Körperumfang, namentlich sind die hinteren Theile sehr kräftig entwickelt und die Schenkel fleischig und saftig; die größere der drei Hennen hatte über 3½ kg Gewicht. Das Fleisch ist äußerst zart und saftig, und bei der leichten Mastfähigkeit dieser Hühner ist leicht ein bedeutendes Gewicht zu erreichen; selbst das Fleisch alter

Thiere hat mit den Eigenschaften sonstiger alter Hühner nichts gemein. Auch rücksichtlich der Produktivität sind die Plymouth-Rocks sehr zu empfehlen, in ihrem Vaterlande zählen sie in erster Linie.

Am Tage nach der Ankunft (31. Mai) begannen die Thiere zu legen und fuhren damit fort bis zum 11. Juli. An diesem Tage begann eine Henne zu brüten, da es mir aber für diese große Race zu spät war, hinderte ich das Thier und etwa drei Wochen später wurde wieder ein Ei gelegt. Das Legegeschäft dauerte bis zum Federwechsel im August und begann dann wieder im November. Während des Winters hat das Legen dann in den sehr kalten Tagen nachgelassen, ich habe aber sehr häufig die Eier gefroren im Neste gefunden, wenn ich nicht rechtzeitig nachgesehen. Die Eier haben ein Durchschnittsgewicht von einigen 60 gr, nur die große Henne legte regelmäßig Eier von 73 gr Gewicht und etwa das vierte und fünfte von 78—80 gr. In Folge eines über 80 gr schweren Eies ging das schöne Huhn ein, das Ei war trotz aller angewandter Mühe und Mittel nicht zu entfernen und so mußte das Thier getödtet werden. Die Farbe der Eier hat Aehnlichkeit mit denen der Cochin, doch ist sie weit heller, zuweilen trifft man auch fast weiße, und auch reinweiße an.

Meine Plymouth-Rocks haben nur einmal gebrütet, sich dann aber dem Geschäft mit Ausdauer hingegeben und sich auch als gute Mütter bewiesen. Die Küchlein schlüpfen leicht aus und verursachen wenig Sorge, sie wachsen sozusagen von selbst auf. Da die Mutter sehr viel weidet, werden die Kleinen sofort dazu erzogen, es ist ihnen deshalb auch ein größerer Raum zum Gedeihen nöthig, dann wachsen sie schnell heran und befiedern sich rasch und leicht. Eigenthümlich ist der Farbenwechsel der jungen Thiere. Beim Auslaufen sind die Jungen verschieden gefärbt, manche sind dunkel, manche hell, auch buntfarbig: schwarz mit braun und gelb. In den meisten Fällen habe ich die Erfahrung gemacht, daß die dunklen Kücken Hennen, die helleren aber Hähne geben; die Hähne sind auch hier, wie überhaupt bei gesperberten Hühnern, stets heller als die Hennen, weshalb beim Zusammensetzen eines Stammes stets darauf Rücksicht zu nehmen ist.

Bei der ersten Mauser, die rasch und leicht von Statten geht, bekommen die Jungen das Kleid der alten Thiere; die Federn zeigen einen bläulich-grauen Grund, auf denen sich dunkelblau-graue, fast schwarze Querbänder finden, und zwar auf jeder Feder, die Halsfedern haben durchgehend vier Binden, je regelmäßiger die Binden sind, desto schöner ist das Thier. Abweichungen von der angegebenen Farbe sind Fehler. Aeltere Hähne neigen häufig zu gelblicher und röthlicher Färbung auf den Flügeldecken.

Der Schnabel ist ziemlich kurz, an der Wurzel besonders stark, und ähnelt durch seine Biegung, besonders von der Seite gesehen, einem Papageischnabel. Die Farbe ist hellgelb, diese Farbe haben auch die kräftigen Läufe mit ihren großen, weiten Zehen. An den Läufen findet sich nicht die geringste Spur einer Befiederung, ich habe bei meinen Plymouth-Rocks noch nie ein Federchen an den Läufen entdecken



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

LA FLÈCHE.

können, und dies schon ist mir Beweis genug, daß die Behauptung, die mir ein Cochinzüchter aussprach, die Plymouth-Rocks seien „verkommene gesperberte Cochin," vollkommen jeder Grundlage entbehrt. Im Verein zu Kiel wurden im Jahre 1881 Plymouth-Rock und gleichzeitig eine Kreuzung von gesperberten Cochin und Italienern vorgeführt, die in ihrer Erscheinung sehr viel Uebereinstimmendes zeigten, ich habe leider bis jetzt nicht erfahren, ob von der Kreuzung Nachzucht vorhanden und wie diese ausgefallen ist. Daß diese Kreuzung viele der guten Eigenschaften der Plymouth-Rocks hat, daran ist nicht zu zweifeln.

Der Kopf hat viel Aehnlichkeit mit dem der Cochin, der Kamm ist einfach, nicht sehr groß, doch etwas höher als bei Cochin, steht aufrecht vollkommen straff, seine Zacken sind regelmäßig und tief geschnitten, er ist von feiner Textur, prächtig roth und ohne jeglichen Auswuchs. Wie das Gesicht mit den hellen Augen und den Ohrlappen brillant roth, so sind es auch die schön gerundeten, dünnen und hängenden Kehllappen. Von den Cochins unterscheiden sich die Plymouth-Rock auch noch durch den Schwanz, der allerdings nur wenig größer als der Cochinschwanz ist, aber echte Sichelfedern hat, die breit und kräftig, wenn auch kürzer als sonst sind. Bis auf die sequellen Unterschiede stimmt die Henne mit dem Hahn überein."

Aus diesen Auslassungen des Herrn Rode sieht man, daß die Plymouth-Rocks wirkliche Nutzhühner sind. Bis jetzt sieht man sie in Deutschland noch ziemlich selten, der Import von Amerika ist immer mit Schwierigkeiten verbunden. Ist dies schöne Huhn erst einmal mehr eingebürgert, wird es gewiß seinen Stand behaupten.

La Flèche.

Diese elegante Race hat ihren Namen von dem Dorfe La Flèche im Departement der Sarthe in Frankreich, wo sie zuerst gezüchtet wurde. Das Gefieder ist glänzend schwarz, Figur hochgestellt und elegant, Kamm bestehend in zwei aufrechtstehenden Spitzen, hinter demselben einen kleinen Büschel Federn. Beine dunkel, das Gesicht und die langen Kinnlappen schön roth, die Ohrlappen rein weiß. Das Gewicht des Hahnes beträgt ca. 4 kg, das der Henne ca. 3 kg.

Mit Recht schreibt Dr. Baldamus über dieses schöne Huhn:

„Als Tafelhuhn dürfte diese Race vielleicht den ersten Preis davontragen und hierin besteht zweifellos ihr hervorragendster Werth. Die Haut ist so fein und zart, daß man beim Rupfen möglichst vorsichtig sein muß, um die Haut nicht zu zerreißen

und den Braten zu entstellen; das Fleisch ist kurzfaserig, zart und saftig, das Wachsthum der Jungen zwar langsamer, die Mast aber leicht und schnell, die Eierproduction eine reichliche; die Eier sind groß, weiß und wohlschmeckend."

Es giebt außer den schwarzen auch seit einigen Jahren weiße La Flèche, die aber nicht so groß und kräftig sind. Die Kücken sind beim Auslaufen hellgelb und haben auf dem Kopfe einen schwarzen Fleck, was den kleinen Thierchen ein reizendes Aussehen giebt. Aus eigener Erfahrung kann der Verfasser bestätigen, daß die weißen La Flèche nicht leicht aufzuziehen sind. Die kleinen Thiere bedürfen in der ersten Lebensperiode der allergrößten Pflege.

Die Küchlein der schwarzen La Flèche sind beim Ausschlüpfen schwarz, nur die Brust und der Unterleib sind hellgelb. Es sei hier gleich gesagt, daß alle Kücken, welche von schwarzen Racehühnern abstammen, stets zuerst hellgelbe Brust und Unterleib haben, z. B. diejenigen von La Flèche, Spaniern, Crève-coeur, Langshan ꝛc.

Crève-coeur.

Diese schöne französische Race ist sehr beliebt und wird ebenso wie die La Flèche bei uns in Deutschland viel gezüchtet. In Frankreich wird sie in der Umgegend von Crève-coeur, einem Dorfe im Departement der Oise, viel gehalten, hat auch daher ihren Namen.

Robert Oettel, der bekannte Nestor der Hühnerologen, beschreibt in seinem vortrefflichen Werke: „Der Hühner- oder Geflügelhof; sechste Auflage." die Crève-coeur wie folgt:

„Dieses Huhn hat einen vollen, runden Körper, nicht zu hohe, dunkle oder schieferfarbige Füße, einen breiten, ziemlich horizontalen Rücken, schwarzes Gefieder, zwei lang hervorstehende Kammspitzen, bald egaler, bald zackiger geformt, mäßig langen Unterkamm und schwarze Haube, sowie ebensolchen Federbart. Die ziemlich große Haube des Hahnes steht mehr aufrecht, zumal, wenn die Kammspitzen sehr entwickelt sind, bei der Henne ist die Form der Haube verschieden, die Augen mehr oder weniger verhüllend, der Kamm weit kleiner als beim Hahn.

In früheren Zeiten verlangte man, oder war es in den Augen der Preisrichter kein Fehler, wenn der Kamm des Crève-coeur-Hahnes geweihartig war, d. h. wenn von den großen aufrechtstehenden Spitzen sich kleinere



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

CRÈVE-COEUR.

abzweigten. Heute erkennt man nur zwei aufrechtstehende Spitzen, gänzlich frei von Auswüchsen, als mustergiltig an. Leider zeigen sich, oft schon bei zweijährigen Thieren, weiße Federn in der Haube, die bei höherem Alter immer mehr zunehmen. Die Thiere verlieren dadurch an Schönheit; da sich dieser Schönheitsfehler jedoch bei älteren Thieren immer — ich glaube wohl sagen zu können, ohne Ausnahme — einstellt, so sollte man darauf bei der Prämiirung Bedacht nehmen. Zeigt der Hahn bräunliche oder röthliche Hals- oder Sattelfedern, so ist dies ein Fehler, der keineswegs zu übersehen ist; mit einem solchen Thiere sollte man überhaupt nicht züchten, wenn man auf reine Race hält.

Die Crève-coeur-Henne legt große, weiße Eier, brütet jedoch selten. Was den wirthschaftlichen Werth dieser Race besonders erhöht, ist die leichte Aufzucht und das rasche Wachsthum der Jungen. Sodann sind es ausgezeichnete Tafelhühner, haben feine Knochen, sehr viel zartes Fleisch und lassen sich leicht mästen. Der Hahn erreicht ein Gewicht von 3—4 kg, die Henne wird 2½—3 kg schwer.

Es giebt außer den schwarzen auch noch blaue oder vielmehr blaugraue Crève-coeur und schneeweiße. Letztere sind sehr hübsch, wahrscheinlich zuerst von schwarzen Eltern gefallen, dann sorgfältig weiter gezüchtet und constant geworden.

Houdans.

Auch diese Hühner haben ihren Namen von dem gleichnamigen Orte im Departement de Seine et Oise. Von allen französischen Arten ist dies wohl die beliebteste und verbreitetste. Auch in Deutschland wird diese Race sehr viel gehalten, ist auch dort unter dem Namen „Wanzenauer" bekannt. Diesen Namen hat sie von dem Dorfe Wanzenau bei Straßburg, wo sie seit langen Jahren sehr beliebt ist und viel gezüchtet wird.

Die Houdans sind große, kräftige Thiere, das Gefieder schwarz und weiß, unregelmäßig gefleckt, oder richtiger gescheckt. Die Füße sind fleischfarbig, schwarz gefleckt, oft auch blaugrau, fünfzehig wie die Dorkings. In letzterer Zeit hat man diese schönen Hühner so dunkel wie möglich, fast

ganz schwarz, gezüchtet, in meinen Augen verlieren sie dadurch bedeutend an Schönheit. Es ist dies jedoch Geschmacksache, das Züchten recht dunkler Houdans ist förmlich Modesache geworden. Andere Farben als Schwarz und Weiß dürfen sie nicht zeigen, es kommt jedoch häufig vor, daß die Hals- und Sattelfedern, zumal bei älteren Hähnen, gelblich sind. Wenn dies nun auch als eigentlicher Fehler nicht zu betrachten ist, so sind doch solche gelbliche Federn von keinem Liebhaber gerne gesehen. Die Houdans sind mit großen Hauben und Bart versehen, der Kamm entweder aus zwei aufrechten Spitzen bestehend, in deren Mitte, natürlich an der Wurzel, sich ein Auswuchs, einer Erdbeere gleich, befindet, oder derselbe ist sehr groß, in zwei Aeste getheilt, zwei Blättern eines geöffneten Buches ähnlich. Nach außen sind diese Blätter gezackt, in der Mitte befindet sich ebenfalls der erdbeerenförmige Auswuchs. Bei den Hennen sind die Kämme von gleichen Formen, jedoch ganz bedeutend kleiner. Der letztere Kamm, Blattkamm genannt, macht sich eigentlich viel hübscher als der Hörnerkamm, gewöhnlich haben aber die blattkämmigen Houdans nicht so große Hauben als die mit Hörnerkämmen versehenen.

Das Gewicht des Hahnes beträgt ca. $3\frac{1}{2}$—4 kg, das der Henne ca. 3 kg. Auch die Houdans sind leicht aufzuziehen, legen, zumal bei freiem Laufe, viele große Eier, und sind ausgezeichnete Masthühner, die von Vielen noch den Crève-coeurs vorgezogen werden.

Die Houdans im Verein mit den La Flèche und Crève-coeurs liefern die berühmten französischen Kapaunen und Poularden. So viel steht fest, daß keine Race so schnell fett wird, als die drei oben erwähnten, dabei haben sie feine Knochen und sehr viel zartes, saftiges Fleisch. Kein Wunder also, daß diese schönen Hühner überall so geschätzt werden. Die Houdans sind von den drei Sorten die kräftigsten, daher giebt man ihnen den Vorzug, wenigstens im nördlichen Deutschland, und trifft sie dort häufig an.

Le Mans.

Ebenfalls eine französische Hühner-Race, den schwarzen Hamburgern sehr ähnlich, nur viel größer und compacter. Das Gefieder ist schwarz, grün schimmernd. Kamm sehr groß und breit, rosenförmig. Die Beine sind schieferblau. Legen sehr gut, sehr große weiße Eier.

Courtes Pattes.

Ebenfalls französischen Ursprungs, sind besonders auffallend durch ihre kurzen Beine, die so kurz sind, daß die Federn des Unterkörpers fast den Erdboden berühren. Sie sind von der Größe gewöhnlicher kleiner Landhühner, kommen in allen Farben vor. In England werden diese Hühner Bakies, in Deutschland Dachshühner genannt. Diese Hühner scheinen jetzt fast ausgestorben zu sein, im Holsteinischen wurden sie unter dem Namen „Krüper“ — Kriecher, weil man ihr Gehen mehr Kriechen nannte — von den Landleuten viel gehalten, und besonders ihres ausgezeichneten Brütens wegen sehr geschätzt.

Breda.

In früherer Zeit wurden diese Hühner, wenigstens im nördlichen Deutschland, auch Elephanten-Hühner genannt. Woher dieser eigenthümliche Name, vermag ich jedoch nicht anzugeben. Es ist eine holländische Race, hat viel Aehnlichkeit mit La Flèche, hohe Figur, einen kleinen Federbüschel auf dem Kopfe, kräftigen Körper, dunkle, etwas befiederte Beine. Das Merkwürdigste bei diesen Hühnern ist die Kammbildung, wenn man überhaupt die hornartige Vertiefung auf dem Schnabel einen Kamm nennen kann. Kehllappen sehr lang. Die meisten Bredas sind schwarz von Farbe, doch giebt es auch weiße, gesperberte und blaugraue. Die gesperberten werden in Holland Geldern'sche Hühner genannt. Ich glaube schon früher gesagt zu haben, daß die gesperberte Farbe selten oder nie constant ist. Bei den gesperberten Bredas kommt es häufig vor, daß von rein gesperberten Thieren schwarze und weiße mit fallen. Auf deutschen Ausstellungen sieht

man außer den schwarzen wohl noch hin und wieder blaugraue, die jedoch oft, zumal der Hahn, gelbliche Hals- und Sattelfedern haben. Wenn auch die Bredas keine „Paradethiere“ sind, so gewährt doch ein Stamm rein blaugrauer Bredas einen hübschen Anblick, zumal wenn der Hahn recht dunkelgraue Hals- und Sattelfedern zeigt, ohne den geringsten gelblichen Anflug. Als Fleischproducenten sind diese Hühner zu empfehlen, ebenfalls als Eierleger; die Eier sind groß, weiß von Farbe. Zu Bruthennen sollte man sie jedoch nicht nehmen, da sie als solche oft sehr unzuverlässig sind.

Goldlack-Paduaner.

Unter dem Namen „Paduaner“ versteht man Hühner, welche große Vollhauben, Bärte und glatte Beine haben. Wenn nun solche Hühner regelmäßig gezeichnet sind, so kann man sich denken, daß sie einen prachtvollen Anblick gewähren. Zumal die Damenwelt schwärmt sehr für die Paduaner, sie sind auch eine wahre Zierde. Was den wirthschaftlichen Werth betrifft, so ist derselbe kein besonders großer, sie legen nicht besonders viel, ziemlich große weiße Eier, sind zur Mast nicht eigentlich geeignet, brüten nie oder höchst selten. Man sieht also, daß die Paduaner nur Luxushühner sind. Aber wenn sie auch nur geringen wirthschaftlichen Nutzen haben, d. h. nicht für die Küche arbeiten, oder für diese geopfert werden, so werden sie dennoch viel gehalten, und mit Recht. Das Auge wird sich stets an diesen schönen Thieren erfreuen.

Für den Landmann sind die Paduaner, abgesehen von dem geringeren wirthschaftlichen Nutzen, nicht zu empfehlen, und zwar aus dem Grunde, weil die Küchlein schon verhältnißmäßig große Hauben haben, diese sie am Sehen verhindern, und sie daher leicht eine Beute der Raubvögel werden. Die Paduaner sind ziemlich zart, im Regen sollte man die Thiere — ich meine auch die erwachsenen — niemals laufen lassen, die nasse Haube hängt ihnen in die Augen, diese werden dann leicht dadurch entzündet. Die Thiere sind zahm und zutraulich, welches wohl der großen Haube zuzuschreiben ist, welche sie am Sehen hindert. Bei allen Paduanern soll der Kamm und die Kehllappen nur aus ganz kleinen Spitzen bestehen, bei hochracigen Thieren



GOLDLACK-PADUANER.



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SILBERLACK-PADUANER.

findet man weder Kamm noch Kehllappen; je größer die Hauben, desto werthvoller die Thiere. Die Goldlack-Paduaner haben als Grundfarbe ein schönes Goldbraun, weiße Federn in Flügel und Schwanz sind als Fehler zu betrachten. Alle Federn sind schwarz gesäumt oder getupft. Die Haube des Hahnes muß sich nach allen Seiten ausbreiten, die der Henne voll und geschlossen sein. Von Figur nicht besonders groß, aber elegant und zierlich. Der Schwanz ist bedeutend an Größe, hüsch getragen, bei der Henne fächerförmig. Schnabel hornfarbig, Beine schieferblau.

Silberlack-Paduaner.

Ganz wie die vorigen, nur die Grundfarbe ist rein silberweiß. Verwerflich ist, wenn der Hahn — bei der Henne kommt es nie vor — gelbliche Hals- oder Sattelfedern zeigt. Beide Arten, Goldlack- sowohl als Silberlack-Paduaner sieht man auf allen Geflügel-Ausstellungen, ein Zeichen der Beliebtheit dieser Thiere.

Chamois-Paduaner.

Ebenfalls, was Figur und Race-Merkmale anbetrifft, gleichen sie den vorigen, man sieht sie seltener, weil sie schwerer zu züchten, wenigstens von egaler Zeichnung schwer zu züchten sind, und dies mag manchem Liebhaber die Zucht verleiden. Die Grundfarbe ist chamoisgelb, eine jede Feder weiß getupft oder gesäumt. Diese Paduaner sehen ihrer zarten Farbe wegen äußerst nobel aus. Oft bekommt man jedoch einen hochfeinen Stamm dieser schönen Race auf den Ausstellungen und überhaupt nicht zu sehen.

Weiße Paduaner.

Wie der Name andeutet, sind diese Thiere schneeweiß. In ganz sauberem Zustande, den man in der Stadt nur leider nicht haben kann, gewährt diese Race einen prächtigen Anblick. Ein übler Umstand ist der, daß die Hähne oft stark gelbliche Hals- und Sattelfedern haben. Einen hochfeinen schneeweißen

Paduaner=Hahn kann man dreist eine Seltenheit nennen. Zeigt ein solches Thier wirklich nur reinweiße Federn, so kann man, ich möchte sagen, fest darauf rechnen, daß er zuviel Kamm oder Kehllappen oder auch eine schiefe Haube hat. Einem meiner Freunde, der mit großer Vorliebe und sorgfältiger Auswahl seit mindestens zwölf Jahren weiße Paduaner züchtet, ist es in den letzten Jahren nie geglückt, einen hochfeinen Hahn zu züchten; sein Suchen nach einem solchen von auswärts ist ebenfalls vergebliche Mühe gewesen.

Brabanter.

Diese Race ist den Paduanern gleich an Figur und Zeichnung. Der eigentliche Unterschied besteht in der Haube, welche nicht voll und rund, wie bei den Paduanern, sondern sich schmal, helmartig gestaltet.

Oettel schreibt über diese Hühner:

„Es giebt eigentlich nur zwei Varietäten, Silber= und Goldlack, aus deren Kreuzung eine dritte, blaßgelb oder chamois getupft, entstanden ist. Die Tupfen sind rund und möglichst regelmäßig, besonders schön sind die Silberlack, wenn der Schwanz weiß mit schwarzen Endtupfen erscheint, und die weißen Flügel schwarze Querstreifen haben. Das Brabanter Huhn ist kräftig, legt gut, und brütet nicht immer, dann aber zur Zufriedenheit. In der sächsischen Oberlausitz wird dasselbe sehr geschätzt, in seiner Reinheit erhalten und als ein ganz nützliches Huhn betrachtet.“

Türken oder Sultanshühner.

Der Name deutet schon an, daß diese Race aus der Türkei stammt. Von Figur sind sie ganz wie weiße Paduaner, nur kleiner, haben große Hauben und Federbärte, sehr reichlichen Federschmuck. Kamm und Kinnlappen sehr klein, aus zwei Spitzen bestehend. Die Füße sind fünfzehig bis an die Zehen befiedert, mit Stulpen oder Geierfersen. Diese kleinen, hübschen Hühner sind noch sehr selten, als Nutzhühner nicht zu empfehlen, legen mäßig, brüten wenig oder garnicht.



Lithogr. und Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

HOLLÄNDER.

Holländer.

Diese hübsche Race hat ebenfalls große Hauben, jedoch keinen Federbart, dafür aber lange rothe Kehllappen. Die gewöhnliche Farbe der Holländer ist rein schwarz, es kommen jedoch, wenn auch vereinzelt, blaugraue und gesperberte vor. Der Kamm darf nur ganz klein sein, besteht aus zwei Spitzen. Bei feinracigen Thieren fehlt er ganz. Die Haube ist reinweiß, nur die vorderen Federn sind schwarz, in Mitte der Haube dürfen solche jedoch durchaus nicht vorkommen. Schnabel hornfarbig, Beine schieferfarbig und glatt, Ohrlappen weiß. Gewicht des Hahnes ca. 2$^{1}/_{2}$ kg, das der Henne 2 kg. Es sind gute Eierleger, jedoch schlechte Brüter, auch zur Mast nicht geeignet. Die Zucht ist eine schwierige, sie sind sehr weichlich und bedürfen daher bei der Aufzucht ganz besonderer Pflege.

Es soll früher in England auch weiße Holländer mit schwarzer Haube gegeben haben. Wenn dies wirklich der Fall war, so ist sehr zu bedauern, daß diese gewiß pompöse Race ausgestorben. Es ist jedoch kaum glaublich, daß solche Thiere als constante Race existirt, die Engländer hätten sie gewiß weiter gezüchtet. Es mögen vereinzelt solche Thiere vorgekommen sein, und soll es noch Leute geben, welche nur darauf hinkreuzen, solche Thiere herzustellen. Ich selbst hatte einen Bekannten, der jetzt verstorben, der sich diesem undankbaren Geschäft widmete. Er kreuzte schwarze Holländer mit weißen Paduanern, die männliche Nachzucht wieder mit Paduaner-Hennen und so fort. Schließlich brachte er es so weit, einzelne Thiere zu erzielen, die reinweiß waren, ohne Bart, mit großer, nicht tiefschwarzer, sondern grauschwarzer Haube, jedoch grauen Hals hatten. Weiter ist er nie gekommen, und dann fielen auch nur einzelne Thiere so wie beschrieben.

Kampfhühner.

Diese elegante Hühnerrace ist überall sehr beliebt. Auf großen wirthschaftlichen Werth können die Kampfhühner, oder, wie sie gewöhnlich der Abkürzung wegen genannt werden, Kämpfer, nun keinen Anspruch machen, aber durch ihre elegante Gestalt und sehr lebhaftes Wesen, bei oft sehr hübscher Federzeichnung, haben diese Thiere sich viele Freunde erworben.

Der Kopf der Kampfhähne ist von etwas länglicher Gestalt, Schnabel stark und gebogen, Augen verschiedenfarbig, dunkelbraun, roth oder gelb. Kamm klein, aufrechtstehend, wenn nicht verschnitten. Lappen klein, Gesicht roth. Der Hals ist lang und schlank, Halsfedern kurz. Brust breit und fest, Flügel stark, mittelgroß, Schenkel lang und fest, Schwanz elegant getragen, von Mittelgröße. Die Läufe sind gelb, blau oder olivenfarbig, letztere Farbe vorzuziehen. Sporen lang und scharf, ziemlich nach unten sitzend.

Die Hennen sind ebenfalls von eleganter schlanker Figur, auch im Uebrigen dem Hahne in jeder Beziehung ähnlich. Es giebt Kampfhühner von allen möglichen Farben, die schwarzbrüstigen rothen und die silbergrauen entenflügeligen sind die bekanntesten. Der Kopf des schwarzbrüstigen Hahnes ist orangefarbig. Gesicht schön roth, Schnabel hornfarbig. Hals orangeroth, Rücken dunkler mit violettem Schimmer, Sattelfedern orangeroth, Brust und Leib schwarz. Die zu obigem Hahne gehörende Henne hat gelben Kopf, fein schwarz gestreift, Gesicht roth, Schnabel hornfarbig. Hals goldgelb, schwarz gestreift. Gefieder braun mit hellerer brauner Zeichnung. Die Brust ist schön lachsfarbig, nach unten zu mehr in graubraun übergehend. Bei den silbergrauen Kämpfern ist der Hahn an Kopf, Halsbehang und Rücken silberweiß. Die Halsfedern ganz fein schwarz gestrichelt. Brust schwarz mit violettem Schimmer, Flügel mit stahlblauem Streifen, der untere Theil weiß, Schwanz schwarz, mit schönem grünen Schimmer. Der Kopf der Henne ist silberweiß, schwarz gestreift, ebenso die Halsfedern, Rücken grau mit dunklerer Zeichnung, Brust lachsfarbig, Schwanz dunkelgrau geperlt.

Die braunbrüstigen Kämpfer sind von dunkler rothbrauner Farbe. Das Gesicht ist dunkelroth, Schnabel auch sehr dunkel, fast schwarz, Brust bei Hahn sowohl als bei der Henne braun, die Federn von hellerem Braun umsäumt. Gelbe entenflügelige Kämpfer sind den silbergrauen sehr ähnlich nur ist das Gefieder, welches bei letzteren silbergrau, bei diesen gelb. Brust des Hahnes ebenfalls schwarz, die der Henne lachsfarbig.

Die gescheckten Kämpfer sind von Grundfarbe weiß, Halsfedern roth gestrichelt. Rücken roth, Brust weiß, Schwanz ebenfalls. Die Hennen von gleicher Färbung. Gewöhnlich zeigt der Schwanz der Hennen rothe Federn. Bei dieser Art sind die Beine weiß oder fleischfarbig.



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

GOLDHALSIGE KÄMPFER.

Außer oben erwähnten giebt es noch Kämpfer in allen möglichen Farben, weiße, gesperberte, schwarze 2c. Wenn die Kampfhühner ausgewachsen sind, wenigstens ein Alter von sechs bis acht Monaten erreicht haben, so schneidet man ihnen mit einer scharfen Scheere Kamm und Lappen an der Wurzel ab. Die frische Wunde betupft man mit Höllenstein, damit die Blutung, die eine sehr starke ist, aufhört. Viel Schmerzen kann eine solche Operation dem Thiere nicht verursachen, da es, wieder den anderen Hühnern zugesellt, kräht, scharrt, überhaupt sich geberdet, als sei nichts passirt. Einen besonderen Zweck hat ja nun das „Coupiren," so nennt man das Fortschneiden des Kammes und der Lappen, eigentlich nicht, da heute doch im civilisirten Europa keine Hahnenkämpfe mehr stattfinden, auch polizeilich verboten sind. In England soll man diesem grausamen Sport noch immer, wenn auch nur im Geheimen, huldigen. Die Hähne wurden deshalb coupirt, resp. kampffähig gemacht, weil sie beim Kämpfen immer den Kamm und die Lappen zuerst in Angriff nehmen, diese stark bluten, und das Thier dadurch geschwächt wird.

Ich muß nun gestehen, daß ein coupirter Hahn meiner Meinung nach ein viel kämpferartigeres Aussehen hat als ein nicht coupirter. Es mag daher kommen, da man fast immer nur coupirte Hähne (Hennen werden nie coupirt) sah, so glaubte man, es müßte so sein. Es ist ähnlich so mit den Affenpinscher (Rattenfänger), ein solcher Hund mit nicht verschnittenen Ohren macht einen, ich möchte sagen, unächten Eindruck. Es sei jedoch ferne von mir, dem „Coupiren" das Wort zu reden; wenn ein Kämpferhahn nicht kämpfen soll, hat es ja keinen Zweck.

Wie schon oben gesagt, haben die Kampfhühner keinen besonders wirthschaftlichen Werth. Die Eier sind von Mittelgröße und von weißer Farbe. Gewicht des Hahnes ca. 2—2½ kg, das der Henne ca. 1½—2 kg. Als Mütter sind die Kämpferhennen jedoch ausgezeichnet. Sie vertheidigen ihre Jungen bis aufs Aeußerste, gehen gegen Hunde und Katzen an, ja gegen noch größere Thiere, wenn sie glauben, ihrer Brut drohe Gefahr. Man muß sich daher sehr hüten, eine Kämpferhenne in die Nähe anderer Hühner-Mütter zu bringen, sie würde die fremde Brut unbarmherzig zerfleischen.

Hamburger.

Diese sehr hübsche Race ist überall verbreitet und sehr beliebt. Woher der Name „Hamburger" stammt, ist nicht zu ermitteln, man nimmt an, daß sie vielleicht über Hamburg zuerst vielfach versandt wurden, und daher den Namen erhielten. Die Hamburger sind von Mittelgröße, zeigen munteres lebhaftes Wesen, sind ausgezeichnete Leger mittelgroßer Eier, brüten gar nicht oder doch nur höchst selten. Alle Hamburger-Hühner müssen Rosenkamm haben; derselbe muß vorne recht breit sein, hinten in eine Spitze auslaufend. Diese Spitze muß etwas nach oben gerichtet stehen, niederhängend macht der Kamm einen schlechten Eindruck. Dann muß derselbe hübsch grade sein, nicht schief nach einer Seite überhängend, was häufig vorkommt, recht flach auf dem Kopfe liegen. Die Ohrlappen müssen rein weiß sein, ein ganz feiner rother Rand um dieselben ist noch zu verzeihen, ganz rothe Ohrlappen jedoch gänzlich zu verwerfen. Schnabel ist hornfarbig, Beine blau. Alle Hähne müssen einen großen prachtvollen Schwanz haben, mit großen Sichelfedern. Dies sind die characteristischen Merkmale der Hamburger Hühner.

Es giebt fünf verschiedene Arten, und zwar: Goldlack, Silberlack, Goldsprenkel, Silbersprenkel und Schwarze Hamburger. Die Goldlack sind von Grundfarbe goldbraun, Halsfedern des Hahnes röthlich-goldbraun, schwarz gestreift. Rücken, Schultern, Brust schwarz getupft, d. i. an der Spitze einer jeden Feder einen schwarzen, grünlich schimmernden Flecken. Der Schwanz ist schwarz mit prächtig grün schillerndem Schein. Die Henne, ebenfalls von prächtig goldbrauner Farbe, zeigt alle Federn schwarz getupft oder gefleckt, auch die Schwanzfedern.

Die Hamburger Silberlack sind von Grundfarbe schneeweiß, alle Federn schwarz getupft, auch die Schwanzfedern. Die Sichelfedern des Hahnes haben ebenfalls an der Spitze einen schwarzen Tupfen oder Flecken. Es kommt freilich oft vor, daß der Schwanz graue Schattirung zeigt, dieselbe ist jedoch verwerflich und dürfen hochfeine Exemplare eine solche nicht aufweisen. Henne schneeweiß, alle Federn an der Spitze schwarz getupft.

Die Goldsprenkel sowohl als die Silbersprenkel sind von Figur noch etwas kleiner als Gold- und Silberlack, legen auch kleinere Eier. Der



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

HAMBURGER GOLDLACK.



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

HAMBURGER SILBERSPRENKEL.

Goldsprenkelhahn zeigt über den ganzen Körper ein schönes röthliches Goldbraun, nur die Flügeldeckfedern und Schenkel zeigen einige schwarze Sprenkel. Der Schwanz ist schwarz mit grünlichem Schimmer, die Federn, zumal die Sichelfedern, fein gelb gesäumt. Die Henne ist von Grundfarbe orangegelb. Halsfedern von derselben Farbe, der ganze übrige Körper, ebenfalls die Schwanzfedern, fein schwarz gesprenkelt.

Der Silbersprenkel-Hahn ist rein silberweiß, nur die Flügeldeckfedern und Schenkel zeigen einige schwarze Sprenkel. Der Schwanz ist schwarz, prächtig grün schillernd, die Federn, zumal die Sichelfedern, fein weiß gesäumt. Die Henne ist von Grundfarbe rein silberweiß, ebenso die Halsfedern, der ganze übrige Körper, auch die Schwanzfedern, fein schwarz gesprenkelt. Bei hochfeinen Thieren muß die Sprenkelzeichnung tiefschwarz sein, nicht grau, was häufig genug vorkommt. Ebenso darf die Sprenkelzeichnung bei den Schwanzfedern der Hennen nicht braunschwarz, sondern muß tiefschwarz sein. Freilich sind solche tadellose Exemplare nicht oft anzutreffen. Es giebt nun auch Hähne, welche ganz genau die Zeichnung haben, wie die Silbersprenkel-Hennen, solche nennt man hennenfiedrige. Früher wurden diese Hähne sehr geschätzt, zumal in England, dann weniger beachtet, in neuerer Zeit kommen dieselben jedoch wieder sehr in Aufnahme.

Die Schwarzen Hamburger sind, wie schon der Name andeutet, von rein schwarzem Gefieder. Dieses Gefieder hat aber einen so prächtigen grünen Schiller, daß, wenn diese Thiere in der Sonne stehen, sie förmlich grün aussehen. Es ist sehr zu empfehlen, die Schwarzen Hamburger-Hühner mit einem Le Mans-Hahn zu kreuzen, derselbe ist ja ebenfalls von schwarzem Gefieder, hat auch Rosenkamm. Durch eine solche Kreuzung schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe, wie ja das alte Sprichwort lautet. Erstens führt man seinem Stamm frisches Blut zu, zweitens erzielt man, da die Le Mans große Hühner sind, kräftigere Exemplare.

Wie schon oben gesagt, sind alle unter dem Namen „Hamburger" bekannten Hühner vortreffliche Eierleger. Aber nicht das allein, sie haben auch sehr zartes, weißes Fleisch, und in Folge dieser beiden Eigenschaften großen wirthschaftlichen Werth.

Man findet diese schöne Race in allen Farbenschlägen fast auf allen Ausstellungen sehr zahlreich vertreten, ein Beweis, wie sehr diese Thiere geschätzt sind.

Italiener.

Wenn die Cochins s. Zt. durch ihre enorme Brutlust großes Aufsehen erregten, so geschah dies ebenfalls bei Einführung der Italiener-Hühner, welche sich als außerordentliche Eier-Producenten erwiesen. Man kennt die Italiener-Hühner in Deutschland erst seit 1870. Wie der Name andeutet, ist ihr Vaterland das schöne Italien. An Größe unseren Landhühnern gleich, giebt es Italiener in allen möglichen Farben. Die zuerst eingeführten hatten meistens gelbes Gefieder, oft war dieses schwarz gestrichelt. Seltener waren weiße, gesperberte, schwarze 2c. vertreten; da diese Hühner sich jedoch gleich großer Beliebtheit erfreuten, so war man bemüht, Zuchthühner von möglichst egaler Farbe zusammen zu bringen und dabei gelang es dann, die verschiedenfarbigen Italiener in constanter Race zu schaffen, wie man sie heute auf allen Ausstellungen sieht. Alle Thiere dieser Race müssen gelbe Beine und eben solchen Schnabel haben, ein weiteres Racen-Merkmal ist der oft handgroße, aufrechtstehende Kamm des Hahnes, und der, wie bei den Spanierhennen, nach einer Seite überliegende Kamm der Hennen.

Die weißen Italiener müssen rein weiß sein, dürfen durchaus keine anderen Federn zeigen. Kamm, Gesicht und Lappen prächtig roth. Schnabel und Beine schön orangegelb. Ohrlappen schneeweiß.

Die gesperberten Italiener dürfen nur die rein gesperberte Farbe, grau in grau zeigen. Sehr oft kommt es vor, daß die Halsfedern, so wie auch die Sattelfedern des Hahnes gelblich sind, es ist dies als Fehler zu betrachten Kamm, Gesicht und Lappen prächtig roth. Schnabel und Beine orangegelb, Ohrlappen schneeweiß.

Die schwarzen Italiener müssen von rein schwarzer Farbe sein, dürfen keine andersfarbigen Federn haben. Man sieht jedoch sehr selten einen älteren schwarzen Italiener-Hahn mit rein schwarzen Schwanzfedern. Gewöhnlich zeigt die eine oder andere derselben mehr oder weniger Weiß. Wie



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

REBHUHNFARBIGE ITALIENER.

bei obigen müssen Kamm, Gesicht und Lappen schön roth, Schnabel und Beine orangegelb sein. Einen ganz reingelben Schnabel sieht man jedoch bei schwarzen Italienern selten oder nie, in der Mitte hat derselbe fast immer einen gelbbraunen Strich. Als Fehler ist dies nicht anzusehen. Ebenfalls kommt es vor, daß die Italiener, zumal die schwarzen, statt schneeweißer Ohrlappen, diese von gelblicher Farbe haben. Es ist dies ebenfalls kein Fehler, nur dürfen die Ohrlappen durchaus kein Roth zeigen.

Die rebhuhnfarbigen Italiener sind die beliebtesten, wenigstens sieht man sie auf allen Ausstellungen am zahlreichsten vertreten. Der Hahn hat rothe Kopf- und orangerothe Halsfedern, letztere feinschwarz gestreift. Rücken- und Schulterfedern von tieferem Roth, mehr Rothbraun. Flügeldeckfedern grünschwarz, ein Querband über den Flügel bildend. Sattelfedern schön orangeroth. Brust und Unterleib rein tiefschwarz. Schwanz schwarz, prächtig grün schillernd. Die Henne hat gelbe Halsfedern, fein schwarz gestreift. Das übrige Gefieder ist hell-bräunlich, überall mit feiner schwarzer Zeichnung. Die Brust ist schön lachsroth. Auch die rebhuhnfarbigen Italienern haben prächtig rothen Kamm, Gesicht und Kehllappen, Beine und Schnabel ebenfalls orangegelb. Letzterer hat ebenfalls wie bei den schwarzen Italiener in der Mitte einen gelbbraunen Strich. Ohrlappen reinweiß, oft auch gelblich.

In neuerer Zeit sieht man auch blaue Italienern, dieselben sind jedoch selten schön, zeigen meistens ein mehr graues als blaues Gefieder, und dieses „Grau" ist nicht einmal von hübscher Farbe.

Die Italiener sind außerordentliche Eierleger, man kann annehmen, daß eine Henne jährlich 160 bis 180 Eier legt. Dabei sind dieselben, wenn auch nicht so groß, als diejenigen der Spanier und La Flèche-Hühner, doch bedeutend größer als die der gewöhnlichen Landhühner. In unserem Klima brüten Italiener nur selten, es empfiehlt sich daher, neben diesen einige Hennen einer brütlustigen Race zu halten. Die Aufzucht ist eine leichte, sie befiedern sich schnell. Es kommt gar nicht selten vor, daß eine Italiener-Henne schon im Alter von fünf Monaten mit dem Eierlegen beginnt, natürlich sind die Eier anfangs nur klein. Hähne liefern in demselben Alter einen delicaten Braten. Daß die Italiener-Hühner sich bei solchen Vorzügen großer Beliebtheit erfreuen, ist daher wohl kein Wunder. Es werden all-

jährlich tausende von Hühnern aus Italien importirt, es ist jedoch die größte Vorsicht beim directen Bezuge zu empfehlen. Oft erhält man, vielleicht aus Unkenntniß des Verkäufers, Thiere, welche als raceächt angepriesen werden, es jedoch nicht sind, oft jedoch auch kleine schwächliche Geschöpfe. Man sollte daher lieber etwas mehr zahlen und sich an einen reellen Zwischenhändler wenden. Noch mehr empfiehlt es sich, Italiener-Hühner von deutschen Züchtern zu kaufen, die deutsche Nachzucht ist acclimatisirt, man braucht nicht zu fürchten, wie es oft genug bei den importirten vorkommt, die Thiere, veranlaßt durch den Klimawechsel, dahin siechen zu sehen. Die Italiener-Hühner sind eine feurige, sehr lebhafte Race, die, wenn ihnen nicht völlige Freiheit, was natürlich das Beste ist, gewährt werden kann, eine hohe Einfriedigung beanspruchen, weil sie sonst überfliegen würden. Oder auch man überspanne den Hühnerhof mit dünnem Drahtgeflecht, das ja leicht herzustellen ist und wenig Kosten verursacht.

Ramelsloher.

Dieses schöne Huhn ist eine echte deutsche Land-Race. Viele glaubten, es sei eine Kreuzung von Landhahn mit Cochinhühnern, es mag auch der Fall gewesen sein, daß früher eine solche Kreuzung von Nichtkennern für echte Ramelsloher gehalten wurde. Meiner Meinung nach stammen die Ramelsloher von einem Hühnerschlage ab, der in alten Zeiten „Vierländer" genannt wurde. Die „Vierlanden" sind Ortschaften, die zum Hamburger Staatsgebiet gehören, berühmt durch Erdbeeren- und Blumenzucht, aber auch durch Aufziehen von Geflügel aller Art. In den „Vierlanden" nun wurde seit undenklichen Zeiten, und auch heute noch „Winterkückenzucht" betrieben. Der Hühnerschlag, der dazu die Eier lieferte, hieß: „Vierländer Hühner." Diesen Namen haben die Hühner bereits vor 100 Jahren und noch früher gehabt. Es war eine wundervolle, vollkommen constante Race. Die Thiere hatten ganz die Figur der Spanier, auch ebensolche Kämme, beim Hahne aufrecht stehend, bei der Henne nach einer Seite überliegend. Das Gefieder war immer schneeweiß, Beine von sehr hübschem dunklem Blau. Was den Thieren aber ein wunderhübsches Ansehen gab, war das



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

RAMELSLOHER.

große, tiefschwarze Auge, größer als bei allen jetzigen Hühnerarten. Das Fleisch dieser Hühner war schneeweiß und sehr zart, die Kücken immer sehr gesucht, und wurden viel besser bezahlt als alle anderen. Leider ist dieses schöne Huhn, welches vielleicht in den „Vierlanden" Jahrhunderte hindurch rein gezüchtet wurde, ausgestorben, wenigstens ist es in der früheren Reinheit mit den großen schwarzen Augen nicht mehr anzutreffen.

Vor ca. 30 Jahren habe ich diese Hühner selbst gehalten, und mehrere Jahre gezüchtet. Da erhielt ich eines Tages einen größeren Stamm Cochin-Kreuzung zum Geschenk, sehr schöne Thiere. Dies war im Jahre 1855, wo Cochin noch selten waren, die schöne Kreuzung bestach mich, Jedermann bewunderte die großen Thiere, ich vernachlässigte meine „Vierländer" gänzlich. Später freilich habe ich oft an die schönen Thiere zurück gedacht, auch 1869 einen Ausflug nach den „Vierlanden" unternommen, mich dort auf die Suche nach echten Vierländer Hühnern begeben, jedoch keine angetroffen. Wohl sah ich sehr schöne Thiere, wie unsere jetzigen Ramelsloher, Hennen mit Schlotterkämmen, auch reinweiß, jedoch ohne die großen schwarzen Augen, welche den Thieren ein so wundervolles Ansehen gaben. Alte Vierländer Landleute versicherten mir damals, daß auch sie seit mehreren Jahren den alten echten Hühnerschlag nicht mehr gesehen, und bedauerten gleich mir das Nichtvorhandensein dieser schönen Race.

Die Ramelsloher sind schöne große Thiere, es giebt weiße und gelbe. Erstere sind allgemeiner und sehr beliebt. Alle raceechten Ramelsloher haben große Kämme, beim Hahne ist derselbe aufrechtstehend, bei der Henne überliegend. Iris gelb, Beine blau. Es ist ein sehr abgehärteter Hühnerschlag, so recht für den Landmann geschaffen. Bei großem Eierertrag brütet das Ramelsloher Huhn ausgezeichnet, und liefert schließlich einen delicaten Braten. Die Aufzucht ist eine leichte, die jungen Thiere wachsen so zu sagen von selbst auf. Wie früher die oben erwähnten „Vierländer," so liefern heute die Ramelsloher die Bruteier für die Winterkückenzucht. Das Ramelsloher Huhn hat sich jetzt fast überall eingebürgert; man sieht es nicht nur in Deutschland auf sehr vielen Bauerhöfen, die schöne Race ist auch in anderen Ländern, z. B. Oesterreich, Dänemark 2c., zahlreich vertreten.

Siebenbürger Nackthälse.

Von allen Hühner-Racen bieten die Nackthälse den merkwürdigsten Anblick. Der Hals ist gänzlich von Federn entblößt, nur an dem unteren Theile desselben, nahe der Brust, befindet sich ein Federkragen oder Federnkranz, der sich jedoch nicht ganz um den Hals herumzieht, den hinteren Theil also unbedeckt läßt.

Herr Stadtwundarzt Joh. Klusch in Schäßburg (Siebenbürgen), ein leidenschaftlicher Geflügelliebhaber, der mit großem Verständniß Geflügelzucht betreibt, hat in den Dresdener „Blätter für Geflügelzucht," Jahrgang 1879, größere Abhandlungen über das Siebenbürger Nackthalshuhn geschrieben, aus denen ich mir erlauben werde, Einiges bekannt zu geben. Herr Klusch nimmt an, daß das Nackthalshuhn ein natürliches Kreuzungsproduct sei von Landhähnen mit Truthennen. Derselbe schreibt:

„Es ist erklärlich, daß auf den großen Wirthschaftshöfen, wo verschiedenes Hausgeflügel in großer Anzahl gehalten wird, und zwar in unbeschränkter Freiheit, dieselbe zu den größten Ausartungen benutzt, besonders da es eben nicht selten vorkommt, daß das männliche Geschlecht der einen oder der andern Species zu dem weiblichen in keinem Verhältniß steht. So findet man oft bei 13—20 Truthennen nur einen, höchstens zwei Hähne, während andererseits Hühnerhähne meist in mehreren Exemplaren ihr Unwesen treiben. Dies ist bei uns die ländliche Geflügelzucht im sogenannten Großen; die Herrschaft kümmert sich in seltensten Fällen um solche Kleinigkeiten selbst, die hierzu Berufenen, wegen Mangel an Zeit, wenig oder gar nicht, und so lebt unser Haushuhn auf solchen Höfen ein wahres Haremsleben. Es liefert aber stete Beweise, daß es für dieses Volk am Ende glücklicher ausfällt, weil der reine Naturtrieb es festigt, als wenn der künstliche Zwang oft vernunft- und systemlose Ideen ausführte. Wie also erwähnt, herrscht in dieser Beziehung auf den wenigsten Geflügelhöfen eine gewisse Controle; es fiel zwar an einigen Orten auf, daß seit einiger Zeit Hühner umher liefen, die wie kahlköpfig, am Halse wie gerupft aussahen, aber man schenkte ihnen weiter keine Aufmerksamkeit, glaubte sie einestheils für so alt, verkaufte sie, andererseits sie mauserten und hoffte, daß sie im Winter ihre Federn wohl wieder erhalten würden.

Zahlreiche Käufer älteren und fetten Hausgeflügels bilden bei uns die guten Israeliten; es gelangten diese so beschaffenen Hühner am häufigsten, ja ausschließlich in ihre Hände. Diese Leute hatten es am ehesten heraus, welch ausgezeichnetes Nutzhuhn dieses damals sehr unschöne Thier vorstelle, behielten einige, züchteten und genaßen sie lange, bis auf einmal ein Ukas eintraf, der ihnen den Genuß des Fleisches von diesen Hühnern verbot. Seit dieser Zeit, ich glaube 1876, fanden sich bei den Israeliten



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SCHWARZE
SIEBENBÜRGER NACKTHÄLSE
MIT ROSENKAMM.

nur wenige oder gar keine dieser Hühner und gelangten somit desto häufiger nun in die Hände des Volkes, wobei erkannt wurde, daß die meisten dieser Hühner im Nutzen jedes andere Huhn übertreffen.

Die bisherigen Erfolge meiner Nachforschungen führten mithin zu der Annahme, daß an mehreren Orten und besonders in den Gegenden am sogenannten Goldflusse Siebenbürgens, Hühner auftraten, welche die Vorfahren unserer heutigen Nackthalshühner waren; sie sollen aber anfänglich nicht diese Regelmäßigkeit in ihrer Federbildung am Halse gehabt, sondern oft nur wie gerupft, den Hals voller Kielen ohne Federn, sowie mit blos nackter Kehle und Oberbrust erschienen sein.

Es ist also erklärlich, daß das erste Produkt dieser Blutmischung sowohl in seinem Aeußeren als in Bezug seiner inneren Eigenschaften von dem gewöhnlichen Landhuhn wesentliche und deutliche Unterschiede aufzuweisen hatte. Dort wohnende Insassen sagen es, daß sich schon früher hier und da Hühner, besonders Hähne, gezeigt hätten, die nicht nur höher auf den Füßen, sondern auch im Uebrigen anders gestaltet gewesen, als ihre übrigen Hühner, sie konnten sich nicht erklären, warum sie am Halse und Brust so gerupft seien, die Federn ihnen nicht wachsen wollten und zu größtem Erstaunen auch im Winter so blieben. Indem solche Erstlinge gegen Witterungseinflüsse empfindlich waren, im Winter ihre gerupften Theile zusammengekauert einzogen. vor Regennässe sich gleich flüchteten, so hatte es zur natürlichen Folge, daß hier deren Haut nicht nur derber, sondern durch den Reiz der Luft, Hitze und Kälte zu größerem Blutandrange disponirte, die Theile also gerötheter erschienen und werden mußten, Ursächlich diesem geschah mit den meisten dieser Hühner, wie ich schon früher erwähnte, daß sie dieses Aussehens halber nur ungern gehalten, selten selbst geschlachtet, sondern verkauft wurden. Da traten hier und da Erzählungen auf, wie fleißig und wie besonders große Eier diese häßlichen Hennen doch legten, sie wurden dieserwegen gehalten, hier ein Hahn, dort eine Henne, es wurde Nachzucht geliefert, die nicht nur gerupft, sondern auch oft bis zur Brust ganz nackt blieben; man gewöhnte sich daran, lernte sie schätzen und heute sind die Nackthälse nicht nur geschätzt, sondern sogar beliebt.

Indem ich hier das Siebenbürger Nackthalshuhn, oder wie man es hier auch allgemein auf ungarisch nennen hört: Puka trùk (Trut-Landhuhn), als ein natürliches Kreuzungsprodukt von Landhähnen mit Truthennen auffaßte, so muß natürlicherweise dieser Bastard in mehreren Beziehungen seine Blutmischung rechtfertigen, und daß er dies gethan (ob noch heute thut, läßt sich schwer bejahen) will ich mich eben bemühen zu beweisen.

Die ersten Nackthalshühner (als solche fertig), die ich sah, mehrere Hähne und Hennen, präsentirten sich ganz auffallend sowohl in Größe, als in der Farbe des Gefieders, hauptsächlich aber in Form und Gestalt von unseren anderweitigen Hühnern verschieden. Aus diesem Grunde schon, um die Spreu von der Frucht zu sondern, finde ich die Bezeichnung ächt oder unächt wenig bestimmend, und weil diesen Hühnern weder ein Stammbaum, noch sonst untrügliche Racezeichen zukommen, der nackte Hals aber durch Kreuzung auf alle mögliche Hühnerspecies übertragbar ist, so halte

ich zunächst das Nackthalshuhn dann für ächt, wenn es neben nachstehend zu erwähnenden Eigenschaften als solches rein gezüchtet, diese wieder von reinen abstammen, mithin seinem Ursprunge am nächsten, also reines Blut führt. Trägt ein solches Huhn, für Jedermann wahrnehmbar, diese wenigstens äußeren Eigenschaften, so entspricht es seinem Original.

Bezieht beispielsweise Jemand ächte Nackthälse, so wird es wohl demselben schwer fallen zu behaupten, diese sind nicht ächt, denn als Nackthälse tragen die Hühner doch nackten Hals, dies also ist vorhanden und keine weiteren Wünsche finden mehr ihre beweiskräftige Stütze, weil das Nackthalshuhn ein Landhuhn ist. Dieses ist jedoch nicht so, soll wenigstens nicht so sein. Ein Racehuhn wird vom Kenner sogleich und bei genauerem Eingehen gründlich erkannt, das Nackthalshuhn bietet Typen, die dem Schlage, Art oder Species allein nur zukommen, dem sogenannten Bastard aber kommen wieder besonders äußere Eigenschaften zu, die hervorgerufen sind durch zwei verschiedene Constitutionen und Adition des aufgehobenen Naturgesetzes, deren Product aber dennoch einer untrüglichen Constanz unterliegt und nur durch den generativen Wechsel alterirt wird.

Ein ausgewachsener Nackthalshahn hat, wenn er ein Originalthier vorstellen soll, zunächst die Größe eines kleineren gewöhnlichen Truthuhnes, hohe, kräftige, glatte oder leicht befiederte Beine und einen langen, gestreckten Körper. Denkt man sich z. B. den Kamm vom Kopfe weggenommen, so bietet solch' ein Thier insgesammt, gewöhnlich aber die vordere Körperhälfte, die größte Ähnlichkeit mit einer Truthenne. Der langgestreckte Körper wird selten mit dem Halse im rechten Winkel getragen, er bildet mehr eine schiefe Ebene, von welcher die Brust, Hals und Schweif nicht allzusehr abweichen.

Die Bewegung des Körpers, besonders des Halses und der Beine, gleicht wieder am meisten der Truthenne, welches am auffälligsten bei noch nicht ganz geschlechtsreifen Hühnern zu beobachten ist. Der langgestreckte, volle, runde, mit bis zum unteren Dritttheil derber, querrunzeliger Haut ausgestattete Hals trägt einen mittelgroßen flachen Kopf, dieser einen langen, allmälig gebogenen Schnabel. Der Schweif hat lange Schaftfedern, auf welchen nach und nach immer größere Sichelfedern aufliegen; ohne eigentlich Stutzschwanz zu sein, sind selten hochtragende, lange Sichelfedern, und wenn vorhanden, werden sie nie so hoch getragen als bei anderen Hühnern. In der Geschlechtsreife ist eine Ausnahme, wenn auch nicht Regel, dennoch häufig vorkommend."

Durch obigen Auszug aus den hochinteressanten Aufsätzen des Herrn Klusch wird der geehrte Leser genügenden Aufschluß über diese merkwürdige Hühnerart erhalten haben.

Es giebt Nackthälse in allen möglichen Farben. Am schönsten machen sich die weißen und rein schwarzen, ebenfalls auch die gesperberten. Der

Kamm ist meistens einfach, es giebt jedoch auch Nackthälse mit Rosenkämmen. Oft ziert auch eine kleine Haube oder Kappe den Kopf. Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, daß die Nackthälse sehr gute Eierleger und ebenfalls ausgezeichnete Brüter sind. Die Eier sind von gelblicher Farbe, von Mittelgröße.

Wenn dieses wirklich nützliche Huhn sich schwer einbürgert, so kommt es davon, weil der nackte Hals bei den Meisten einen unangenehmen Eindruck macht. Es giebt jedoch auch Geflügelliebhaber, welche die Nackthälse durchaus nicht unschön finden, sie mit Vorliebe halten, und von diesen hört man der originellen Race stets das größte Lob spenden.

Thüringer Bausbäckchen.

Eine hübsche Hühnerart mit großem Federbart, der sich bis zur halben Kopfhöhe erstreckt, einfachem großen Kamm, kleinen Kehllappen, oft von dem Federbarte ganz verdeckt. Es giebt nach Baldamus drei Arten, schwarze, Gold- und Silberlack. Die Zeichnung der letzteren ist derjenigen der Hamburger Hühner ähnlich, nur nicht so correct. Diese Race wird hauptsächlich in Thüringen viel gezüchtet und ist dort sehr beliebt. Es sollen ausgezeichnete Leger, besonders auch im Winter, sein, und ebenfalls vortreffliche Brüter und Mütter.

Graue Schotten.

Diese hübsche Race ist, wenigstens in Deutschland, erst seit einigen Jahren bekannt. Es sind große schöne Thiere von gesperberter Farbe, Kamm einfach, Ohrlappen roth, Füße dunkel. Schwanz des Hahnes sehr voll und stattlich getragen. Die Heimath der grauen Schotten ist Schottland, sie sind dort sehr beliebt, legen und brüten gut, haben zartes, wohlschmeckendes Fleisch.

Klut- oder Kaul-Hühner.

Diese merkwürdige Race bietet dadurch ein originelles Aussehen, daß ihr der Schwanz fehlt. Weder Hahn noch Henne trägt einen solchen. Man kann nun freilich nicht sagen, daß dies grade zu ihrer Schönheit beiträgt, es giebt aber doch Manche, welche die Kaul-Hühner mit Vorliebe halten. Es sind auch sehr gute Leger und eben solche Brüter. Klut- oder Kaul-Hühner giebt es in allen möglichen Farben, mit einfachen und Rosenkämmen, mit und ohne Haube oder Bart. Ebenfalls giebt es solche mit glatten und mit befiederten Beinen. Es kommen auch Zwerg-Kaul-Hühner vor, die womöglich einen noch originelleren Anblick gewähren.

Strupp-Hühner.

Auch diese Race kann zu den merkwürdigen gerechnet werden. Den Namen hat sie ihren struppigen Federn zu danken, die größtentheils gekrümmt sind. Daß solche Thiere keinen schönen Anblick gewähren, wird sich ein Jeder sagen, und dennoch kann auch hier eine Ausnahme stattfinden. Der Verfasser dieses Werkes sah vor längeren Jahren auf einer Ausstellung ein paar Strupphühner, die wirklich schön zu nennen waren. Alle Federn waren lockenartig gekräust, die Farbe ein rein tiefes, glänzendes Schwarz. Solche Thiere sind aber gewiß höchst selten.

Strupphühner sieht man in allen bunten Farben, mit einfachen und Rosenkämmen. Als Leger sollen sie ausgezeichnet, und als vortreffliche Brüter sehr zu empfehlen sein.

Japanesische Seidenhühner.

Diese Hühnerart weicht dadurch von allen übrigen ab, daß das Federkleid ein so feines ist, daß die Federn mehr Haaren gleichen, sie werden daher auch Seiden- oder Haar-Hühner genannt. Die gewöhnliche Farbe ist weiß, Haut und Knochen von blauschwarzer Farbe. Der Kamm ist eine Art Rosenkamm, jedoch mehr wulstig, nie so hübsch und correct wie z. B. bei den Hamburger Hühnern. Die Farbe desselben ist dunkelblauroth, den



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

JAPANESISCHE SEIDENHÜHNER.

Maulbeeren ähnlich. Den Kopf ziert eine Haube, welche beim Hahn nach hinten spitz zuläuft. Läufe dunkelblau, leicht befiedert, Füße fünfzehig.

Es giebt außer den japanesischen, noch siamesische Seiden-Hühner. Dieselben sind ebenfalls von weißer Farbe, haben jedoch einfachen, oft etwas überhängenden Kamm von gewöhnlichem Roth, gelben Schnabel und gelbe Läufe.

Die Seidenhühner können wenig oder garnicht fliegen, sind daher sehr zutraulich und zahm. Vor Regen müssen sie stets geschützt sein, bei rauher naßkalter Witterung sollte man sie lieber garnicht in's Freie lassen. Die Eier sind nur klein, von blaßgelber Farbe, als Bruthennen und als Mutter sind die Seidenhühner ausgezeichnet. Eine solche Mutter mit Jungen derselben Race gewährt einen reizenden Anblick.

Neger-Hühner.

Der große Hühnerologe Robert Oettel nimmt an, daß diese Race durch Kreuzung entstanden ist, und zwar vom japanesischen Seiden-Hahn mit einem schwarzen Huhn. Oettel sagt: „Der deutlichste Beweis für Kreuzung mit einem gewöhnlichen schwarzen Huhn liegt darin, daß es aller innern und äußern schwarzen Beschaffenheit ungeachtet seltener mit Flaum oder Seidengefieder, weit öfterer aber mit glattem Gefieder getroffen wird." Kamm, Gesicht, Kehllappen sind schwarz, Gefieder ebenfalls.

Landhühner.

In früheren Zeiten kannte man eigentlich nur das gewöhnliche Landhuhn, Es war dies eine kleine Race, die man heute fast nirgends mehr antrifft. Die Eier, von solchen Thieren gelegt, waren nicht viel größer als die heutigen Bantam-Eier, als Brüterinnen waren sie oft ausdauernd, sehr oft verließen sie jedoch nach achttägigem Brüten das Nest, welches Schreiber dieses genug erlebt. Wohl gab es, was die Färbung des Gefieders anbetrifft, sehr hübsche Thiere unter ihnen, oft sogar regelmäßig gezeichnet. Ich hatte z. B. eine kleine Landhenne von chamoisgelber Farbe, fast jede Feder weiß berändert,

auch eine kleine weiße Haube fehlte nicht. Wiederum gab es Thiere, welche ganz correcte Sprenkelzeichnung hatten, ebenso rein grau gesperberte. Daß diese Thiere dazu benutzt wurden, durch Kreuzung mit anderen Hühnern die heutigen constanten Racen zu schaffen, ist als feststehend zu betrachten. Wir haben also durchaus nicht das Recht, mit Verachtung auf das kleine deutsche Landhuhn zurück zu blicken, wie es vielfach geschieht. Und dann ein deutscher bunter Landhahn! Etwas Hübscheres konnte man nicht sehen! Sein schönes Gefieder, von Färbung wie dasjenige der goldhalsigen Kämpfer-Hähne, war dem Auge sehr bestechlich, großer Kamm und lange Kehllappen trugen dazu bei, seine Schönheit zu erhöhen. Und dann seine Haltung, sein feuriges, muthiges Wesen! Unter allen jetzigen Race-Hähnen ist nicht einer, der einen schöneren Anblick gewährte als der ächte deutsche Landhahn! Diese meine Ansicht steht durchaus nicht vereinzelt da, ich habe dieselbe auch von Anderen oft aussprechen hören. Eine Eigenschaft hatten diese Hühner an sich, die man leider bei vielen heutigen Racen nicht findet, sie waren sehr abgehärtet, trugen jede Unbill der Witterung mit Leichtigkeit, waren auch daher Krankheiten wenig unterworfen. Als nun die neueren Hühner-Racen mehr bekannt wurden, zumal die Producenten großer Eier, kam das kleine deutsche Landhuhn immer mehr in Mißcredit, ein Jeder wollte Hühner haben, die große Eier legten. Wenn auch der Landmann, am Althergebrachten hängend, sich nicht dazu verstehen wollte, Racehühner zu halten, so kam er doch oft ohne sein Wollen zu einer Kreuzung. Der Gutsherr oder ein sonst dort Wohnender, der sich für Geflügelzucht interessirte, gab den Landleuten Racehähne, die ihnen gefielen, und die dann ihren Hühnern zugesellt wurden. Heute giebt es schon viele Landleute, welche Racehühner oder eine gewinnbringende Kreuzung halten, theils aus Liebhaberei, mehr aber noch ihres Vortheils wegen. Ein Jeder will gerne viele und große Eier und des Sonntags ein womöglich recht großes Huhn im Topfe haben.

In Norddeutschland hatte man auch früher schon einen größeren Hühnerschlag, ich verweise nur auf die erwähnten „Vierländer." Aber auch in Böhmen und Oesterreich gab es und giebt es auch heute noch unter den Landhühnern Hühnerschläge von großem wirthschaftlichen Werth, das „Böhmische" und das „Steyrische" Landhuhn. Letzteres liefert die berühmten



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

GESPERBERTE BANTAM.
(COUCOU D'ANVERS.)

Steyrischen Kapaunen! Es mag noch andere nützliche Landhühner-Arten geben, die vielleicht weniger bekannt sind, ich weiß es nicht, es tauchen ja immer noch neue Hühner-Racen auf. So vor einigen Jahren das Elsässer Huhn. Dieses Huhn, namentlich jetzt in Süddeutschland sehr verbreitet, ist aus einer Kreuzung entstanden, irgend eines großen französischen Hahnes und muthmaßlich einer Cochin-Henne, welcher es in Figur sehr gleicht. Die Hauptfarbe ist meistens dunkel, oft schwarz, mit braunen Halsfedern, die Hähne sehr groß, gewöhnlich die Federn an der Brust getupft wie die Hamburger Goldlack, sonst auch dunkel. Man sagt, ein französischer Gutsbesitzer habe diese Race vor längeren Jahren mit nach dem Elsaß gebracht, und sei sie dort bald verbreitet worden, kann auch als constant betrachtet werden. Ihre Tugenden bestehen in ihrem ausgezeichneten Legen großer Eier, sie brüten gut und eignen sich ganz besonders zur Mast. Außerdem soll ihr zutrauliches Wesen diesen Thieren viele Freunde erwerben.

Bantams.

Unter diesem Namen existiren verschiedene Hühner-Racen, welche mit Recht die Liliputer des Hühnergeschlechts genannt zu werden verdienen. Oft nicht viel größer als eine Taube, entzücken diese kleinen hübschen Thiere das Auge durch prächtiges Gefieder und lebhaftes munteres Wesen. Wirthschaftlichen Werth kann man den kleinen Thieren durchaus nicht absprechen, sie legen ebenso gut als alle anderen Arten und wenn die Eier auch natürlich bedeutend kleiner sind, als diejenigen der großen Hühner-Racen, so sind sie dennoch groß zu nennen, wenn man die kleinen Körperformen ihrer Erzeuger berücksichtigt. Alle Bantams sind ausgezeichnete Brüter und führen die Jungen vortrefflich. Die kleinen Thiere werden vielfach benutzt um Rebhühnereier, Wachteleier, Fasaneneier rc auszubrüten. Man braucht nicht zu fürchten, daß eine Bantamhenne vor Beendigung des Brut-Prozesses das Nest verläßt, und da sie ihrer zarten Körperformen wegen, weder Eier noch Junge zerdrückt, so ist diese kleine Race manchem Hühner- resp. Vogelliebhaber

von großem Werth. In Nachstehendem werde ich eine kurze Beschreibung der verschiedenen Racen folgen lassen.

Schwarze Bantams, eine sehr beliebte Art, haben ein schwarzes, grün schillerndes Gefieder. Kamm ist Rosenkamm, Ohrlappen schneeweiß, Iris roth, Beine blau, unbefiedert. Es sei hier gleich bemerkt, daß alle Bantams außer Peking-Bantams, unbefiederte Beine haben.

Weiße Bantams, schneeweiß von Gefieder, haben ebenfalls Rosenkamm, Ohrlappen weiß, Iris roth, Schnabel hell hornfarbig, fast weiß, Beine fleischfarbig.

Kuckucks-Bantams, tragen ein gesperbertes Gefieder, einfachen oder Rosenkamm. Es giebt auch eine Art (Coucous d'Anvers) welche Bausbäckchen und Bart haben, und grade dadurch reizend aussehen. Die Zucht dieser kleinen hübschen Thiere ist jedoch eine schwierige und undankbare, ich kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen, da ich mehrere Jahre hindurch diese Race hielt. Sehr viele Eier waren unbefruchtet, die Küchlein fielen öfter weiß oder schwarz, als gesperbert, und dann waren die gesperberten auch noch immer sehr hell. Die Aufzucht war ebenfalls eine schwierige, so daß es mir selten glückte, Thiere groß zu ziehen, trotz der allerbesten Pflege.

Peking- oder Cochin-Bantams. Diese originelle Art erschien vor mehreren Jahren in England und erregte dadurch Aufsehen, daß sie ganz genau den gelben Cochins glich. Der Name Zwerg-Cochins wäre daher hier richtig am Platze. In Deutschland hat man diese sehr seltene Race meines Wissens auf Ausstellungen nie gesehen; die Preise, die dafür in England gefordert wurden, wenn überhaupt welche zu kaufen waren, hatten gewiß eine so enorme Höhe, daß ein gewöhnlicher Sterblicher wohl nicht daran denken konnte, einen solchen Stamm zu erwerben. Die Beschreibung dieser Thiere in den Geflügel-Zeitungen erregte jedoch das größte Interesse und den Wunsch, solche Thiere zu besitzen. Einer unserer größten Bantam-Züchter machte den Versuch auf künstlichem Wege, durch Kreuzungen, solche Thiere zu erzielen, es ist ihm jedoch nie gelungen, und hat derselbe nach jahrelangen Versuchen, die Sache schließlich aufgegeben.

Java-Bantams, wohl die kleinste aller Bantam-Arten, werden ebenfalls selten gesehen. Nach Oettel soll es schwarze, weiße und rothgelbe geben,



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SCHWARZE BANTAM.

ich habe bis jetzt nur gelbe gesehen, darf mir also auch nur darüber ein Urtheil erlauben. Es sind reizende Thiere, die Hennen sehen dadurch originell aus, daß sie den Schwanz sehr hoch tragen. Schnabel und Füße sind hell. Gute Eierleger, ausgezeichnete Brüter. Die Aufzucht der Jungen soll jedoch eine sehr schwierige sein.

Gold- und Silber-Bantams, auch gesäumte Bantams genannt, verdanken wir ursprünglich einem Herrn Sebright, der es durch verständnißvolles Kreuzen dahin gebracht hat, diese Thiere zu erzielen. Sie werden daher auch Sebright-Bantams genannt. Gold-Bantams sind von Grundfarbe goldbraun, eine jede Feder schwarz berändert. Sodann haben sie einen sogenannten Hennenschwanz, d. h. es fehlen ihnen die Sichelfedern. Der Kamm ist Rosenkamm, Ohrlappen weiß oder bläulich, Läufe blau.

Silber-Bantams, genau wie die Gold-Bantams, nur daß hier die Grundfarbe eine rein silberweiße ist. Von allen Bantam-Arten sind die Gold- und Silber-Bantam am schwersten rein zu züchten. Einen wirklich hochfeinen Stamm sieht man sehr selten. Entweder sind die Thiere zu groß, wenn von wirklich reiner Zeichnung, oder sie haben Sichelfedern ꝛc. Wenn auch alle Federn am ganzen Körper correct sind, so sieht man doch bei den meisten, daß die Schwanzfedern außer dem schwarzen Rand noch schwarze Schattirung haben, welche sie eigentlich doch nicht haben sollen. Sehr eigene Züchter geben daher oft die Zucht dieser reizenden Thiere auf, weil sie ein nie befriedigendes Resultat erhalten.

Kampf-Bantams. Ueber diese kleine hübsche, sehr beliebte und viel gehaltene Hühnerart ist insofern eine Beschreibung unnöthig, da sie ganz den großen Kämpfern gleichen, was Form und Federkleid anbetrifft. Da die großen Kämpfer eine schlanke und elegante Gestalt haben, die Kampf-Bantams ganz Kämpfer en miniature sind, so kann man denken, wie zierlich dieselben sind. Die bekanntesten sind die gold- und silberhalsigen Kampfbantams, es giebt jedoch auch alle anderen Farbenschläge der großen Kämpfer.

———

Englische Zwerghühner.

Wenn auch von Figur fast nicht größer als die Bantams, unterscheidet sich diese Race doch wesentlich von diesen. Haben alle vorher genannten Bantams glatte Läufe, so tragen die englischen Zwerghühner mehr und längere Federn an den Läufen, als irgend eine andere Hühnerart. Verwirft man die Stulpen oder Geierfersen bei den Hühner-Racen (Cochin, Brahma), welche befiederte Läufe tragen, so werden sie bei den englischen Zwerghühnern geradezu gefordert, ja müssen so lang sein, daß sie den Boden fegen.

Es giebt englische Zwerghühner in allen möglichen Farben, mit einfachem und Rosenkamm, mit und ohne Federbart. Früher war eine ganz weiße Sorte sehr beliebt, mit Bausbäckchen. Originell aussehend fand ich die Thiere, weiß mit rothen Flecken, und ließ sie deshalb für dies Werk porträtiren (s. Abbildung). Es giebt auch Zwerghühner, die auf weißem Grunde alle möglichen Farben zeigen, oft sehr regelmäßig gefleckt, solche werden Porzellan-Hühner genannt. Zwerghühner sind gute Leger und vortreffliche Brüter.

Es mag hier noch Erwähnung finden, daß bei Vielen der verkehrte Glaube herrscht, man müsse die kleinen Hühner-Racen spät züchten, damit sie recht klein blieben. Es ist dies eine ganz irrige Meinung, späte Brut wird sich nie kräftig entwickeln, immer schwächlich bleiben. Wenn die Eltern und Großeltern klein waren, so wird auch die Nachkommenschaft klein sein, auch wenn dieselbe im zeitigen Frühjahr gezüchtet wird.

Japanische Zwerghühner.

Diese reizende Hühner-Race ist wohl von keinem Geflügelzüchter in Deutschland so eifrig und mit so vielem Verständniß gezüchtet als von der Frau Baronin von Ulm-Erbach, Schloß Erbach bei Ulm. Diese liebenswürdige Dame ist wohl fast allen Geflügelliebhabern als bedeutende Züchterin bekannt. In No. 25 der „Pfälzischen Geflügel-Zeitung" hat diese Dame einen Artikel veröffentlicht über die sämmtlichen bis jetzt bekannten Japanischen Zwerghühner, der hochinteressant ist, und den ich hier im Original folgen lasse.



Lithogr. und Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

ZWERGHÜHNER.

Bericht über die aus Japan neu importirten Chabo-Hühner.

v. U. E.

Die Nachricht, daß es gelungen ist, mehrere in Europa noch unbekannte Hühnersorten aus dem fernen Japan bei uns einzuführen, wurde gewiß von allen Freunden der Geflügelzucht mit lebhafter Freude begrüßt und in den neueren Werken von Hofrath Dr. A. B. Meyer, Dr. Baldamus, C. St. Einert und a. m. darüber berichtet. Diese Erwerbung auf dem Gebiete der Geflügelzucht ist zwar hauptsächlich für den Sport von Bedeutung, wie ja überhaupt alle kleinen Hühnerarten mehr als Luxus-Vögel zur Liebhaberei gehalten werden. Aber unter diesen nimmt unstreitig das japanische Zwerghuhn, sowohl durch seine allerliebste, zierliche Gestalt, als durch sein munteres, zutrauliches Wesen und seine Genügsamkeit, was Raum und Unterhaltungskosten betrifft, einen ersten Rang ein.

Diese kleine Hühner-Race, die in ihrem Vaterlande in verschiedenen Varietäten vorkommt, wird dort „Chabo" genannt, während sie in Europa den Namen Japan oder Nagasaki-Bantam auch Dachshuhn führt. So bezeichnend ich letzteren wegen ihrer äußerst kurzen Füßchen finde, so unrichtig ist es, „sie unter die Classe der Bantams" zu rangiren, da sie ja nicht von dem Distrikte dieses Namens auf der Insel Java stammen. Bekanntlich besitzt der Japaner ein lebhaftes Interesse für alle Naturerzeugnisse und liebt es, schöne Pflanzen und merkwürdige Thiere in seiner unmittelbaren Nähe zu haben. Da seine bescheidene Wohnung nicht viel Raum bietet, so kam er auf den Gedanken, reizende Landschaftsgärtchen en miniature, in dem Durchmesser von kaum einem Quadratfuß, zu Stande zu bringen, in welchem sich unter Anderem Bassins, Grotten oder Zwerg-Obstbäumchen befinden. Daher züchtete er auch winzige Zwerghühnchen, die in zierlichen Bambuskäfigen, meist nur paarweise in den Zimmern gehalten, so zahm werden, daß sie aus der Hand fressen und sich streicheln lassen.

Die Chabo sind entschieden die „Zwerge" unter den Hühnerracen, da die Henne von der Spitze des Kammes bis auf den Boden ungefähr 15 cm. und der Hahn 24 cm. mißt. Bei letzterem ist der riesige Kamm besonders auffallend, der einem Spanierhahne alle Ehre machen würde und wie bei diesem einfach, aufrechtstehend, tiefgezackt und ebenso wie das Gesicht und die sehr langen Kehllappen von hochrother Färbung ist. Charakteristisch ist außerdem beim Hähnchen, das eine sehr stolze Haltung hat, der fächerartige Schwanz, welcher sich in einem graziösen Bogen über den Rücken schwingt, so daß die langen Sichelfedern fast den Kamm berühren. Bei beiden Geschlechtern ist der möglichst kleine Körper kurz und gedrungen und werden die sehr niedrigen, federlosen, vierzehigen Füßchen, die ebenso wie der Schnabel, meist gelblich sind, von den tief herabhängenden Flügeln, welche beim Gehen zwei regelmäßige Furchen in den Sand bilden, fast ganz bedeckt. Von diesen japanischen Zwerghühnchen war bis vor Kurzem nur eine Sorte, weiß mit schwarzen Schwanzfedern und eben solchen Flügelspitzen, in Europa bekannt, die wir einer englischen Dame Mrs. Woodcock verdanken, welche aber schließlich durch langjährige Inzucht ausarten und

an Originalität verlieren mußte. Im Sommer des Jahres 1877 glückte es einem bekannten Weltumsegler, nach sechswöchentlicher Überfahrt von Japan drei herrliche Stämme dieser Zwerghühner auf den Geflügelhof in Erbach bei Ulm zu bringen, denen im December 1881 drei weitere verschiedene Varietäten „Chabo" nachfolgten, welche, nachdem sie die Strapazen der weiten Reise überstanden hatten, sich gut eingewöhnten. Unter den zuerst importirten Stämmen befand sich die bei uns schon bekannte Sorte, weiß mit schwarzem Schwanz, in ihrer Heimath Siro-Chabo genannt, aber in viel kleineren vollkommneren Exemplaren, als wie ich sie bisher in Europa gesehen habe, bei denen die Kämme meistens zu niedrig und die Füße zu hoch sind.

Der zweite importirte Hühnerschlag, der den Namen Butchi-Chabo führt, war ebenso wie die vier folgenden Arten in Europa noch ganz unbekannt und gilt selbst in Japan als sehr selten, so daß für ein hübsches Paar bis zu 16 Dollars bezahlt wird. Das Gefieder dieser Zwerghühnchen ist schwarz mit weißem Saume, doch ähnlich wie bei den Houdans unregelmäßig gezeichnet; die Sichel-, Hals- und Sattelfedern, welche beim Hahn grünlich-schwarz schillern, sind bei der Henne tiefschwarz und die Schwungfedern weiß. Eigenthümlich ist es, daß die Küchlein von dieser Sorte in einem gelblich weißen Flaume, fast wie Kanarienvögel aussehend, aus dem Ei schlüpfen, nur ein schwarzes Fleckchen auf dem Kopfe haben, und erst mit dem Federwechsel schwarz-weiß werden. Es gelang mir, Nachzucht von diesen Chabos zu bekommen, so daß ich einige Pärchen davon verschenken konnte.

Bei der dritten Varietät Aka-Chabo ist das Hähnchen höchst farbenreich in den brillantesten Schattirungen gezeichnet, doch tritt das Goldgelb bei den Hals- und Sattelfedern besonders hervor. Die dazu gehörende Henne war zu meinem Erstaunen ganz schwarz. Da ich diese bald verlor, so versuchte ich Kreuzungen zwischen dem Original-Hahn und Kampfbantam-Hennen mit Goldbehang, von welchen ich schöne Zucht erzielte; während die Hähne ihrem Stammvater ganz ähnlich wurden, fielen die Hennen theils schwarz, theils rehbraun aus.

Die vierte neueste Aquisition, von welcher uns nachstehende (siehe Schluß-Vignette) wohlgelungene Abbildung ein naturgetreues Bild giebt, heißt Ma-Siro-Chabo und ist, wie ihr japanischer Name andeutet, rein weiß im Gefieder, was sich zu dem hochrothen Kamme prächtig ausnimmt.

Die fünfte neue Zwerghühnersorte, Shin-Curo-Chabo, die nach Aussage eines Japaners in seinem Vaterlande sehr werthvoll, ist mit einem glänzend-schwarzen Federkleide ausgestattet, welches prächtig ins Blaue schillert, was besonders im Sonnenschein einen herrlichen Anblick gewährt. Schnabel und Füße sind ebenfalls tiefschwarz.

Schließlich die sechste neueingeführte Hühnerart, Katsura ito no Chabo, besitzt ein weißes, seidiges, haarartiges Gefieder, welches nur an den Schwanz- und Flügelspitzen etwas schwarz ist, und kann zu den merkwürdigsten, schönsten und zugleich auch kleinsten Hühnern gezählt werden, denn die winzige Henne wiegt kaum $^3/_4$ Pfund. Der Hahn hat einen unverhältnißmäßig großen Kopf mit hohem, tiefgezackten Kamm,



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

JAPANISCHE ZWERGHÜHNER.

der, ebenso wie das Gesicht, roth ist. Diese japanischen Seiden-Chabo sind nicht mit den bekannten japanischen Seidenhühnern zu verwechseln, welche viel größer und ganz anders gebaut sind, eine Haube und schwarze Haut haben.

Daß die erwähnten verschiedenen Chabo-Varietäten, welche alle den ganz gleichen Körperbau, fast dieselbe Größe haben und auch in den übrigen Kennzeichen übereinstimmen, Spielarten von einer und derselben Sorte, erst durch Kreuzungen entstanden sind, halte ich für wahrscheinlich, jedenfalls aber bleibt deren Nachzucht constant. Was diese im Allgemeinen betrifft, so sind sie ziemlich schwer aufzuziehen, da die Küchlein anfangs recht zart und gegen Kälte und Nässe höchst empfindlich sind. Die Hennen legen fleißig, sehr kleine, weiße oder gelbliche Eier, brüten gern und mit Ausdauer und führen ihre Küken mit Sorgfalt. Man kann sich nicht leicht etwas Reizenderes denken, als eine solche kleine gefiederte Japanerin, umgeben von ihrer munteren Schaar Küchlein, und besitze ich eben eine schwarze Chabo-Glucke mit 15 Stück von den verschiedenen Sorten der japanischen Zwerge. Unter den Eiern kommen auffallend viele unbefruchtete vor, und da diese auch eine sehr feine Schale haben, so kann man sie nur durch kleinere Hühnerracen, z. B. Bantam, ausbrüten lassen, da eine schwere Henne nicht nur die Eier, sondern auch die zarten Küchlein zerdrücken würde.

Auffallend ist es, daß sich der eigenthümliche Bau der herabhängenden Flügel, sowie der aufrechtstehende Schweif, bald bemerkbar macht, ebenso wie die Hähnchen schon früh an ihren größeren Kämmen zu erkennen sind.

Feinschmecker behaupten, daß die Eier der Chabo einen besonders guten Geschmack haben.

Da aber die Eier ungefähr nur die Größe eines Taubeneies haben und durch einen berühmten Ornithologen, der eine der bedeutendsten Eiersammlungen besitzt, constatirt wurde, daß die japanischen Zwerghühnchen unter allen Scharrvögeln die kleinsten Eier legen, so kann man sie ihres Nutzens wegen nicht halten.

Was nun die mir aus Japan direct zugekommenen Stämme betrifft, so haben sich dieselben vortrefflich acclimatisirt, doch muß man sie in einem geheiztem Stalle überwintern, und haben sie sich an die dem anderen Geflügel gebräuchliche Nahrung gewöhnt, obgleich sie den Reis, gekocht oder roh, allem Anderen vorziehen.

Die im Jahre 1877 eingeführten Chabo-Exemplare sind an Altersschwäche eingegangen, doch ist deren Nachzucht gesichert und haben die Originalthiere in sorgfältig ausgestopften oder skelettirten Exemplaren einen Ehrenplatz in den königlichen naturhistorischen Sammlungen zu Dresden gefunden.

Auf den Ausstellungen haben die „Chabo-Hühner" stets Aufsehen und Bewunderung erregt und sind immer mit Prämien ausgezeichnet worden. Wir wollen es uns zur Aufgabe stellen, diese reizenden kleinen Fremdlinge recht zu pflegen, damit sie sich vermehren und in Europa verbreitet werden, da sie unstreitig jedem Geflügelhofe zur schönsten Zierde gereichen werden.

Hiermit schließe ich die Beschreibung der Hühner-Racen und glaube keine vergessen zu haben, die besonderes Interesse erregt. Am Schlusse dieses Abschnittes möchte ich noch einmal allen Geflügelfreunden die Bitte ans Herz legen, ihre Lieblinge selbst zu pflegen, sie nicht oft unzuverlässigen Dienstboten zu überlassen.

Aber auch bei der größten Pflege und Sorgfalt können Unglücksfälle und Krankheiten eintreten. Der nächste Abschnitt macht den geehrten Leser mit letzteren bekannt, giebt aber auch zugleich Mittel an die Hand, dieselben zu heilen.



Ma-Siro-Chabo.

Die Krankheiten der Hühner und die gegen sie anzuwendenden Behandlungsweisen.

Abführmittel. Sie sind anzuwenden bei Hartleibigkeit und bei Verstopfung. Das Ricinusöl ist das fast sicher wirkende und ganz unschädliche Abführmittel für Hühner. Wer es versteht, Hühnern flüssige Arzneien einzugeben, was mit großer Vorsicht geschehen muß, mag es aus dem Löffel verabreichen; wer solches nicht kann, gebe Semmelbröckchen, die sich voll Ricinusöl gesaugt haben, weil man sie in solches legte, oder knete Ricinusöl mit Mehl, Kleie u. dgl. zu Pillen zusammen. Ein, selten zwei, Eßlöffel voll ist die Gabe für ein erwachsenes Huhn.

Die Jalappenknolle (0,5 Gramm), das reine Jalappenharz (0,25 Gramm), mit Jalappenseife oder mit Mehl und Wasser zu Pillen gemacht, rufen auch das Abführen hervor, so gut wie Rhabarberwurzelpulver (0,25 Gramm) mit Mehl und Wasser zu einigen Pillen gemacht, welche nacheinander, aber auf einmal gegeben werden. Will man bei einem Huhn schnell abführend wirken, verwende man 0,06—0,12 Gramm Calomel mit Eibischwurzelpulver oder Mehl und Wasser zu Pillen gemacht. Will man vielen Hühnern etwas reichlichen und weichen Kothabsatz verschaffen, so füttere man Weichfutter, dem auf 10 Hühner 1 Eßlöffel Schwefelblüthe zugesetzt wurde.

Hausmittel wie Butter, Schmalz, Butter und Ofenruß, Speck, Oel wirken wenig oder gar nicht. Etwas Baumöl oder Leinöl noch am besten. Beim Eingeben von Butter muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht zu große Mengen auf einmal giebt, sondern nur erbsengroße Stücke, und daß man das Einzugebende nicht allzugewaltsam in den Rachenraum des Vogels drückt, sonst kann es leicht passiren, daß die Butter u. dgl. in den oberen Kehlkopf gebracht wird, worauf Erstickung erfolgen muß.

Sind kleine Kücken arg verstopft, so schafft man Hülfe, wenn man eine Fischbeinsonde oder auch eine vorn gut abgerundete Stricknadel dick mit Ricinusöl bestreicht und vorsichtig etwa 2 Centimeter in die Kloake und in den Darm einschiebt; Abführen erfolgt alsdann.

Aderlaß. Er soll nicht dadurch erzielt werden, daß man in Kamm oder Kehllappen des Huhnes einschneidet, oder einen Zehennagel des Vogels nahe an dessen Wurzel abschneidet und dadurch Blutung erzeugt, denn solches Verfahren ist nichts als Thierquälerei. An der inneren Seite des ersten Flügelknochens (Oberarmes) liegt die Armvene, neben und unter der Armarterie. Man legt in der Nähe der Brust des Huhnes um den Flügel eine Bindfadenschlinge, die man ziemlich fest anzieht; hierauf schwillt die Armvene; man sticht alsdann mit einer feinen Lancette, je nach der Größe des Vogels, 2 bis 4 Millimeter tief, in der Mitte, der Längsachse des Gefäßes entsprechend, in die Ader ein und zapft 8 bis höchstens 40 Gramm Blut ab. Nachdem solches geschehen, legt man auf die Aderwunde einen Bausch gelber, blutstillender Watte (die in jeder Apotheke zu haben) und bringt durch eine Binde außerdem noch einen leichten Verband über den Wattebausch an.

Aphthenseuche. Wenn die Maul- und Klauenseuche unter den Haussäugethieren herrscht, kommt es häufig vor — namentlich wenn Hühner aus Futtertrögen, Futtereimern ꝛc. der kranken Säugethiere genascht haben — daß sie an den Fußsohlen und auf der Maulschleimhaut, seltener auf Kamm und Kehllappen, Aphten (d. h. Blasen, die mit einem gelblichen Wasser gefüllt sind, bald platzen, ihren Inhalt auslaufen lassen, worauf eine Zeit lang leichte Geschwüre zurückbleiben) bekommen. Diese Blasen hindern sie am Fressen, am Gehen und Stehen. Fieber begleitet den Blasenausbruch.

Die Krankheit heilt meist von selbst. Man kann die Maulschleimhaut und die Fußsohlen nach dem Platzen der Blasen mit gleichen Theilen Fruchtessig, und Wasser, oder mit 2procentiger Kupfervitriollösung, oder mit Salicylsäurelösung (1 : 300) vorsichtig auspinseln.

Appetitmangel kann als selbstständiges Leiden bei Hühnern auftreten, ist jedoch meist Begleiterscheinung anderer Krankheiten. Im ersten Falle wird verringerter Appetit, Absetzen eines festen braunen Kothes, etwas geminderte Munterkeit an dem kranken Thier wahrgenommen. Ein tüchtiges Abführmittel (s. d.) bringt in der Regel am schnellsten Heilung.

Grünfutter; klein gehackter grüner Salat unter das Weichfutter gemischt; einige Pfefferkörner mit Butter zu Pillen gemacht (2—3 Pfefferkörner mit Butter zu 2—3 Pillen, auf einmal zu geben); das Verabreichen klein geschnittener Zwiebelstücke, ebenso klein geschnittenen Knoblauches; auch Cayennepfeffer (3 Schoten mit 2 Liter Wasser abgekocht, die Flüssigkeit durchgeseiht und mit 8 Liter Trinkwasser verdünnt als Saufen für die mit Appetitmangel behafteten Hühner) sind Hausmittel gegen die in Rede stehende Krankheit, die oft sehr gut wirken können.

Augenentzündung. Entzündung des ganzen Augapfels. Eine solche kommt nicht allzuselten bei Hühnern vor; die kranken Thiere sehen nicht gut oder wenn die Entzündung beide Augen traf, fast gar nicht mehr. Sie picken neben die Körner, die sie verzehren wollen. Das kranke Auge ist größer, erscheint nach vorne mehr gewölbt, glänzt ungewöhnlich. Die Regenbogenhaut erscheint gewöhnlich stark geröthet oder hat doch ihre Farbe geändert; die Sehlochränder ziehen sich auf Lichtreiz nicht mehr zusammen, oder doch nicht so, als es bei gesunden Augen der Fall ist. Die Krankheit entsteht aus noch nicht bekannten Ursachen; die inneren Augentheile werden vorzugsweise getroffen, nicht wie es bei mechanischen Beleidigungen der Fall, also nach der Einwirkung von Stößen, Schlägen, Schnabelhieben auf das Auge eines Huhnes, wo mehr die äußeren Augentheile krank gemacht werden und in welchem Falle energisches Kühlen des kranken Theiles am Platze ist. Bei der inneren Augenentzündung gebrauchen wir das schwefelsaure Atropin, welches wir zu 0,025 Gramm in 20 Gramm destillirtem Wasser lösen lassen, und von dem wir den Patienten täglich zweimal zu

5—6 Tropfen in das kranke Auge tröpfeln. Dem kranken Huhn wird auch ein starkes Abführungsmittel verabreicht und ist das Thier von anderen Hühnern zu separiren, wie in einem dunklen Raum unterzubringen.

Augenlidentzündung wird häufig durch Erkältung verursacht. Sehr geschwollene und vermehrt warme Bindehäute, die durchfeuchtet erscheinen und arg geröthet sind, auch bei der Berührung schmerzen, angeschwollener Blinzknorpel, Thränen des Auges und Lichtscheu, die die kranken Hühner durch Blinzeln zu erkennen geben, charakterisiren das Uebel.

Behandlung. Waschen der kranken Bindehäute mit lauwarmem Chlorwasser, oder mit 2-procentiger wässeriger Alaunlösung oder mit Zinkvitriollösung (0,12 Gramm Zinkvitriol auf 20 bis 50 Gramm destillirtes Wasser). Das Chlorwasser wirkt meist am besten. Betupfen des kranken Augenlides mit Kupfervitriolstift ist ausnahmsweise am Platze. Bei Bindehautentzündung der Augen kommen gleichzeitig oft kleine Geschwüre auf der durchsichtigen Hornhaut zum Vorschein. Oefteres Reinigen des kranken Auges, Waschen mit schwachen Zinkvitriollösungen (0,06 Gramm Zinkvitriol auf 100—150 Th. Wasser), bei langem Bestehen und Nichtheilenwollen auch ein Einblasen von Calomelpulver in das Auge mittelst eines Federkieles, führen alsdann zum Ziele.

In der Augenbindehaut bilden sich zuweilen hirsekorngroße, harte weißgelbe Knötchen an den Stellen, wo die Talgdrüsen der Augenlider ausmünden. Diese harten Körperchen reizen arg und geben zu heftigster Bindehaut-Entzündung Veranlassung. Diese Knötchen müssen durch Operation entfernt (Ausschneiden mittelst einer Schere, Reinigen der kleinen Wunde) oder durch Höllensteinstift weggeätzt werden.

Augenentzündung, bösartige
Augenentzündung, croupöse
Augenentzündung, diphtheritische
Augenschnupfen
} siehe unter Schleimhaut-Entzündung, bösartige.

Auszehrung s. Knötchenschwindsucht.

Bandwurm s. unter Eingeweidewürmer.

Bauchfellentzündung. Es kommt dieselbe vor bei Hühnern, welche einen spitzen Körper (Nadel, Drahtstück, Nagel) verzehrt haben, der sich durch den

Muskelmagen gebohrt hat und das Bauchfell reizte. Ferner nach Eierstockentzündung, namentlich dann, wenn ein Dotter haltendes Eierstocksbläschen platzte und das Dotter in die Bauchhöhle auslief; ebenso kann die Bauchfellentzündung durch Eingeweidewürmer hervorgerufen werden. Die an diesem Uebel erkrankten Hühner verlieren alle Freßlust, haben aber meist Durst, sind matt und hinfällig, haben Fieber und Athembeschwerden, liegen viel, verkriechen sich an dunkle, kühle Orte; drückt man die Kranken auf die Bauchdecken, so stöhnen sie vor Schmerzen, auch beim Kothabsetzen geben sie Schmerzen kund. Die Behandlung besteht in dem Setzen von Kaltwasserklystieren, im Einwickeln des Leibes in Tücher, die in kaltes Wasser getaucht worden waren, in Verabreichen der Aconittinctur (zweimal täglich je fünf Tropfen); auch kann ein Aderlaß (s. d.) am Platze sein. Viel Erfolg verspricht die Behandlung aber nicht.

Bauchwassersucht, s. Wassersucht.

Beinschwäche, d. h. ein unsicheres Gehen, ein Taumeln beim Gehen, ein Nichtgerngehen, ein öfteres Rutschen auf den in den Sprunggelenken eingebogenen Füßen 2c., kann bei sehr verschiedenen Krankheiten der Hühner beobachtet werden, so z. B. besonders bei Eileiterkrankheiten, bei der Tuberkulose, bei Beinweiche und bei rheumatischen Affectionen. Das Nichtrechtgebrauchenkönnen der Füße ist sehr häufig nur der Ausdruck der Hinfälligkeit und Schwäche, besonders bei lange bestehenden Zehrkrankheiten. Bei den betreffenden einzelnen Krankheiten wird der dabei vorkommenden sog. Beinschwäche gedacht werden.

Beinweiche. Die Beinweiche kommt meist bei ganz jungen, 2 bis 3 Monate alten Hühnern vor, am liebsten bei Kücken der schweren Hühnerrassen. Sie ist ein ganz ähnliches Uebel wie die sogen. englische Krankheit der Kinder. Die Erkrankten haben keine Lust zu gehen; liegen und sitzen viel, hocken meist am Erdboden, und wenn sie sich bewegen, geschieht es nie mit derjenigen Lebhaftigkeit, die wir an gesunden jungen Hühnern wahrnehmen. Schließlich kommt es dahin, daß die Kranken fast immer liegen, nur unter großer Anstrengung sich erheben können und nun sieht man Verbiegungen einzelner Knochen der Flügel und der Beine, des Brustbeines — welches oft eine S-förmige, also doppelte, Verbiegung aufzeigt — aber auch andere

Knochen (Wirbel, Becken, Rippen) können Verkrümmungen beobachten lassen. Die Gelenkenden mancher Knochen sind oft angeschwollen oder knotig aufgetrieben. Abzehrung und Blutarmuth sind Begleiter oder Folgen der Beinweiche.

Die Behandlung erfordert: gute, leicht verdauliche, doch stickstoffreiche Nahrung, die dabei reich an denjenigen mineralischen Bestandtheilen ist, welche zu Knochenerden werden können. Kleie, Gerstenschrot, Fleisch (Fleischabfälle, Fleischzwieback; kein Fleischmehl, oder nur in ganz kleinen Mengen und stets nur wenn es genügend abgekocht wurde) sind am Platze; Kartoffeln, Mais, Rüben sind zu meiden; dem Kleienweichfutter kann fein gepulvertes Futterknochenmehl (1 Kaffeelöffel voll pro Huhn und Tag), oder ein wenig phosphorsaurer Kalk (eine Messerspitze voll pro Stück und Tag), oder Salzziegel aus der Fabrik des Dr. Assmuss in Berlin zugesetzt werden. In das Saufen der jungen Hühner bringt man ein wenig Eisenvitriol (2 Gr. auf das Liter Wasser) oder Weißwein (2 Eßlöffel voll auf 1 Liter Wasser), in dem längere Zeit eiserne Nägel gelegen haben. Alle Mittel, die die noch nicht ganz schlimm an der Beinweiche leidenden Kücken dahin bringen, daß sie sich bewegen müssen, helfen wesentlich mit, daß das Uebel geheilt wird. Streut man das Futter auf nicht zu hohe Kisten und Kasten welche mit dem Boden nach oben im Stall oder Laufraum der Hühner aufgestellt sind, so daß die letzteren gezwungen sind, auf diese Kisten zu fliegen und von ihnen abzuspringen, wenn sie gefressen haben, so ist dadurch z. B. ein Mittel gegeben, die nicht allzu kranken Thiere zum Sichbewegenmüssen zu veranlassen. Reiner Stall. Aufenthalt in gesunder Luft.

Bindehautentzündung des Auges, s. Augenentzündung.

Brandwunden. Bei den durch Verbrennung hervorgebrachten Wunden der Hühner ist auf die Verletzung zu streichen: ein Gemisch von gleichen Theilen Bleiessig mit Baumöl, oder gleichen Theilen Kalkwasser mit Baumöl. Wenn es geht, ist dann Watte auf die Wunde zu binden, welche mit Vaseline, der etwas Kalkwasser zugemischt wurde, auf ihrer Unterseite bestrichen ist, oder man hat Carbol-Verbandwatte in Gebrauch zu ziehen.

Bräune, s. Schleimhautentzündung, bösartige.

Bronchialkatarrh und die

Bronchienentzündung. Die unteren, vielfach verzweigten Enden der Luftröhre, welche einen Theil der Lunge mitbilden, sind mit einer Schleimhaut ausgekleidet, die häufig durch katarrhalische oder entzündliche Zustände krank gemacht wird. Bei der bösartigen Schleimhautentzündung (s. das.) kommt nicht selten eine Bronchienentzündung vor. Eine solche wird aber auch herbeigeführt durch Luftsackmilben und durch Schimmelpilze, oder ist die Folge einer heftigen Erkältung.

Der Bronchialkatarrh charakterisirt sich dadurch, daß das damit behaftete Huhn etwas vermehrtes Athmen, Husten, wobei ein Auswurf von Schleim statthat, sowie ein Rasselgeräusch, das unter Umständen bis zum Röcheln gesteigert sein kann, in den vorderen Luftwegen, erkennen läßt.

Bei der Bronchienentzündung ist immer erheblich beschleunigtes und erschwertes Athmen vorhanden, die Rasselgeräusche in Bronchien und Luftröhren sind ärger als beim Bronchialkatarrh, ja können gesteigert sein bis zu heiseren oder schnarchenden Tönen; Erstickungsanfälle sind nicht selten; die Kranken sind traurig, kriechen an dunkle Orte, verlieren Munterkeit und Freßlust, zeigen meist nur noch Begierde, Wasser aufzunehmen, fiebern; zuletzt tritt Abmagerung und Durchfall ein, welcher letzterer so erschöpfend wirkt, daß durch ihn der Tod bedingt wird, oder aber es tritt Erstickung ein. Diese Krankheit kann sehr langsam verlaufen, zuweilen aber auch schon in 5—6 Tagen den Tod eines Huhnes bedingt haben. Die Luftsackmilben sind bei Hühnern nicht selten. Diese Schmarotzer sind vorzugsweise in den Brust- und Bauchluftsäcken genannter Vögel zu finden, wo sie als kleinste gelbe Pünktchen (die größten Milben dieser Art sind etwa 0,50 mm lang, 0,34 mm breit), die sich lebhaft bewegen, oder in Klumpen oder Häutchen geeint, unbeweglich erscheinen, gesehen werden, falls man den Wirth dieser Schmarotzer geschlachtet hat oder ihn zu seciren Gelegenheit hatte. Aber auch in den Bronchien und im unteren Ende der Luftröhre eines Huhnes findet man solche Milben, wo sie Katarrh und Entzündung der Bronchien bewerkstelligen. Das kranke Thier läßt dann außer den Erscheinungen dieser Krankheitszustände von Zeit zu Zeit einen Ton hören „Jb" oder „Jib", den man auch vernimmt bei einem Huhn, das zu hastig gefressen und bei dem in Folge dessen ein Futterkorn in den oberen Kehlkopf sich verirrt hat.

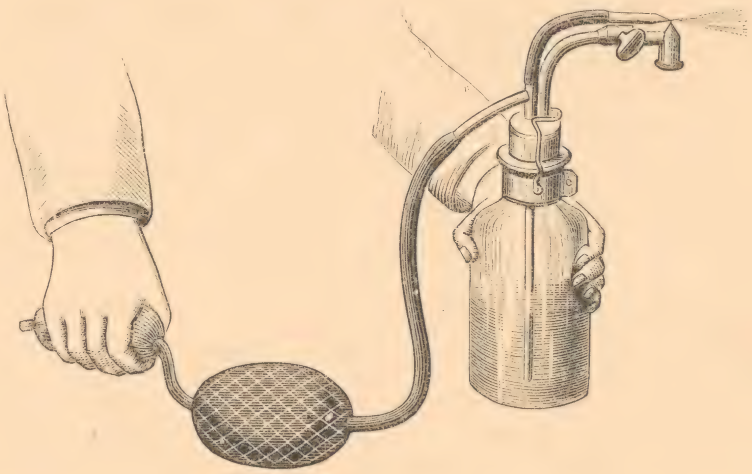
Der Bronchialkatarrh heilt zuweilen von selbst oder es nützt bei ihm das Eingeben von Pillen, die aus 0,6 Gr. Salmiak, etwas Honig und Mehl bestehen (täglich zwei bis dreimal an jedes kranke Huhn), oder es muß, wie bei der Bronchienentzündung, ein Einathmenlassen von Dämpfen einer Arzneimischung, oder ein Einstäuben flüssiger Arzneien in die Athmungsorgane statthaben. Theerwasserdämpfe, 2-procent. Alaunlösungen, 2- bis 3-procent. Tanninlösungen, auch wohl 2- bis 3-procent. Kochsalzlösungen sind hiezu passend.

Bei der Bronchitis, namentlich der durch Schimmelpilze oder Luftsackmilben hervorgerufenen, ist Einathmenlassen von Theerwasserdämpfen (1 Eßlöffel Theer auf 1/4 Liter Wasser), oder von Dämpfen einer Mischung von gleichen Theilen Jodtinctur und Wasser oder von Theerdämpfen am Platze.

Das Einathmenlassen von Dämpfen geschieht am einfachsten wie folgt. Man nimmt ein starkes Arzneiglas, schüttet in dasselbe den Theer oder die hauptsächlich wirken sollende Arznei, hierüber heißes Wasser und hält das Glas dem kranken Huhn alsdann so unter den Schnabel, daß es die aus dem Glase aufsteigenden Dämpfe einathmen muß, ohne sich etwa am Schnabel, an der Zunge 2c. zu verbrennen. Daß man das Glas mit einem Lappen anfaßt, versteht sich von selbst. Stärkere Dämpfe erzielt man durch Umrühren der in dem Arzneiglas befindlichen Flüssigkeit mittelst glühend gemachten Drahtes. Theerdämpfe werden durch Auftröpfeln von Theer auf ein heißgemachtes Blech oder eine glühend gemachte Ziegel hervorgebracht. Um Dämpfe von Geflügel einathmen zu lassen, empfahl Dr. von Tresckow (Die Krankheiten des Hausgeflügels; pag. 111) einen sogen. Inhalationskasten. Einem Kasten, welcher so beschaffen ist, daß er ein größeres Geflügelstück gerade aufnehmen kann, wird der Boden mehrfach mit kleinen Löchern durchbohrt; unter diesem Kasten kommt ein Rahmengestell, das an den Kasten dicht anschließt und mit ziemlich hohen Füßen versehen ist. In dem Boden dieses Untergestelles ist ein Loch angebracht, in welches ein Napf oder eine Untertasse, dicht an allen Seiten an den Boden anschließend, gebracht werden kann. In diese Untertasse kommen die Arzneiflüssigkeiten, welche in Dämpfe umgewandelt werden sollen; unter die Untertasse eine brennende Spirituslampe; der Kasten wird, wenn ein krankes Huhn in

demselben ist, um Dämpfe einzuathmen, mit einer wollenen Decke zugehangen. Die verdampfenden Flüssigkeiten strömen durch die Löcher des Bodens des Kasten in letzteren und müssen dann eingeathmet werden. Freilich ist auch der ganze Körper des kranken Thieres den Dämpfen ausgesetzt.

Das Einsprühenlassen von flüssigen Arzneien in den Rachen, in den oberen Kehlkopf und die Luftröhre eines kranken Huhnes wird durch einen sogen. Sprayapparat (Staubspritze) ermöglicht, den kein Geflügelzüchter entbehren kann. Seine Construction und Anwendung ist allgemein bekannt; sollte es nicht der Fall sein, so erläutert solches beistehende Zeichnung. Den Sprayapparat oder Verstäuber braucht man



bei den verschiedensten Krankheiten des Geflügels sehr häufig. In jeder Gummiwaarenhandlung ist er zu haben.

Brüche der Knochen, s. Knochenbrüche.

Bürzeldrüsenentzündung. Sie kommt zuweilen bei Hühnern vor und führt zur Vereiterung der Bürzeldrüse. Dem angesammelten Eiter ist durch Einstechen durch die Haut der Drüse Ausfluß zu verschaffen, die Wunde mit $^1/_2$-procent. Carbollösung, oder 2- bis 5-procent. Borsäurelösung auszuwaschen. Eingedicktes und verhärtetes Bürzeldrüsenfett ist durch Einschneiden und Auslösen der Geschwulst zu beseitigen, die Wunde mit Vaseline zu bestreichen. Bei heftigen Entzündungszuständen der Bürzeldrüse ist ein Ausreißen der Schwanzfedern des Patienten und ein Aufreiben von mildem Fett auf den entzündeten Körpertheil geboten.

Catarrh, s. Katarrh.

Cholera der Hühner, s. Hühnerpest oder Geflügeltyphoid.

Croup, s. Schleimhautentzündung, bösartige.

Darmentzündung. Es kommt solche als selbstständige Krankheit vor und als Begleiterscheinung allgemeiner Krankheiten, wie z. B. der Hühnerpest oder des Hühnertyphoides und der bösartigen Schleimhautentzündung. Die meisten Darmentzündungen entstehen nach Verzehren von Giften bei Hühnern (s. unter Vergiftungen).

Darmkatarrh, s. Durchfall.

Desinfection der Ställe, Laufräume wird nöthig, wenn ansteckende Krankheiten unter Hühnern herrschen oder geherrscht haben und man die in den Aufenthaltsräumen der kranken Hühner befindlichen Ansteckungsstoffe, welche meist winzig kleine Lebewesen pflanzlicher aber auch thierischer Natur sind, vernichten will. Bei Ställen ist es nöthig, zunächst gründliche Reinigung und ein Ausscheuern derselben mittelst heißer Seifensiederlauge vorzunehmen, dann ist das Holzwerk abzuhobeln, hierauf Boden, Wände, Decken, Sitzstangen, Legenester, Brutkästen ꝛc. mit dem eigentlichen Desinfectionsmittel abzureiben resp. abzuwaschen; man benutzt entweder eine 5- bis 10-procentige wässrige Carbollösung, oder die in Brennereien und Brauereien zu Desinfectionszwecken verwendete concentrirte Lösung von doppeltschwefligsaurem Kalk (mit 5 bis 10 Theilen Wasser verdünnt), oder eine wässrige Eisenvitriolösung (10-procentig; bei Typhoid oder Hühnercholera), oder eine Quecksilbersublimatlösung (1 : 500 — 1 : 1000; bei Knötchenschwindsucht oder Tuberkulose wählt man gern die Sublimatlösung). Neues Weißen oder Tünchen der Ställe. Die desinficirten Ställe sind einige Tage dem Luftzuge auszusetzen. Hält man bei sehr ansteckenden Krankheiten für nöthig, noch desinficirende Gase zu benutzen, um die Ansteckungsgifte in dem Stalle, in welchem an Seuchen leidende Hühner gewohnt haben, zu zerstören, so gebrauche man nicht Chlordämpfe, sondern schwefligsaure Dämpfe, welche man am besten durch Verbrennen von Schwefelfäden in den mit verschlossenen Thüren, Fenstern, Luken versehenen Stall erzeugt.

Bei sehr gefährlichen Krankheiten ist das Desinfectionsverfahren 4 bis 6 Wochen lang, wöchentlich 1 bis 2 Mal, vorzunehmen.

Sollen und müssen die Laufräume desinficirt werden, so sind die Gitter ꝛc. mit den obengenannten Desinfectionsflüssigkeiten abzuwaschen, der Boden der Laufräume aber ist mit den Flüssigkeiten mittelst einer mit einer Brause

versehenen Gießkanne zu besprengen; es kann dabei nicht darnach gefragt werden, ob der Graswuchs durch die Vornahme zerstört wird oder nicht.

Diarrhoe, s. Durchfall.

Diphtheritis, s. Schleimhautenzündung, bösartige.

Durchfall. Der Durchfall ist in den meisten Fällen Folge eines Darmkatarrhs, welcher durch Diätfehler (zuviel Würmer oder Insecten, wie z. B. Maikäfer, ungekochtes oder verdorbenes Fleischmehl, verschimmelte Brodstücke und Getreidekörner, sauer gewordenes Weichfutter) und durch Erkältung (Genuß zu kalten Wassers, bethauten und bereiften Grases &c.) erzeugt wird. Der Durchfall stellt sich aber auch sehr gern ein bei fast allen schweren, sehr langsam verlaufenden Krankheiten, oder ist Haupterscheinung bestimmter Krankheiten wie z. B. des Geflügeltyphoides oder der Hühnercholera (der Hühnerpest, s. d.) Der Durchfall charakterisirt sich durch die wässrigen, anfangs dünnbreiigen und gelben, mit Schleim überzogenen Kothmassen, die nach und nach ganz dünnflüssig werden, anfangs weiß (Kalkschiß), schließlich grün gefärbt erscheinen, meist den Afterwulst etwas anätzen und zur Entzündung bringen, in die Federn, welche um den After befindlich, sich setzen und solche endlich, nach ihrem Trocknen, zusammenkleben lassen. Oft sind die durchfälligen Entleerungen mit Blut gemischt, was immer ein schlimmes Zeichen ist und meist den Gebrauch der Eisenchloridlösung (4 bis 5 Tropfen, 3 Mal täglich) erheischt.

Die Verdauung der an Durchfall leidenden Hühner ist immer erheblich gestört, der Kropf der Patienten erscheint stets mehr oder weniger gefüllt, so lange noch etwas Nahrung aufgenommen wird. Später, im weiteren Verlaufe der Krankheit, ist der Kropf des Patienten oft ganz leer. Der Appetit schwindet nach und nach ganz; hingegen wird fortwährend Durst kund gegeben; die kranken Hühner saufen so viel und so begierig, daß häufig ein Theil des genossenen Wassers aus Schnabel und Nasenlöchern wieder hervordringt. Die Patienten suchen gern und viel die Legenester auf. Erschöpfung, Mattigkeit, Hinfälligkeit, Blutarmuth, Abmagerung geht Hand in Hand mit der längeren Dauer und dem Sichsteigern des Durchfalles. Der Tod tritt auch meist in Folge von Erschöpfung ein. Die Behandlung verlangt in den meisten Fällen, namentlich dann, wenn verdorbene Nahrungs-

mittel an die Hühner verabreicht worden waren, zunächst das Eingeben eines Abführmittels (s. d.), besonders des Ricinusöles. Durch das Abführmittelverabreichen will man den verdorbenen, die Schleimhaut der Verdauungswerkzeuge reizenden, Speisebrei aus den Därmen des kranken Huhnes schnell fortschaffen. Dann ist nach Möglichkeit den Kranken das Gesöff zu entziehen; eiskaltes Wasser, nach dem sie sehr begierig sind, dürfen sie gar nicht bekommen, sondern nur überschlagenes Wasser, besser ist sogar anstatt desselben dünner Schleim (Leinsamenschleim) oder eine 1/4- bis 1/2-procentige Eisenvitriollösung. Dann sind von Arzneien zunächst die gelind zusammenziehenden zu wählen, z. B. Rothwein; fressen die Thiere noch, so füttert man sie mit Semmelbrocken, die in Rothwein getaucht sind, oder Maiskörner, die mit Rothwein vollgetränkt wurden. Bei sehr scharfen und die Umgebung des Afters anätzenden Ausleerungen sind Pillen von doppeltkohlensaurem Natron (jede Pille 0,5 Gr. Natron haltend, welches mit Butter zusammengemengt wurde; täglich 2 bis 3 Pillen) zu geben. Sonst sind Pillen aus 6 Centigr. (bei Kücken nur 3 Centigr.) Eisenvitriolpulver, ferner aus Semmelkrume und Butter hergestellt, oder aus 3 bis 5 Centigr. Tannin gefertigt, 2 bis 3 Mal täglich zu verabreichen. Weichfutter ist während der Dauer des Durchfalls den kranken Hühnern, welche recht warm zu halten und ängstlich vor Erkältung zu hüten sind, nicht vorzusetzen. In den Ställen muß große Reinlichkeit obwalten; die flüssigen Excremente der Patienten sind täglich mehrfach zu entfernen, der Boden, wo sie gelegen, mit Sand zu bestreuen.

Die beschmutzten Federn am Hinterleibsende sind zu reinigen, oder — wenn es nöthig — abzuschneiden; die angeätzten Hautstellen sind mit mildem Oel (Baumöl, nie Leinöl) oder mit ungesalzenem Fett, besser noch mit Vaseline zu bestreichen.

Eier, schalenlose oder dünnschalige, s. Flößeier.

Eierstocks- und Eileiterkrankheiten. Häufig bei den schweren, federfüßigen, asiatischen Hühnern, dann bei guten Eierlegern, besonders Italienern; am liebsten zu Anfang des Frühjahrlegens auftretend, wenigstens gilt solches von den Eileitererkrankungen. Nicht nur Hühner, welche viele Eier legen, disponiren zu Eileitererkrankungen, sondern auch solche, welche außergewöhn-

lich große Eier, (doppeldotterige Eier) produciren; auch das Legen regelwidrig gestalteter Eier oder der sogenannten Flößeier zeigt Erkrankung des Eileiters an.

Die frischen und rasch verlaufenden Eierstockserkrankungen sind am lebenden Huhn nur schwer zu erkennen. Die Kranken sind matt und hinfällig, suchen gern dunkele Orte, oder das Legenest auf; man sieht, daß die Thiere schneller athmen, als solches bei gesunden Hühnern vorkommt, vermehrte Wärme am Hinterleib ist wahrnehmbar und oft auch ein Vergrößertsein des Hinterleibes. Bei langsam verlaufenden Eierstockskrankheiten findet man den Bauch des Patienten mehr oder weniger stark geschwollen und fühlt deutlich, daß harte Geschwülste in der Bauchhöhle befindlich sind oder Wasser sich in letzterer angesammelt hat. Krebsartige Geschwülste, Tuberkeln u. dgl. kommen häufig an dem Eierstocke der Hühner vor. Bei Krankheiten des Eierstockes und chronischen Leidenszuständen des Eileiters beobachtet man oft das sogenannte „Foppen" der Hühner. Diese gehen zu Neste, als ob sie legen wollen, erheben sich nach einiger Zeit wieder und gackern dann, als wenn sie gelegt hätten, was nie der Fall ist, denn mit Eierstockskrankheiten behaftete Hühner legen nicht.

Gegen Eierstockskrankheiten ist nicht viel zu thun; bei frisch entstandenen hat man wohl Abführungsmittel, Umschläge mit kaltem Wasser auf den Bauch, Separiren des kranken Huhnes in einen kühlen, ziemlich dunklen Stall, versucht; selten ist ein Erfolg zu erwarten. Es kommt zu gern zu starken Blutungen an dem entzündeten Eierstock, die zu Verblutungen führen, oder zum Platzen eines oder mehrerer Eifollikel des Eierstockes, in Folge dessen Dotter in die Bauchhöhle fällt und zu heftiger Bauchfellentzündung Veranlassung giebt, der die Kranken bald erliegen. (Vgl. Bauchfellentzündung, Seite 108). Bei starken Anschwellungen des Hinterleibes, namentlich aber, wenn man eine harte Geschwulst in der Bauchhöhle fühlt, zögere man nicht, das Thier zu schlachten; findet man krebsartige Neubildungen, so ist der Genuß des Fleisches vom betreffenden Huhne zu verbieten resp. zu unterlassen.

Die Eileitererkrankungen stellen sich häufig ein, wenn eine Zeit lang reichlich sehr große Eier gelegt wurden, oder wenn Flößeier, Eiweiß, kalkige

Massen, regelwidrig gestaltete Eier u. s. w. aus dem Eileiter des Huhnes abgingen. Fast immer ist mit Eileiterentzündung Legenoth (s. d.) gepaart; das in der Kloake befindliche Ende des Eileiters oder Legedarmes, welches neben und etwas über dem Mastdarm ausmündet, ist geschwollen und sehr geröthet. Die Kranken geben meist Durst zu erkennen, während sie nur geringe oder keine Freßlust aufzeigen; sie werden nach und nach matt und hinfällig; weicher oder dünnflüssiger Koth wird abgesondert; fast immer gehen die Patienten etwas lahm oder geben Beinschwäche (s. d. S. 109) zu erkennen; stets ist eine eigenthümliche Haltung des Hinterleibes bei der kranken Henne zu beobachten; der sonst aufrecht getragene Schwanz wird in einem Bogen nach abwärts gehalten, der Rücken ist gekrümmt, oftmals läßt das Huhn nicht nur den Schwanz, sondern auch die Flügel hängen. Die Behandlung der Eileiterentzündung verlangt zunächst ein Einsperren des kranken Huhnes in eine Stallabtheilung, die etwas dunkel und kühl ist und wohin andere Hühner nicht gelangen können, so daß der Patient einige Wochen oder wenigstens einige Tage für sich allein bleibt; derselbe hat zu Beginn der Kur ein tüchtiges Abführmittel zu erhalten; später müssen Einspritzungen von dünnem Schleim, oder von lauwarmen zweiprocentigen Alaunlösungen, oder von schwachen Salicyllösungen in den Eileiter oder Legedarm (dabei darf man sich nicht in den neben dem Legedarm liegenden Darm verirren) gemacht werden. Auch das Einströmenlassen von lauen Wasserdämpfen in die Kloake (After) und damit in den Eileiter (täglich einmal 10 Minuten lang) nützt sehr.

Eileitervorfall. Zuweilen tritt der Eileiter aus dem After hervor, mit ihm wird die Kloakentasche, in welche sowohl der Mastdarm, als der Legedarm oder Eileiter — doch jeder für sich, je durch eine besondere Oeffnung — ausmündet, umgestülpt und betheiligt sich am Vorfall. Die vorgefallenen Theile sind sorgfältig zu reinigen, mit lauwarmem Fruchtessig und gleichem Theil Wasser zu bähen, dann mit Oel oder Vaseline zu bestreichen und mit dem Zeigefinger der Hand in die regelmäßige Lage zurückzuschieben. Das kranke Huhn ist einige Tage separirt einzusperren, im Futter sehr knapp zu halten, und wenn der Vorfall sich erneut einstellt, ist er wiederholt zurückzubringen, ohne daß man Näthe und dgl. am After anbringt. Das Ein-

sperren des Huhnes ist nöthig, weil es alsdann mit Drängen und Pressen aufhört und nicht so leicht der Vorfall wiederkehrt, ferner weil die Kameraden des kranken Huhnes mit wahrer Leidenschaft an den vorgefallenen Theilen herumpicken, was zur heftigsten Entzündung und zum Brand des umgestülpten Eileiterendes führt, und vermieden werden muß, endlich weil ein so krankes Huhn vom Hahn nicht getreten werden darf.

Eingeweidewürmer. Im Innern des Huhnes kommen 5 verschiedene Bandwürmer, neun Arten Saugwürmer und etwa zwölf Arten Rundwürmer vor. Die Saugwürmer schaden den Hühnern am wenigsten, gewisse Rundwürmer am meisten. Die Bandwürmer sowohl, als die Rundwürmer der Hühner, welche im Darmkanal der letzteren wohnen, erzeugen Katarrhe des Darmes, die zuletzt Erschöpfung, Blutarmuth und Abzehrung bedingen, an welchen die Hühner eingehen. Durstgefühl, Durchfall, Blässe des Kammes und der Kehllappen, sowie der sichtbaren Schleimhäute, Abzehrung charakterisiren hauptsächlich diesen Darmkatarrh. Gewiß wird man von der Thatsache überzeugt, daß Eingeweidewürmer im Darm eines Huhnes sich aufhalten, wenn mit den dünnen, gewöhnlich reich mit gelbem Schleim durchsetzten Ausleerungen, die Würmer oder Theile von solchen (z. B. Glieder von Bandwürmern; Eier von Würmern, die aber nur bei mikroskopischer Untersuchung des Hühnerkothes gefunden werden können) abgehen. Hühner, die viel Bandwürmer in sich beherbergen, leiden häufig an Krämpfen oder gar an epileptischen Anfällen. Einzelne Eingeweidewürmer machen das Geflügelstück in der Regel gar nicht krank; um solches bewerkstelligen zu können, müssen die Schmarotzer immer in größerer Zahl vorhanden sein. Unter den Rundwürmern werden die sogen. Spulwürmer (Heterakis), die Haarhalswürmer (Trichosoma; sehr dünne, nur mit Vergrößerungsgläsern deutlich erkennbare Würmer) und der gepaarte Luftröhrenwurm (Syngamus) den Hühnern besonders nachtheilig. Die Spulwürmer und Haarhalswürmer erzeugen schwere Darmkatarrhe und Darmentzündungen, die Spulwürmer auch hartnäckige Verstopfungen. Finden wir bei einem geschlachteten und secirten Huhn Rundwürmer, so ist es geboten, alle kranken und verdächtigen Hühner, von denen man annehmen kann, daß sie auch Eingeweidewürmer beherbergen, separirt von gesunden Hühnern unterzubringen, ihnen die nöthige Kur aber

erst in den neubezogenen Ställen angedeihen zu lassen; die Ställe und die Laufräume, in denen die Kranken oder Verdächtigen sich aufgehalten haben, sind gründlich zu reinigen und sorgfältig zu desinficiren (s. Desinfection). Denn die kranken Hühner setzen mit ihrem Koth die Eier der Würmer ab, solche werden mit dem Futter von gesunden Hühnern aufgepickt und so werden die gesunden Thiere angesteckt, d. h. aus den verschluckten Eiern entwickeln sich die Würmer, die nun — wenn sie in genügender Zahl vorhanden sind — ihre krankheitserzeugende Macht entfalten.

Für junge, aber auch für alte Hühner ist sehr gefährlich: der gepaarte Luftröhrenwurm. Er wohnt in der Luftröhre der Hühner und noch einer ganzen Zahl anderer Vögel. Die von ihm heimgesuchten Thiere lassen außer Husten ein öfter geschehendes Aufsperren und darauf folgendes Schließen des Schnabels, sowie starkes in die Höheheben des Kopfes, später Schwerathmigkeit (Japsen), Athemnoth, bis zu Erstickungsfällen gesteigert, erkennen. Der Luftröhrenwurm sitzt in der Regel in mehreren Exemplaren auf der Luftröhrenschleimhaut des Huhnes, verengt an und für sich den Hohlraum der Luftröhre, bewerkstelligt dies aber auch dadurch, daß er, weil er sich in die Luftröhrenschleimhaut der Hühner einbeißt und begierig Blut saugt, — weshalb die kranken Hühner auch sehr rasch blutarm werden und abzehren —, bedeutende Schwellungen der Luftröhrenschleimhaut erzeugt. Die Kranken ersticken schließlich. Angesteckt werden gesunde Hühner, wenn sie die von kranken Vögeln, unter Hin- und Herschleudern des Kopfes, ausgehusteten Schleimmassen, welche große Mengen von Eiern des gepaarten Luftröhrenwurmes halten, picken. Männchen und Weibchen des Parasiten hängen paarweise aneinander, so zwar, daß das 4—5 Millim. lange Männchen mit seinem hinteren Ende des Leibes die am ersten Drittel des Körpers des 12—13 Millim. langen weiblichen Luftröhrenwurmes befindliche Geschlechtsöffnung umklammert. Die Würmer sind von genossenem Blut roth gefärbt. Man sieht sie leicht in der Luftröhre eines jungen Huhnes sitzen, wenn man dasselbe mit dem Daumen und Zeigefinger der einen Hand am untern Schnabel faßt, wobei die Zunge etwas hervorgezogen und festgehalten werden muß, und es dann mit ausgedehntem Halse gegen das Sonnenlicht oder eine brennende Kerze hält. Haut und Luftröhre eines

jungen Huhnes sind sehr durchsichtig, so daß man den Sitz der Luftröhrenwürmer erkennen kann. Die vom Luftröhrenwurm heimgesuchten Thiere sind von den gesunden Hühnern streng zu separiren; Ställe und Lauträume, in denen sich Kranke aufgehalten haben, sorgfältig zu desinficiren (s. Desinfection, Seite 114). Als Behandlung hat man empfohlen, Hühnern, die von dem in Frage stehenden Schmarotzer geplagt werden, Knoblauch und Asa foetida (Teufelsdreck) unter dem Futter zu verabreichen, in das Saufen aber etwas Salicylsäure zu thun. Wenn man mittelst eines dünnen Strohhalmes vorsichtig in den oberen Kehlkopf und damit in die Luftröhre des kranken Huhnes einige Tropfen 8—10procentiger alcoholischer Salicylsäurelösung laufen läßt, werden die Luftröhrenwürmer getödtet, dann ausgehustet, und wird dadurch Heilung erzielt, wenn auch die so behandelten Hühner noch einige Tage Husten beobachten lassen. Das Einathmenlassen der lauwarmen Dämpfe eines Wassers, das 2—5 Procent Kreosot oder Theer enthält, und mit glühend gemachtem Draht umgerührt wird (s. unter Bronchienentzündung, Seite 111), hilft in den meisten Fällen. Operative Eröffnung der Luftröhre und Ausziehen der Würmer kann selbstverständlich sehr werthvoll sein, nur wird der Nichtfachmann eine richtige Operation meist nicht ausführen können; im Allgemeinen wird es richtig sein, wenn sich der mit solchen Operationen nicht ausreichend vertraute Züchter nicht damit abgiebt, die Luftröhreneröffnung bei einem Huhne vorzunehmen, sondern sie — wenn andere Mittel nicht helfen — durch einen geschickten Thierarzt ausführen läßt.

Gegen Band- und Rundwürmer der Hühner gebraucht man grobgepulverte Arecanuß (Frucht der Bethelnußpalme), die möglichst frisch sein muß und erst vor ihrer Verwendung in Bröckchen, welche meist die Hühner freiwillig aufpicken, gestoßen werden soll. Nehmen einzelne Hühner nicht diese Arecanüsse (welche erwachsenen Hühnern bis zu 3 Gramm auf die Gabe, Kücken bis zu 1/2 Gramm gegeben werden) an, so sind die Nüsse zu pulvern, mit Mehl und Wasser zu Pillen zu machen, welche nun eingegeben werden. Gehen sechs Stunden nach der Aufnahme der Arecanuß die Würmer nicht ab, gebe man dem Huhne ein leichtes Abführmittel (S. das, Seite 105).

Erfrieren von Körpertheilen. Am meisten erfrieren den Hühnern die Spitzen der Kämme und die Ränder der Kehllappen, wenn es im Winter

sehr kalt ist und der Stall gegen die niedere Temperatur nicht vollkommen Schutz gewährt. Die erfrorenen Theile werden zunächst dunkelroth, dann blau, vertrocknen und fallen schließlich ab. Auch die Füße der Hühner können vom Frost sehr leiden. Wenn solches geschehen, werden Theile des Fußes, namentlich einzelne Zehen, heiß, schwellen sehr an, zeigen sich bei der Berührung schmerzhaft, sind sehr roth, oft dunkelroth, und verhindern die damit behafteten Vögel am ordentlichen Gehen und am Sitzen auf den Stangen des Stalles. Zuweilen kommt es zum brandigen Absterben der erfrorenen Theile; meist bleiben nur Anschwellungen, die sogenannten Frostballen, zurück.

Behandlung. Erfrorene Theile müssen mit Schnee, Schneewasser, Eiswasser gerieben und gewaschen werden; wenn solches während mehrerer Tage mehrfach täglich geschehen, reibt man täglich ein bis zweimal tüchtig ungesalzenes Fett oder Oel (nicht Leinöl, sondern Tafelöl, Rüböl), oder Vaseline auf die kranken Stellen ein; Frostballen bepinselt man öfter mit starken Höllensteinlösungen, nachdem das Einhüllen mit Schnee, das Waschen mit Schnee zuvor versucht worden ist. Ein warmer, mit Strohstreu versehener Stall, das alle 2 bis 3 Tage zu geschehende Einreiben der Kämme und Kehllappen mit Fett oder Vaseline, gutconstruirte Trinkgefäße, welche verhindern, daß die Hühner beim Saufen mit den Kehllappen in das Wasser tauchen, das Einsperren der Hühner im Stall außer zur Mittagszeit, wenn es sehr kalte Tage giebt, kann dem Erfrieren vorbeugen.

Favuskrankheit, s. Kamm, weißer.

Federbalgmilbe
Federling
Federmilbe } siehe unter Ungeziefer.
Federspulmilbe
Flöhe

Flößeier oder **Fließeier** sind Eier mit mangelnder oder nur äußerst dünner Kalkhülle. In den beiweiten meisten Fällen werden solche Flößeier gelegt, wenn Eileitererkrankungen (s. d.) vorhanden sind. Flößeier können oft nicht geboren werden, oder es vergehen mehrere Tage, ehe dies geschehen kann; dann zeigen die kranken Hühner Erscheinungen der Eileiterentzündung

auf, namentlich gebogenen Rücken, den tief gehaltenen Schwanz, die Beinschwäche. Sonst kommt das Legen von Flößeiern nur bei Hühnern vor, die zuviel vom Hahn getreten werden oder die zu fett und übertrieben gut gefüttert wurden, endlich wenn in der Nahrung nicht die Stoffe reichlich enthalten sind, welche das Huhn zur Bildung der Kalkschale des Eies bedarf. Sind Eileitererkrankungen am Entstehen der Flößeier schuld, so muß gegen dieselben die entsprechende Behandlung (s. Eileitererkrankung) statthaben, sonst aber ist der kranke Vogel 6—8 Tage in einem halbdunklen, kühlen Stall, getrennt von den übrigen Hühnern unterzubringen, knapp zu füttern, ihm ein Abführmittel zu verabreichen; wenn solches gewirkt hat, ist dem Weichfutter desselben gut gepulverte Eischale oder gepulverter Mauerschutt, oder Schlemmkreide täglich 1 Eßlöffel voll, zuzusetzen. Wo durch Verfütterung von zuviel Mais oder Gerste das Legen von Flößeiern hervorgerufen worden ist, ist anstatt dessen Hafer zu geben (wenn die Thiere denselben noch nicht gewohnt sind, ist gerissener Hafer zu verabreichen).

Frostschäden, s. Erfrieren.

Fußkrätze, s. Kalkbeine.

Fußsohlengeschwulst. Solche kommt häufig vor, besonders bei Cochin Brahma, Houdan und Dorking. Entzündung der das Fußgelenk umgebenden Weichtheile veranlassen sie. Einerseits starke Schwere der Hühner (Hähne erkranken mehr und leichter als Hühner), andererseits oft vorkommender Druck auf die Fußsohle (Gehen auf mit grobem Kies oder Schotter versehenem Boden der Laufräume; Sitzen auf scharfkantigen Stangen in den Ställen) oder sonstige mechanische Beleidigungen, auch wohl Erkältung, führen das Uebel herbei. Fünfzehige Hühner scheinen besonders gern an der Fußsohlengeschwulst zu erkranken. Wird solche nicht richtig und nicht frühzeitig genug behandelt, so kommt es gern zu Zerstörungen der Fußgelenk-Bänder, der Sehnen und Knochen. Die Geschwulst ist anfangs hart, sehr heiß, bei der Berührung sehr schmerzhaft. Nach 2—3 Tagen wird dieselbe weich, man fühlt Flüssigkeit in derselben eingeschlossen; öffnet man sie, so fließt eine gelbliche, mit etwas Eiter oder Blut gemengte Flüssigkeit aus; wartet man mehrere Tage, ehe man die Geschwulst öffnet, so findet sich eine dickliche, gelbliche, sulzige Masse in ihr, oder ein mehr fester,

käsiger, gelbgefärbter Inhalt. Wie aus einem Bericht über die im Jahre 1882 veröffentlichten Arbeiten über die Krankheiten der Vögel (Deutsche Zeitschrift für Thiermedicin und vergleichende Pathologie von Bollinger und Franck, 1883, S. 185 rc.), hervorgeht, räth Zürn (Dresd. Blätter für Geflügelzucht, 1882, S. 223) anfangs zu kühlen, später Jodoformsalbe einzureiben, die Geschwulst nur zu öffnen, wenn es unbedingt nöthig ist, dann den Inhalt vorsichtig auszulöffeln, bei etwaigen Blutungen die blutstillende Watte einzulegen, sonst aber warme Fußbäder so oft wie möglich vorzunehmen und Wachssalbe in den Hohlraum einzubringen und auch mit Wachssalbe und Leinwandstreifen zu verbinden. Pauly (Allgem. Geflügelzeitung 1882, S. 14) empfiehlt, die Geschwulst, wenn sie schwappt, zu öffnen, nach und nach den Inhalt auszulöffeln, täglich lauwarme Fußbäder mit Chamillenthee zu machen und zur Ausfüllung der Geschwulsthöhle und zum Bestreichen des unteren Endes des zum Verband dienenden Leinwandstreifens eine Salbe, welche zusammengesetzt ist aus 1 Theil ungewässerter Butter, 1/4 Gewichtstheil rohem Wachs, 1/4 Gewichtstheil Tannenpech (im Wasserbad zusammengeschmolzen), zu verwenden.

Gehirnkrankheiten. Bei Hühnern kommen verschiedene Gehirnkrankheiten vor. Hier sei nur der am häufigsten vorkommenden Gehirnkrankheit gedacht, dem vermehrten Blutzuströmen (Congestion) nach dem Gehirn und der Gehirnblutung, die namentlich bei jungen Hähnen vorkommt, wenn sie in die Brunstperiode eintreten, oder bei Hühnern überhaupt, wenn sie Schläge, Stöße an den Kopf haben aushalten müssen. Es entstehen dann Krankheitserscheinungen, welche zu falschen Vorstellungen von der vorhandenen Krankheit und zu eigenthümlichen Bezeichnungen, wie z. B. Halsdrehe, Halswirbelverrenkung, Kopfdrehe, Veranlassung gegeben haben.

Schon bei gewöhnlichen Congestionen nach dem Gehirn, noch mehr aber wenn kleine Adern im Gehirn gerissen sind und Blut in das Gehirn selbst ausgetreten ist, geben die Hühner, bei denen solches sich ereignet hat: Taumeln, Rückwärtsgehen, Verdrehen des Kopfes und Halses, als wenn ein Halswirbel verrenkt wäre, und zwar oft so arg, daß die Kopfunterseite nach aufwärts, das Schädeldach zum Erdboden gewendet ist, Augenverdrehen, Nichtrechtsehenkönnen, vermehrte Wärme am Schädel, zu erkennen. Die

Behandlung erfordert: der Patient ist allein, in einem kühlen, halbdunklen Raum einzusperren; ihm ist zur Ader zu lassen (s. Aderlaß), auch ein starkes Abführmittel (s. d.) zu verabreichen und möglichst viel die Schädeldecke mit recht kaltem Wasser zu beträufeln (oder Ausdrücken von einem mit Wasser getränktem Badeschwamme) oder sonstwie zu kühlen (Lehmbrei ist auf den Kopf zu streichen und durch Angießen von kaltem Wasser feucht zu erhalten, oder ein von Wasser vollgesogener Schwamm ist auf den Kopf des kranken Vogels zu binden).

Gelbsucht. Gelbfärbung des Kammes, der Kehl- und Ohrlappen, der Bindehaut und der weißen, undurchsichtigen Hornhaut des Auges kommt bei langedauerndem Leberleiden vor und ist meist nur durch knappes Füttern nicht fetter Nahrung und durch das öftere Verabreichen von Abführmitteln (namentlich Jalappe) zu beseitigen. Bei der Section der Vögel, die an Gelbsucht gelitten haben, findet man eine vergrößerte, meist hell gefärbte, oder eine geschrumpfte, gelbe Leber mit starkgefüllter Gallenblase.

Gelenkentzündung, gichtische. Gicht, d. h. Ablagerung von Harnsäure in den Eingeweiden, sowie an den Gelenken der Füße, seltener der Flügel, ist nicht sehr selten bei Hühnern. Tritt die Gelenkgicht bei einem Huhn auf, so finden wir an einem oder an beiden Füßen oder an den Flügeln an einem oder an mehreren Gelenken eine meist rings um das Gelenk gehende Geschwulst, die vermehrt warm und beim Drücken schmerzhaft, sowie meist gleich vom Anfang an sehr hart ist. Diese Geschwulst vergrößert sich; war sie anfangs je einmal weich, so wird sie nach und nach hart, endlich so fest wie Stein. Als Folgeleiden können Verdickungen, ferner geschwürige und bösartige Zerstörungen von Gelenktheilen eintreten; ein Kleinerwerden der Geschwulst verkündet Besserung. Die mit der Gelenkgicht behafteten Hühner können nicht oder nicht gut gehen oder stehen, sie liegen viel, oft so viel, daß Brust und Bauch wund werden. Sind die Anschwellungen an einem Flügel, so läßt der Patient denselben hängen, das Flugvermögen ist fast ganz aufgehoben.

Die Behandlung verlangt, daß die an Gicht erkrankten Thiere einen warmen Aufenthaltsort haben, daß auch durch Umwickeln mit Werg, Wolle u. dgl. die erkrankten Gelenke örtlich warm gehalten werden. Nur

im Anfang des Leidens, wenn die geschwollenen Gelenke noch sehr heiß sind, ist ein energisches Kühlen derselben am Platze; hat sich die Hitze an den Anschwellungen verloren, darf nur Wärme auf dieselben einwirken. Innerlich giebt man dem Patienten Salicylsäure (2 Decigramm in Spiritus gelöst, mit Semmelkrume und etwas Butter zu mehreren Pillen zusammengeformt, täglich zweimal solche Dose); ferner äußerlich, wenn vermehrte Wärme nicht mehr an den geschwollenen Gelenken fühlbar und das Aufgießen von kaltem Wasser auf die mit Werg und Lappen umwickelten oder mit Lehmbrei bestrichenen Gelenke nicht mehr nöthig ist, braucht man die Jodoformsalbe (1 Theil Jodoform, 20—30 Theile Vaseline, zur Salbe gemischt); recht ordentlich ist diese Salbe einzureiben. Auch die Tinctura Colchici der Apotheken ist innerlich zu 5—10 Tropfen täglich in schweren Fällen der Gelenkgicht zu versuchen; selbstverständlich darf dann Salicylsäure nicht verabreicht werden.

Geschwüre am Kamm, s. Kammgeschwüre.

Gicht, s. Gelenkentzündung, gichtische.

Grind der Hühner, s. Kamm, weißer.

Halsdrehe, s. Gehirnkrankheiten.

Halswirbelverrenkung, s. Gehirnkrankheiten.

Herzbeutelentzündung. Herzkrankheiten kommen häufig bei Hühnern vor, am meisten die Herzbeutelentzündung; selten ist sie eine selbstständige Krankheit, meist Begleiterscheinung anderer Erkrankungen. Die Herzkrankheiten sind schwer zu erkennen, die Herzbeutelentzündung meist dadurch, daß das kranke Huhn sehr traurig und hinfällig ist, rasch und erschwert athmet, deutlich fühlbaren und schnell erfolgenden Herzschlag wahrnehmen läßt und Beinschwäche kund giebt. Bei dieser Krankheit kann die Fingerhutkrauttinctur (Tinctura Digitalis) zu 4 Tropfen, dreimal täglich, gebraucht werden.

Hornhautentzündung, s. Augenkrankheiten.

Hühnerpest (Hühner-Cholera, das ansteckende Typhoid des Geflügels, der Geflügeltyphus) ist die verheerendste Krankheit der Hühner, der Schrecken der Geflügelzüchters, welche häufig ganze Geflügelbestände vernichtet. Die Krankheit ist ansteckend und kann durch Zwischenträger aller Art verschleppt werden; meist jedoch werden gesunde Hühner dadurch angesteckt, daß sie

Nahrungsstoffe genießen, welche mit dem Koth an der Pest leidenden Geflügels (bei allen Arten des Hausgeflügels kann die Krankheit vorkommen) besudelt und verunreinigt sind. Häufiges Sammeln des Kothes der kranken Vögel und gründliche Vernichtung (Verbrennen) derselben ist die Hauptaufgabe Desjenigen, der das Unglück hat, auf seinem Geflügelhof das Geflügeltyphoid ausbrechen zu sehen, ferner gründliche Desinfection (s. d.) der Ställe, Laufräume, Freß- und Saufgeschirre, die öfters wiederholt werden muß.

Die Krankheit entsteht nach der Aufnahme von Nahrungsstoffen, welche mit dem Ansteckungsstoff dieser gefährlichen Seuche verunreinigt sind, in der Regel innerhalb weniger Tage, längstens bis zum 11. Tage nach der Ansteckung, führt oft in 24 bis 30 Stunden zum Tode, kann aber auch einige Wochen lang dauern.

Gewöhnlich verläuft die Hühnerpest so schnell, daß der Züchter den Wechsel von scheinbarem Gesundsein und Tod der Hühner nicht begreifen kann, und wer selbst bei seinem eigenen Geflügel diese schreckliche Krankheit beobachtet hat, sieht leicht ein, warum der Geflügelbesitzer in der Regel meint, seine Thiere seien **vergiftet** worden, wenn die Pest ihre ersten Opfer fordert. Im Augenblick erscheint ein Huhn noch ganz gesund, 5 bis 6 Stunden darauf ist es krank und todt. Keineswegs muß aber die Krankheit so überaus rasch verlaufen. Sie kann — wie erwähnt — Tage, ja ausnahmsweise Wochen lang dauern. Dann findet man folgende Erscheinungen: Die Kranken trennen sich von den gesunden Thieren und suchen dunkle Ecken und Winkel des Stalles und des Laufraumes auf oder gehen zu Neste. Dort hocken sie traurig am Boden, haben die Federn in die Höhe gesträubt, zeigen sich außerordentlich matt und hinfällig. Manchmal fressen sie gar nicht mehr oder nehmen nur wenig Futter auf, manchmal verzehren sie noch kurz vor ihrem Tode feste Nahrung. Meist zeigen die Patienten jedoch, daß sie durstig sind. Die Augen derselben thränen und oft wird durch Blinzeln mit den Augenlidern Lichtscheu kundgegeben. Aus dem Schnabel, zuweilen auch aus den Nasenlöchern, fließt ein glasiger Schleim oder eine übelriechende Flüssigkeit, nur ganz selten wird förmliches Erbrechen kundgegeben. Fast nie fehlt D u r c h f a l l. Anfangs werden weißgelbe oder braungelbe, dünne Koth-

massen ausgeleert, später werden sie grünlich oder chocoladenfarbig, sind oft mit Blut untermischt und dünnflüssig wie Wasser. Die oft abgesetzten Exkremente beschmutzen die um den After sitzenden Federn sehr, in Folge dessen die letzteren gern zusammenbacken. Der After ist etwas vorgetrieben und roth punktirt oder geradezu blauroth gefärbt. Die durchfälligen Entleerungen erschöpfen die ohnehin schon geschwächten Kräfte der kranken Hühner gar sehr, so daß die letzteren die Flügel vor Kraftlosigkeit hängen lassen und bei Gehversuchen schwanken und taumeln, in den Füßen zusammenknicken und Beinschwäche kundgeben. Fast alle an Hühnerpest leidenden Thiere zeigen rasches und erschwertes Athmen, da die Lunge bei dieser Krankheit stark afficirt ist. Catarrh (s. d.) ist im Rachen, in der Speiseröhre, hauptsächlich aber in der Luftröhre gewöhnlich vorhanden, weshalb man beim Athemholen der Patienten Röcheln wahrnehmen kann. Der Tod tritt meist unter heftigen Krämpfen ein, wobei Kopf und Hals des sterbenden Thieres nach dem Rücken oder nach dem Bauche zu krampfhaft gezogen wird. Zuweilen erfolgt kurz vor dem Tode vollständige krampfhafte Verdrehung des Kopfes und Halses. Der Kamm und meist auch die Kehlklappen des am Typhoid oder der Pest erkrankten Geflügels ist stets blauroth.

Nicht alle die genannten Erscheinungen müssen, sondern sie können nur vorhanden sein. Das gilt insbesondere von der characteristischten Erscheinung, dem Durchfall. Er ist gar nicht selten so wenig in die Augen fallend, daß er vom Besitzer der kranken Vögel einfach übersehen wird. Wie man in der Regel erst auf das Vorhandensein der gefährlichen, in Rede stehenden Seuche bei seinen Hühnern aufmerksam wird, wenn schon eine Anzahl derselben rasch und fast plötzlich gestorben sind, so kann und muß auch nur die Section mehrerer gestorbenen Hühner erst die Gewißheit geben, daß das Übel auf einem Geflügelhof haust. Die Sectionen der an der Pest umgestandenen Hühner geben zwar keineswegs immer ein gleichlautendes Resultat, aber in den meisten und charakteristischten krankhaften Veränderungen der innern Organe finden wir doch Übereinstimmung. Solche sind: Die Adern unter der Haut sind mit dunklem Blut gefüllt, ebenso die Herzvorkammer, wie die meisten Blutgefäße. Die Schleimhaut des Rachens und der Speiseröhre ist bläulich gefärbt, mit glasigem aber dickeitrigem Schleim

(der zuweilen punktförmig auf der Schleimhaut vertheilt zu sein scheint) bedeckt. Die Lungen sind dunkelroth, mit Blut überfüllt, oder wässerig durchfeuchtet oder es ist eine ausgebildete Lungenentzündung vorhanden. Das Herz zeigt in der Regel rothe, blutige Flecken unter seinem serösen Überzuge; zuweilen ist Herzbeutelentzündung vorhanden und gelbsulzige Ausschwitzungen finden sich zwischen Innenfläche des Herzbeutels und der Herzoberfläche. Die Nieren sind oft geschwellt und mit Blut überfüllt. Die Hauptveränderungen finden sich im Darm. Dort findet sich starker Darmkatarrh, oder — was häufiger — eine Darmentzündung, die sich dadurch characterisirt, daß punktförmige oder größere fleckige Blutungen in die Schleimhaut stattgefunden haben; auch ist häufig eine förmliche Darmblutung vorgekommen, so daß eine nicht unerhebliche Blutmenge dem Darminhalt zugefügt ist. Manchmal Geschwüre auf der Darmschleimhaut. Die Darmentzündung findet man zuweilen im Dünn- und Dickdarm, manchmal nur in einzelnen Darmabschnitten, nicht allzuselten z. B. nur im Mastdarm, während am häufigsten der Dünndarm erkrankt ist. Im Muskelmagen findet man auch fleckige Blutungen oder Erguß von gelben, gallertigen Massen, wenn man die harte Haut dieses Magens abgezogen hat, auf deren Unterlage. Endlich zeigen sich zuweilen Blutergüsse in den Schädelknochen oder in der Schädelhöhle. Wiederum ist zu betonen, daß nicht immer alle diese Veränderungen zusammen vorhanden sind, daß einzelne fehlen; deshalb sagten wir oben: nur die Section mehrerer Hühner, die der Vermuthung nach an der Pest gestorben, können uns Gewißheit geben, daß dem so sei.

Behandlungsverfahren. Die gesunden Hühner sind von den kranken zu trennen, in besonderen Ställen und Laufräumen (womöglich in besonderen Gehöften) weit genug von den kranken, denen man den bisher innegehabten Stall und Laufraum, welcher nun einmal vom Ansteckungsgift der Pest inficirt ist, überläßt, unterzubringen. Das die kranken Thiere behandelnde und fütternde Pflegepersonal darf nicht zu gesundem Geflügel. Das öftere Sammeln des Kothes bei den kranken und bei den gesunden Thieren, die aber mit kranken zusammen waren, soll — wie oben erwähnt — vor allen Dingen gut ausgeführt werden, ebenso innerhalb vier bis sechs Wochen eine wöchentlich zweimal zu geschehende Desinfection (s. d.) der Ställe, Laufräume,

Freß- und Saufgeschirre. Will man Ställe ausräuchern, so wähle man hierzu die schwefligsauren Dämpfe, die man durch Verbrennen von Schwefelfäden (oder Schwefelstücken auf glühenden Kohlen) erzeugt. Zum Vernichten des in dem Boden der Laufräume sitzenden Ansteckungsstoffes kann man, außer den unter Desinfection (Seite 114) genannten Mitteln, auch mit Wasser im Verhältniß wie 1 : 20 verdünnte Schwefelsäure benutzen, mit welcher man den betreffenden Boden besprengt. Kräftige Nahrung: Fleischabfälle, (doch kein Fleischmehl), Würmer, Ameisenpuppen, Gerste, Weizen, von Zeit zu Zeit etwas Hanf, ist zu verabreichen. Für die Kranken hat sich fast nur das Eisenvitriol als Heilmittel bewährt. Gepulvert wird es mit Weißbrodkrumen und etwas Butter zusammengeknetet und zu Pillen geformt, welche den am Typhoid leidenden Hühnern eingegeben werden. Ein Kücken bekommt täglich zweimal je 3 Centigramm, ein erwachsenes Huhn täglich zwei- bis dreimal je 6 Centigramm Eisenvitriolpulver in angegebener Form. Als Saufen verwendet man, 4—6 Wochen lang, eine wässrige Lösung von Eisenvitriol anstatt des gewöhnlichen Trinkwassers; man giebt auf den Liter Wasser 5 Gramm Eisenvitriol.

Kalkbeine (Fußkrätze; Elephantiasis). Hierunter versteht man einen durch Milben verursachten Hautausschlag, der in der Regel nur die Füße der Hühner befällt, selten sich auch auf Kamm und Kehl- sowie Ohrlappen derselben erstreckt. Die Krankheit steckt an, die Milben, welche von kranken Hühnern zu gesunden kriechen und sich in den Gängen des Holzwerkes der Ställe lange lebensfähig erhalten können, sind der Ansteckungsstoff. Was die Milben, welche auf den mit Kalkbeinen versehenen Hühnern sitzen, tödtet, heilt die Krankheit, und was die Milben, die im Stall sich befinden, vernichtet, beugt den Kalkbeinen vor. Letztere geben sich dadurch zu erkennen, daß an den Füßen, später wohl auch an Kamm und Kehllappen der Hühner, zunächst kleine graue Flecken entstehen, die allmählig größer werden, sich endlich mit grauweißen oder gelbbraunen Borken bedecken, die nach und nach größer und dicker werden, auch ein höckeriges, rissiges Aussehen bekommen. Mit dem Dickerwerden der Borken werden die Fußschilder abgehoben und bekommen die Füße ein unförmliches Aussehen, als wären sie mit getrocknetem Lehm oder Mörtel besetzt. Die kranken Hühner zeigen an

den erkrankten Stellen ein enormes Juckgefühl, reiben, nagen, scheuern sich an den mit Ausschlag besetzten Theilen, ganz besonders bei Nacht, wo die die Krankheit erzeugenden Milben besonders lebhaft thätig sind und namentlich auch von kranken Hühnern zu gesunden weiter wandern. Die Behandlung verlangt zunächst: Aufweichen und Entfernen der Borken, die alsdann verbrannt werden müssen. Man streicht entweder Schmierseife auf die Beine, läßt diese etwa 24 Stunden sitzen, wäscht dann mit warmem Wasser und entfernt die erweichten Borken, ohne den Hühnern wehe zu thun, mit Hülfe eines blechernen Löffels, oder erzielt das Borkenerweichen durch mehrfaches Aufstreichen von ungesalzenem Fett oder von Vaseline. Wenn die schlimmsten und größten Borken entfernt sind, reibt man die milbentödtenden Mittel ein, nämlich mit Spiritus verdünnten Perubalsam (der aber etwas theuer ist), oder eine Salbe aus 1 Theil Carbolsäure und 10 Theilen Fett bestehend, oder 1 Theil Kreosot und 20 Theilen Fett zusammengerieben. Diese Mittel müssen mindestens drei Tage lang, jeden Tag einmal, eingerieben werden. Je nach der Hochgradigkeit des Leidens muß das Aufweichen der Borken und das Anwenden der milbentödtenden Mittel ein- oder mehreremal geschehen. Später bestreicht man die vom Ausschlag befreiten Theile mit reinem Fett oder mit einem milden Oel. Die Vorbeuge verlangt, daß kalkbeinige Hühner von gesunden Hühnern getrennt gehalten werden und daß um der Vernichtung der im Stalle befindlichen Milben willen eine Desinfection desselben (s. d.) vorgenommen wird.

Kamm, weißer (Grind; Favuskrankheit der Hühner). Ein Hautausschlag durch einen pflanzlichen Schmarotzer (den Favuspilz) hervorgerufen, der sich zunächst am Kamm, Ohr- und Kehllappen der Hühner einstellt, vom Kopf dieser Thiere aus sich aber auch über den Rumpf derselben verbreitet, in welch letzterem Falle die Krankheit in der Regel unheilbar wird. Es scheint, als wenn diese ansteckende Krankheit auf Säugethiere und den Menschen übertragbar wäre. Von weißen oder grauen kleinen Flecken am Kamm, Kehl- und Ohrlappen der Hühner geht dieser Ausschlag aus. Diese kleinen Flecken fließen zusammen, bilden dann größere Stellen, die in wenigen Wochen, mit ziemlich dicken, getrocknetem Brodteig ähnelnden, doch weißlichen Borken und Krusten bedeckt werden. Greift der Ausschlag weiter um sich, so sieht

man, wie die Federn auf den kranken Hautstellen in die Höhe gerichtet werden, nach und nach trocken, mürbe und brüchig werden, auch abbrechen oder ausfallen, und in der Regel am unteren Ende des Kieles röhrenförmig von einer weißgrauen, asbestartigen Masse umgeben sind. Nur durch mikroskopische Untersuchung ist die wahre Natur der Krankheit und das Vorhandensein der Ursache derselben, des Favuspilzes, nachzuweisen. Manchmal verbreiten die stark mit der Krankheit befallenen Hühner einen Geruch nach Moder oder Schimmel. Die Saamen des die Krankheit erzeugenden und sie verbreitenden Pilzes befinden sich überall, wo die mit weißem Kamm behafteten Vögel sich aufhalten, namentlich aber in den Ställen derselben. Behandlung: Carbolsalbe (1 : 10—20) oder festes Einreiben der Lösung schwefligsauren Kalkes, welche auch zum Desinficiren (s. Desinfection) benutzt wird, oder Einreiben der weißen Praecipitatsalbe (1 : 6—8) auf die kranken Stellen kann Hülfe bringen. Vorbeuge: Desinfection der Ställe und Laufräume, am besten mit schwefligsaurer Kalklösung (s. Desinfection) und durch schwefligsaure Dämpfe, die man in den Ställen, in welchen die kranken Thiere sich aufgehalten, entwickelt.

Kammgeschwüre } s. Wunden.
Kammwunden }

Katarrh. Wenn irgend einer Schleimhaut des thierischen Körpers auf einen Reiz hin vermehrt Blut zugeführt wird, so sondert diese dann geschwellte und vermehrt roth gefärbte Schleimhaut, die zunächst mehr trocken wird und nicht mehr richtig thätig ist, endlich größere Mengen dicklichen Schleimes ab, welchen Zustand man mit dem Ausdruck „Katarrh" belegt. Besonders ausgesetzt den Katarrhen sind die Schleimhäute der vorderen Athmungswege, des Eileiters (s. S. 118), des Darmes (s. Durchfall, S. 115). Das Einströmenlassen von lauwarmen Wasserdämpfen, von Theerwasserdämpfen (vgl. S. 112) in die vorderen Athmungswege, dann Anwendung leicht zusammenziehender Mittel ($^1/_2$—2 % Alaunlösung, Tanninlösung), die je nach dem Sitz des Katarrhes eingegeben oder eingepinselt oder eingespritzt werden) kann bei schlimmen Katarrhen Hülfe bringen, leichte heilt die Natur allein, wenn man die kranken Thiere vor Erkältung behütet.

Katarrh des Darmes, s. Durchfall.

Knochenbruch. Ein oder der andere Knochen der Füße und Flügel der Hühner fällt nicht selten dem Zerbrechen anheim, wenn eine Gewaltthätigkeit (Schlag, Stoß, Steinwurf 2c.) von außen eingewirkt hat. Die mit Federn besetzten Theile, welche gebrochen sind, müssen alsdann geschoren werden, wenn man den geeigneten Verband anbringen will; die langen Schwungfedern am Unterarm bindet man jedoch nur zusammen, wenn Unterarmknochen eines Huhnes zerbrochen wurden. Je nachdem der Bruch ein einfacher oder complicirter ist, braucht man Schienen (aus Pappstreifen, aus norwegischen Holzspähnen). Für gewöhnlich ist solches nicht nöthig. Das Huhn, dem der Verband angelegt werden soll, wird auf den Rücken gelegt, der gebrochene Knochen in seine regelrechte Lage gebracht, d. h. eingerichtet, dann wird ein Stück wollene Binde etwa zweimal um die Bruchstelle gelegt, hierüber wird eine in Wasserglaslösung getauchte schmale Leinwandbinde in mehrfachen (4—8) Windungen um den gebrochenen Knochen gelegt, während der Umwickelung noch etwas mit Wasserglas bestrichen und dann dieses letztere mit Schlemmkreide bestreut. Selbstverständlich muß die Leinwandbinde die unter ihr liegende dünne Wollbinde um ein Beträchtliches überragen, so daß ein mehr oder weniger größerer Theil des Knochens ober- und unterhalb der Bruchstelle mit den Leinwandbindetouren allein umgeben ist. Die untere Wollbinde kann auch weggelassen werden. Dann bestreicht man aber die Haut der Extremität, an welche der Verband angebracht werden soll, ein wenig mit Oel. Vier Wochen bleibt der Verband sitzen, wenn er nirgend drückt und nicht etwa bedeutende Anschwellungen am gebrochenen Glied sich einstellen. Bei Flügelknochenbrüchen ist es nothwendig, dem Thiere, welches einen Verband gelegt bekommen hat, ein Stück Zeug um den Leib zu legen, welches die Flügel dicht an dem Leib festhält und nicht zugiebt, daß die Kranken die Flügel bewegen; am besten werden in diesen Zeugstreifen zwei Löcher eingeschnitten, durch welche die Füße des Patienten gesteckt werden, die beiden Zeughälften werden dann, rechts wie links, in die Höhe geführt und auf dem Rücken des Thieres zusammengenäht. Durch Unterpolstern mit Werg kann man endlich eine recht ordentliche Fixirung der Flügel erreichen. Auch Gyps- und Tischlerleim-Verbände können bei Knochenbrüchen der Vögel in Anwendung kommen. Bei Knochen-

brüchen der kleinen Kücken genügt ein mehrfaches Umwickeln gut klebenden und genügend erwärmten Heftpflasters um den gebrochenen und gut eingerichteten Knochen.

Knochenschwäche s. Beinschwäche. Solche ist dadurch, daß man den kranken Hühnern (resp. Kücken, da bei diesen vorzugsweise das Übel vorkommt) gutes, leicht verdauliches Körnerfutter, welches die Substanzen, die zum Knochenwachsthum beitragen, enthält (Hafer; Gerste; Kleie; Schrot,) verabreicht, nebenbei staubförmig fein pulverisirtes Knochenmehl (ein Caffeelöffel voll pro Tag und Stück) oder phosphorsauren Kalk (1/4—1/2 Caffeelöffel voll pro Tag und Stück) giebt und den Kranken Aufenthalt in frischer guter Luft gönnt, sie auch durch alle vernünftigen Mittel zum Sichbewegen bringt, zu heilen. Wo Verbiegungen und Verkrümmungen an Knochen vorkommen, ist immer auch die Knochenschwäche vorhanden und es angezeigt, die genannte Behandlung auszuführen.

Knötchenschwindsucht (Auszehrung; Schwindsucht; Tuberkulose). Es ist dieses eine häufig vorkommende, oft ganze Hühnerhaltungen ruinirende, durchaus unheilbare, ansteckende und leicht vererbende Krankheit. Nach und nach immer ärger werdende Abzehrung bei ungestörter Freßlust characterisirt das Vorhandensein der Knötchenschwindsucht bei einem lebenden Huhn am besten. Dann finden sich noch folgende Kennzeichen. Kamm, Kehl- und Ohrlappen des Patienten werden blaß oder sind mit bleichen Flecken besetzt; Gelüste nach besonderer Nahrung (namentlich Fleisch, Würmer) wird oft zu erkennen gegeben; Durchfall tritt schließlich ein, der die Säfte und Kräfte der Kranken vollends erschöpft, sie sehr hinfällig macht, oft so, daß sie sich nicht mehr auf den Beinen zu erhalten vermögen und zuweilen auf, in den Sprunggelenken untergeschlagenen Füßen herumrutschen. Manchmal, wenn die Lunge namentlich angegriffen ist, wird rasch und erschwert geathmet. Secirt man ein der Knötchenschwindsucht oder Tuberkulose erlegenes Thier, so findet man ärgste Abzehrung und Blutarmuth, in verschiedenen Organen, meist jedoch in der vergrößerten und sehr mürbe gewordenen Leber, in der Milz, an und im Darm (dann auch Geschwüre im Darm), am Eierstock, selten in der Lunge 2c., die Tuberkeln, d. h. verschieden große, gelbe, weicheren oder festeren käsigen Inhalt aufzeigende Knötchen, die in die Substanz

der genannten Organe massenhaft eingebettet sind, oder sich als Geschwülste über die Oberfläche der Leber, der Milz, des Darmes, nur von dem feinhäutigen Überzug dieses Organs bedeckt, erheben. Die Größe der Knötchen schwankt von der eines Hirsekornes bis zu der einer welschen Nuß. Da die Krankheit vererbt, oder doch wenigstens die Anlage zu derselben, so sind alle Nachkommen von Eltern, die an der Knötchenschwindsucht gelitten haben, durchaus von der Zucht auszuschließen. Da die Krankheit ansteckt und unheilbar ist, ist es am besten, die Hühner, bei welchen die Abzehrung außer Zweifel gestellt ist, zu tödten und zu verbrennen, da der Genuß des Fleisches solcher Thiere, wegen der Möglichkeit der Übertragung der Krankheit auf die Menschen und wegen des gar zu geringen Nährwerths, nicht zu gestatten ist; Stall und Laufraum, wo sich tuberkulöse Hühner aufgehalten haben, ist gründlich zu desinficiren. (S. Desinfection).

Krätze, allgemeine, s. unter Ungeziefer.

Krebs. Krebsgeschwülste kommen häufig im Innern des Huhnes vor; sie erreichen oft einen enormen Umfang; ihr Lieblingssitz ist die Bauchhöhle, wo sie am Bauchfell, an dem Eierstock, an der Leber, am Gekröse besonders sich vorfinden. Der Krebs (Carcinom) ist unheilbar; die Disposition zu dieser Krankheit, welcher früher oder später zum Tode des damit Behafteten führt, vererbt, weshalb alle nächsten Verwandten eines an Krebs gestorbenen Huhnes von der Zucht auszuschließen sind. Auch äußerlich, auf der Haut des Geflügels resp. der Hühner, kommen krebsartige Neubildungen vor, besonders aber auch am Kamm, an den Ohrlappen, in den Maulwinkeln, an den Augenlidern. Der bei der bösartigen Schleimhautentzündung aus der Maulhöhle nach außen auf die Haut übergreifende Proceß, welcher sich durch warzenförmige, feuchte Geschwulstbildungen auszeichnet (die durch Gregarinen erzeugten Epitheliome, auch Pocken vom Züchter genannt) dürfen den gewöhnlichen Krebsneubildungen nicht zugezählt werden. Ausschneiden der Krebswucherungen, Aetzen des dann zurückbleibenden Geschwüres mit Mineralsäure, oder mit Carbolsäure, oder mit Höllensteinstift in leichteren Fällen, oder Benutzung des Glüheisens, endlich ein Waschen und Bestreichen der Wunde mit 2—4 % Carbolwasser oder Carbolöl oder Carbolsalbe (1:20

nachdem etwa sitzengebliebene Reste des Krebses weggeätzt worden, ist allein am Platze.

Kropf, Unverdaulichkeit in demselben (weicher und harter Kropf). Der weiche Kropf, nicht selten bei Hühnern. Kennzeichen desselben sind: Die Kranken sind traurig, halten sich von anderen Hühnern entfernt, geben Durst kund, haben aber keine Freßlust, hocken viel am Erdboden; der Kropf ist geschwollen, doch fühlt sich die Anschwellung weich an, auch läßt sich wahrnehmen, daß in dem Kropf viel Flüssigkeit sich befindet, welche mit wenig festen Nahrungsstoffen untermischt ist. Oft zeigen die Kranken ein Würgen, oder eine Art Rülpsen, wobei gerne eine sauer oder übelriechende Flüssigkeit aus Schnabel und Nasenlöchern dringt. Abzehrung, wodurch schließlich der Tod hervorgerufen wird, tritt ein, wenn dem kranken Huhn nicht rechtzeitig eine passende Behandlung zu Theil wird. Erzeugt wird der weiche Kropf durch Katarrh der Kropfschleimhaut und durch Soor; dieser Katarrh entsteht aber gern nach Verfüttern sauer gewordenen Weichfutters, von Trebern, von zu frischem Brod 2c.

Der Inhalt des Kropfes bei dem kranken Huhn muß nach außen geschafft werden, das geschieht am besten so, daß man den Patienten an den Beinen faßt, ihn mit nach abwärts gekehrtem Kopf hochhält, und dann mit der anderen Hand den geschwollenen Kropf umfaßt, ihn vorsichtig knetet und seinen Inhalt nach der Schnabelhöhle hin zu drücken versucht, damit er nach außen entleert werde. Wenn dieses gelungen, giebt man Salicylsäurepillen (0,5 Gramm Salicylsäure in Spiritus gelöst und mit Mehl und etwas Wasser zu mehreren Pillen gemacht), oder einen Eßlöffel einer spirituösen 1 % Salicylsäurelösung in leichteren Fällen. Später wird vielleicht von gelind zusammenziehenden Mitteln (1 Eßlöffel 2—3 % Alaunlösung, im Tag zweimal zu geben) Gebrauch gemacht. Der Patient ist für sich, also separirt einzusperren und muß, nach dem Ausdrücken des Kropfes, einen Tag lang vollständig hungern; hierauf bekommt er wenig, mit geschnittenen Zwiebelstücken oder mit etwas Knoblauch gewürztes Weichfutter und etwas, aber nur wenig Körner. Als Trinkwasser verwendet man Wasser, in dem etwas Salicylsäure gelöst ist (1 Theil Salicylsäure, 600 Theile Wasser).

Der harte Kropf. Auch bei dieser Unverdaulichkeitsform bemerkt man an den kranken Thieren, daß sie traurig sind, die Federn in die Höhe sträuben, sich von anderen Hühnern absondern und daß der Kropf der Patienten mehr oder weniger arg ausgedehnt oder geschwollen ist; die Geschwulst fühlt sich aber fest an, man findet heraus, daß in ihr nicht nur die an den Tagen vorher genossenen Körner angesammelt sind, sondern in den meisten Fällen auch noch fremde unverdauliche Körper (Glasscherben, Steine, Knochenstücke, Werg, Bindfadenstücke u. s. w.). Freßlust ist gänzlich aufgehoben. Athemnoth bemerkt man oft, da die Kranken den Schnabel häufig aufsperren. Behandlung: Das Einstecken von Butter oder Schmalz (in der Regel mit Ruß gemengt) bei dem kranken Huhn, wie es in Deutschland üblich, ist zu unterlassen. Besser ist es, eine Anzahl kleiner Semmelkrumen auf einen Teller zu thun, auf welchem gutes Oel (Baumöl, Tafelöl) befindlich ist; die dann von dem Oel vollgesaugten Brocken giebt man dem Patienten, wenn er sie nicht freiwillig aufnimmt. Die Kropfgegend ist mit erwärmtem Oel einzureiben und vorsichtig, möglichst lang zu kneten. Bei Ansammlung großer Mengen Körner im Kropf bewährt sich das Eingeben eines Kaffee- bis Eßlöffels voll starken Pfeffermünzthees, dem man 2 Tropfen Salzsäure zugesetzt hat; stündlich eine solche Gabe. In den meisten Fällen wird die blutige Eröffnung des Kropfes nöthig, um die in demselben angesammelten und oft fest eingepreßten Massen aus demselben nehmen und entfernen zu können. Die Operation wird wie folgt ausgeführt. Auf dem geschwollenen Kropf wird die Haut von den Federn durch Abscheeren derselben befreit. Dann hebt man, mit einem Gehülfen, die äußere Haut über dem Kropf des auf den Rücken gelegten Thieres zu einer Querfalte in die Höhe, in deren Mitte man mittelst eines scharfen geballten Messers einen Schnitt mit kräftigem Zuge anbringt, der etwa 3 Centimeter lang ist und die Haut vollständig durchdringt und den Kropf bloßlegt. Hierauf sind die Ränder der durchschnittenen Haut von einem Gehülfen etwas auseinander zu halten, damit möglichst **oben** am Kropfe — also möglichst nach dem Kopfe zu — die Kropfwand in einer Länge von $2\frac{1}{2}$ Centimeter durchschnitten werden kann; hierauf ist mittelst eines Kaffeelöffels dessen Ränder gut abgerundet sind und dessen Stiel in einem rechten Winkel zum Löffel

gebogen wurde, der unverdaute Inhalt des Kropfes auszulöffeln, fremde Körper, namentlich spitze, die sich in die Schleimhaut des Kropfes eingestochen haben, mit Hülfe einer Pincette oder einer Kornzange zu entfernen. Der geöffnete Kropf ist dann mit einer spirituösen 1/4- bis 1/2-procentigen Salicylsäurelösung oder 1 % Carbollösung auszuspülen, worauf das Nähen, zunächst das der durchschnittenen Kropfwand, dann das der Hautwunde erfolgen muß. Die Nähte in der Kropfwand müssen eng aneinander liegen, die eine soll von der anderen etwa 1/2 Centimeter entfernt sein, die Schleimhaut des Kropfes darf sich durchaus nicht beim Nähen der Kropfwand in die Wundlefze einschieben, der Kropf muß nach dem Nähen wieder vollständig geschlossen sein. Hat man Catgut-Fäden zur Disposition, so nehme man diese zum Nähen der Kropfwunde, weil derartige Fäden nach Verheilung der Wunde nicht herausgenommen zu werden brauchen. Die äußere Haut wird mit doppelten Fäden gewichsten Hanfzwirnes genäht; man legt etwa 3 Nähte, von welcher die eine von der anderen etwa 1 Centimeter entfernt ist; jede Naht soll, rechts wie links, 6—8 Millimeter von der Wundlefze entfernt die Haut durchlaufen. Die Nähte bleiben 6—8 Tage liegen, werden dann entfernt, häufig fallen sie von selbst aus; man braucht sich ihretwegen keine Sorgen zu machen. Manchmal heilen die Wunden schon in 3—4 Tagen. Reinhalten der Wunden ist nöthig.

Leberkrankheiten s. Gelbsucht.

Legenoth. Es kommt nicht allzuselten vor, daß ein Huhn ein Ei nicht legen kann, entweder weil solches ein zu dickes, stumpfes Ende hat, oder relativ zu groß ist, oder weil es quer im Hohlraum des Eileiters liegt, oder weil die Schleimhaut des letztgenannten Körpertheiles entzündet und geschwollen ist; am meisten kommt die Legenoth aber vor bei ganz regelrechten Eiern, wenn diese nicht so im Eileiter liegen wie sie geboren werden sollen, nämlich mit dem stumpfen Ende voraus. Bei dem Huhn, welches ein Ei nicht zur Welt bringen kann, beobachtet man, bezüglich Krümmung des Rückens und Gesenkthaltung des Schwanzes, Aehnliches wie bei der Eileiterentzündung (s. d.) und fühlt von außen, durch die Bauchdecken, das im Eileiter festsitzende Ei. Einströmenlassen lauer Wasserdämpfe in den After und Eileiter

des Huhnes, welches an Legenoth leidet, bringt zuweilen Hülfe; mehr aber ist von folgendem Verfahren zu erwarten. Man legt das Huhn auf den Rücken auf einen Tisch, wo es von einem Gehülfen festgehalten wird. Entweder geht man nun mit einem gehörig eingeölten oder dick eingefetteten Finger in die Kloake und in den Eileiter oder Legedarm, geräth aber nicht in den Mastdarm (der unter resp. neben dem Legedarm in der Kloake für sich ausmündet), und ölt oder fettet den Eileiter ein, oder macht schleimig-ölige Einspritzungen, greift dann mit drei Fingern außen am Unterleib, durch die Bauchdecken, hinter das deutlich fühlbare, im Eileiter sitzende Ei und sucht es alsdann durch Schieben und drehendes Drücken aus seinem Gefängniß hervorzupressen. Manchmal gelingt das sehr leicht, zuweilen nicht; dann ist in der Regel das Ei in eine in die Eileiterschleimhaut gedrückte Vertiefung mit gewulsteten Rändern festgeklemmt, oder es ist gar eine Einreißung des Eileiters erfolgt. Alles viele Nachhelfen mit dem in den Eileiter eingegangenen Finger unterlasse man möglichst; dagegen ist es zweckmäßig, wenn das Ei von außen zum kleinsten Theil sichtbar ist, eine reine, lange Haarnadel dicht über dem Ei, und eine dergleichen unterhalb des Eies mit dem Schlingerande nach aufwärts einzuschieben und dann durch Drücken und Schieben von außen, hinter dem Ei anfassend, letzteres über diese Schlitten hinwegzubugsiren, was oftmals schnell zum Ziel führt. Auch das Einhüllen der an Legenoth leidenden Hühner in stark erwärmte wollene Tücher, besonders ein Erwärmen des Unterleibes, und ein Halten der kranken Thiere im geheizten Raum bringt, ohne weitere andere Vornahme, zuweilen Hülfe. Das von seinem Ei befreite Thier ist 24 Stunden allein an einem warmen Ort unterzubringen. Ein Vorfall des Eileiters, ein Umstülpen des Legedarms so daß die geröthete und geschwellte Schleimhaut des untersten Eileitertheils und ein Theil der umgestülpten Kloakentasche außerhalb der Afteröffnung zu sehen ist, ist oft eine Folge der Legenoth. Man hat dann allen etwa in der Kloake liegenden Koth sorgsam zu entfernen, die vorgefallenen Theile gründlich zu reinigen, dann mit lauwarmem Fruchtessig zu bähen und endlich mit dem eingeölten Zeigefinger in die regelrechte Lage zurückzuschieben. alsdann wohl auch ein kleines Stück Eis in die Kloake zu bringen, was bewirkt, daß der zurückgebrachte Eileiter nicht aufs Neue vorfällt.

Der Vorfall des Eileiters wird meist mit Mastdarmvorfall verwechselt, welcher ziemlich selten bei Hühnern vorkommt. Bei ihm verfährt man in gleicher Weise. Der glücklich zurückgebrachte Eileiter stülpt sich leicht wiederholt um, trotzdem man den Patienten nach gelungener Operation in einen kühlen, halbdunklen Ort untergebracht hat, um ihn vor dem Getretenwerden durch den Hahn zu bewahren und zu verhüten, daß nicht andere Hühner an dem etwa wieder vorgefallenen Theil herumhacken und herumpicken, wie sie es so gerne thun. Man muß dann die Operation wiederholt vorzunehmen nicht müde werden. Das Eingeben einiger Pillen, die zusammen 12 bis 18 Centigramm reines Opium halten, verhindert übrigens ein Huhn an vielem Drängen und Pressen, um einen wiederholten Eileitervorfall fertig zu kriegen.

Luftröhrenkatarrh, s. Katarrh, auch Bronchienentzündung.

Luftröhrenwurm, gepaarter, s. Eingeweidewürmer.

Luftsackmilbe, s. Bronchienentzündung.

Lungenentzündung, äußert sich ähnlich wie Bronchienentzündung und wird auch ähnlich behandelt. Nur meidet man das Einathmenlassen reizender Dämpfe.

Magenkrankheiten, s. Verdauungsstörungen.

Mastdarmvorfall, s. Legenoth.

Milben, s. Ungeziefer.

Nasenkatarrh, s. Katarrh und bösartige Schleimhautentzündung.

Nierenkrankheiten der Hühner sind für den Laien nicht erkennbar, auch wissen wir so gut wie nichts über die zweckentsprechende Behandlung derselben.

Niese, s. bösartige Schleimhautentzündung.

Obstruction, s. Verstopfung.

Pallisadenwürmer, s. Eingeweidewürmer (Rundwürmer).

Pips. Dieser Name wird von dem gewöhnlichen Manne für viele Krankheiten der Maul- und Nasenhöhle der Hühner gebraucht. Gewöhnlich versteht man unter Pips eine Krankheit der Zunge, welche darin bestehen soll, daß die Spitze dieses Körpertheils zu arg verhornt ist, weshalb man nach altem Gebrauch, sagen wir lieber nach der gewöhnlichen Altweiberbehandlung, diese hornige Haut von der Zungenspitze gewaltsam abreißt

und sie in Butter gehüllt dem angeblich kranken Thiere eingiebt. Keine Behandlung als dieses „Pipsreißen" oder „Pipsbrechen" kann dümmer und thierquälerischer sein. Nur selten, wenn Hühner zu heißes Weichfutter aufnahmen und sich die Zunge verbrannten, kommt es zur Verhornung des Zungenüberzuges, der sich dann oft in Fetzen von der Zunge löst. Ein Abschneiden der in Fetzen an der Zunge hängenden Haut, vorsichtig mit feiner Scheere vorgenommen, ferner ein Bestreichen der verletzten Zunge mit mildem Fett oder Oel ist dann am Platze, niemals aber ein gewaltsames Abreißen des verbrannten Zungenüberzuges.

Pocken, s. bösartige Schleimhautentzündung.

Rachenkatarrh, s. Katarrh.

Räude, allgemeine, s. unter Ungeziefer.

Rhachitis, s. Beinschwäche und Knochenschwäche.

Rotz der Hühner, s. bösartige Schleimhautentzündung.

Ruhr, s. Durchfall.

Rundwürmer, s. Eingeweidewürmer.

Saugwürmer, s. Eingeweidewürmer.

Schlagfluß kommt meist in Folge plötzlich eingetretener starker Gehirnblutungen (s. unter Gehirnkrankheiten) vor und tödtet in der Regel schnell, wenn nicht ein rechtzeitiger Aderlaß (s. d.) Hülfe schafft.

Schleimhautentzündung, bösartige, der Hühner ist eine bei allen Arten des Hausgeflügels vorkommende, höchst ansteckende, durch Spaltpilze oder durch Gregarinen hervorgerufene Krankheit, welche nach der Geflügelpest (siehe S. 126) die schlimmste aller Hühnerkrankheiten ist. Man hat ihr verschiedene Namen gegeben, namentlich auch bei besonderen Erkrankungen bestimmter Schleimhautstellen. Diese Bezeichnung sind: croupös-diphtheritische Schleimhautentzündung, Croup, Diphtheritis, bösartige Augenkrankheit, Augenschnupfen, ansteckender Schnupfen, Rotz, Niese, Schwamm, Chanker, Maulfäule, gelbe Mundfäule, Schnipp, gelbe Knöpfchen, Schwämmchen, Pocken, Hühnerkrankheit, Hühnerseuche, Schnörchel. Die Krankheit wird meist durch Import ausländischen Geflügels bezogen, durch uncontrolirte Geflügel-Ausstellungen und durch den Geflügelhandel verbreitet.

Professor Zürn hat in den Dresdner Blättern für Geflügelzucht (1882, Seite 377) und in der Zeitschrift für Thiermedicin (1882, Seite 189) Folgendes über die in Rede stehenden Krankheit mitgetheilt, was ich — mit ausdrücklicher Erlaubniß des Autors — wortgetreu wiedergebe.

„Wenn diese Krankheit rechtzeitig erkannt wird, d. h. dann, wenn nur ein oder wenig Geflügelstücke davon befallen, so hat dieselbe nur wenig zu bedeuten. Wer den kleinen Verlust gut tragen kann, der thut am besten, die ersterkrankten Thiere sofort zu schlachten, die Cadaver zu verbrennen, dann die Ställe und Laufräume, in welchen die Kranken sich aufgehalten haben, gründlich und wiederholt zu reinigen, auszuscheuern und mit 5—10 proc. Carbolsäurelösung, oder mit Sublimatlösung (1 : 500), oder mit 5 proc. Verdünnung der zu Brennereizwecken käuflich zu habenden doppelschwefelsauren Kalklösung (saurer schwefligsaurer Kalk in concentrirter Lösung von 11 ⁰ Bm.) zu desinficiren. Die übrig gebliebenen Thiere sind gut zu beaufsichtigen, öfters zu untersuchen; wenn sich eins erkrankt oder der Krankheit verdächtig zeigt, so ist es zunächst in einem besonderen Stall — wo möglich mit Laufraum — unterzubringen, d. h. streng von dem übrigen Geflügel zu separiren und von einem besonderen Wärter zu behandeln und zu verpflegen. Will man die ersterkrankten Thiere nicht tödten, so müssen sie sofort von dem übrigen Geflügel separirt werden.

Folgende Formen zeichnen die in Rede stehende Geflügelkrankheit aus.

1. Die Maul- und Gaumenschleimhautentzündung. Kennzeichen: An und unter der Zunge, am Gaumen, innen am Backen: gelbe, auf der entzündeten Schleimhaut festsitzende Belagmassen. Der Krankheitsprozeß geht gern auf die Schnabelwinkel, von da auf Kamm, Kehl- und Ohrlappen und unbefiederte Kopfstellen über, nimmt aber dann die Gestalt warzenförmiger Wucherungen (Pocken, Warzen, Krebswucherungen gewöhnlich genannt), von der Größe eines Mohnsamenkorns bis zu der einer kleinen Kartoffel, an. Fressen und Schlucken der Kranken nur im geringen Grade gehindert. Traurigsein.

2. Die croupös-diphtheritische Entzündung des Rachens, Schlundkopfes, der Speiseröhre, der Luftröhre und des oberen Kehlkopfes, der Bronchien und der Luftsäcke. Kennzeichen: Traurigsein und Hinfälligkeit; erschwertes und beschleunigtes Athmen, öfteres Öffnen des Schnabels, der schließlich immer aufgesperrt gehalten wird; singenden Ton oder Schnarchen läßt der kranke Vogel hören; endlich sehr angestrengtes Athmen, Röcheln, Japsen, Schnappen nach Luft, Erstickungszufälle, schließlich Erstickungstod.

Nebenbei oft Husten, Auspusten dicken, gelben, unangenehm süßlich riechenden Schleimes, oftes Schlenkern mit dem Kopfe. Gelbe Belagmassen, die der Laie fälschlich als Pilze bezeichnet, während sie nur durch mikroskopisch kleine Pilze hervorgerufen werden, auf den Schleimhäuten der erwähnten, von dem Krankheitsproceß heimgesuchten Theile.

3. Die Nasenschleimhautentzündung. Kennzeichen: Schlenkern mit dem Kopf, Ausschleudern von Schleim aus den Nasenlöchern; gelbgrüner, dicker Schleim dringt aus den Nasenlöchern und trocknet zu Krusten ein, welche diese Öffnungen verstopfen. Oft erkranken die mit den Nasenhöhlen in Zusammenhang stehenden Unteraugenhöhlenzellen. Ist dies der Fall, so findet sich eine beulenartige Auftreibung am Kopfe, unter dem Auge, nach dem Schnabel des Vogels zu, gewöhnlich nur auf einer Kopfseite, selten auf beiden. Diese beulenartige Geschwulst bricht zuweilen von selbst auf und entleert sich dann dicker, übelriechender, grüngelber Schleim und findet man die Höhle von gelben Croupmassen ausgefüllt. Die Nasenschleimhautentzündung kommt in der Regel vereint mit den unter 1 und 2 geschilderten Krankheitszuständen vor.

4. Die Augenbindehautentzündung (Augenschnupfen, bösartige Augenkrankheit). Kennzeichen: Lichtscheu, oftes Schließen der Augen, Augenblinzeln; Augenlider geschwollen und vermehrt warm; Augenbindehaut geröthet und aufgedunsen, Ausfluß klebriger, dicker Flüssigkeit aus der Augenspalte, Verkleben der Augenlidränder und Bildung von gelben Grindern auf den Augenlidern. Zuletzt Ansammlung von fast trockenen, krümeligen gelben Croupmassen unter den Lidern, besonders im vorderen Augenwinkel, an der Nickhaut stark angehäuft; das Auge dann erheblich geschwollen, oft der Augapfel aus seiner Lage gedrängt oder durch Druck der angesammelten käsigen Massen verkleinert. Die durchsichtige Hornhaut zuweilen trübe, oder mit Geschwüren besetzt.

5. Die Darmentzündung; sie folgt in der Regel anderen croupös-diphtheritischen Schleimhautentzündungszuständen als secundäres Übel nach, bei Wassergeflügel und bei Truthühnern scheint sie auch als selbstständiges Übel aufzutreten. Kennzeichen: Stark in die Augen fallende Traurigkeit und Mattigkeit; die Kranken sondern sich von ihren Kameraden ab und setzen sich an dunkle Stellen. Durchfall; anfangs breiige mit Schleim gemengte Kothmassen, später sehr dünnflüssiger, mit Blut oder blutigem Eiter gemischter Koth, der sehr stinkt, werden abgesetzt, dadurch der hochgradige Verfall der Kräfte, die Abstumpfung und Gefühllosigkeit, welche die Patienten beobachten lassen, herbeigeführt. Wenn heftiger Durchfall eintritt, so läßt der Tod in der Regel nicht lange auf sich warten; zuweilen hört der Durchfall plötzlich auf, um einer starken Verstopfung Platz zu machen; dann findet man in der Regel die Blinddärme und den Mastdarm der crepirten Thiere bei deren Section vollständig ausgefüllt mit gelben, geschichteten, auf der oft geschwürigen, immer stark aufgelockerten und entzündeten Schleimhaut der erwähnten Darmtheile fest aufsitzenden Croupmassen.

Die Krankheit verläuft meist in 14—20 Tagen, dauert aber auch 2—3 Monate. Oft glaubt man die Patienten geheilt, da stellt sich ein Rückfall ein. Besonders häufig ist, daß die croupös-diphtheritischen Zustände im Rachen, in der Nase, an den Augen geheilt erscheinen und plötzlich die Darmentzündung, die häufig tödtet, als Folgeübel auftritt.

Behandlung: Separiren der Kranken von den Gesunden oder umgekehrt. Desinfection der Ställe, beides in strengster Weise durchgeführt. Die Kranken müssen

trockene und warme, doch mit guter Athmungsluft versehene Aufenthaltsräume bekommen. Jeden Tag ist der Koth der Patienten zu sammeln und zu verbrennen, oder tief in die Erde zu graben, nachdem er mit Carbolsäure übergossen wurde. Vorbeuge: Nichtbeschicken der durch Sachverständige nicht controlirten Ausstellungen. Halten eines isolirt gelegenen Krankenstalles, in welchem alles neugekaufte oder von Ausstellungen zurückgekehrte Geflügel gehalten wird, bis es sich vollständig gesund erweist, worauf es zu dem übrigen Geflügel des Hofes gebracht werden kann.

Arzneiliche Behandlung: Leichtere Fälle dieser Krankheit heilt die gütige Mutter Natur **oft allein**; daher ist es auch zu erklären, wie behauptet werden konnte, man könne das Übel mit Citronensaft, mit schwachen Milchsäure- oder Carbolsäure- oder Salicylsäurelösungen, mit Glycerin, mit Essig, durch Verfüttern von Zwiebeln und Knoblauch etc. beseitigen. Gar oft werden auch nur Scheinheilungen erzielt, Rückfälle der schwersten Art folgen später; endlich werden gewöhnliche katarrhalische Zustände mit dieser diphtheritisch - croupösen Schleimhautentzündung verwechselt und dann können auch sehr einfache Mittel Hülfe bringen. Der schwereren Formen dieser Krankheit wird man durch die erwähnten Mittel nicht Herr, und wer will beim Beginn des Übels entscheiden, ob ein leichter oder schlimmerer Fall vorliegt?

Ich empfehle eine Mischung, hergestellt aus einer Abkochung der Blätter des Wallnusses (15 Grm. auf 1 Liter Wasser; durchzuseihen), und zwar von ihr 150 Grm., welcher zugesetzt wird 20 Grm. reines Glycerin, 5 Grm. chlorsaures Kali, 0,5 Grm. Salicylsäure in 15 Grm. rectif. Spiritus gelöst. Von dieser Mischung ist dem kranken Geflügelstück, wenn es ein großes ist, täglich ein- bis zweimal je ein Kaffe- bis Eßlöffel voll, einem kleineren Vogel von der Größe einer Taube 1/4 bis 1/2 Kaffeelöffel voll einzugeben. Mit derselben Mischung bepinselt man täglich zwei- bis dreimal die mit gelben Belagmassen versehenen Schleimhautstellen, so weit sie zugänglich sind, wäscht damit die erkrankten Augen, oder applicirt die Mischung in die kranken Augen, in den Rachen, in die Nasenlöcher etc. mittelst einer Siebspritze oder eines Sprayapparates. Wird der Sprühregen 2—3 Minuten lang in den Rachen angewendet, so ist ein extraes Eingeben der Mischung meist nicht nöthig, oder kann auf kleinere und nur einmal täglich zu verabreichende Gabe beschränkt werden.

Zum Bepinseln sehr dicker, hartnäckig festsitzender Belagmassen, ferner der am Kamm, Kehl- und Ohrlappen, an den Augen- und Schnabelwarzen sich einstellenden Wucherungen (Pocken, Epitheliome) kann eine Mischung aus 2 Grm. Buchenholztheerkreosot, 5 Grm. Borsäure, 15 Grm. Spiritus, 20 Grm. Glycerin, 160 Grm. destillirten Wassers oft mit großem Nutzen gebraucht werden. Diese Mischung einzugeben darf man jedoch nicht wagen. Bemerkt sei noch, daß man die gelben Belagmassen im Maul, Rachen, in der Gaumenspalte, an der Zunge, am Kehlkopf ꝛc. zwar mit stumpfem Holzspatel vorsichtig abzuschaben versuchen, nie aber gewaltsam abreißen soll. Es darf beim Wegnehmen dieser Croupmassen nie bluten. Sitzt der Krankheitsproceß in Luftröhre und in den Luftsäcken vorwiegend, können Theer-

wasserdämpfe oder Theerdämpfe, die von den Patienten eingeathmet werden müssen, sehr wirksam sein. (Vergl. Seite 112).

Bei Darmentzündungen diphtheritisch-croupöser Natur nützt das Eingeben der erstgenannten Mischung, auch manchmal (namentlich bei Gänsen und Enten) das kaffeelöffelweise Eingeben gleicher Theile Wasser und Glycerin, täglich zwei- bis dreimal, endlich auch das Eingeben von Pillen, die aus Eisenvitriolpulver, Butter und Weißbrodkrumen hergestellt wurden (und zwar für Tauben: auf die Gabe 3—6 Centigrm., für Hühner 6—12 Centigrm., für Gänse 6, 12 bis 20 Centigrm. Eisenvitriol, täglich zweimal). Der Darmentzündung halber, welche den übrigen diphtheritisch-croupösen Krankheitszuständen folgt, soll nie nur eine örtliche Behandlung des Rachens 2c. statthaben. Bei Augenerkrankungen sind die Krusten auf den Augenlidern zu erweichen und fortzunehmen, die gelben Massen, welche unter den Augenlidern sitzen, vorsichtig auszudrücken oder auszulöffeln, dann die Bindehäute des Auges mit 3 proc. Alaun- oder Kupfervitriollösung, oder mit Chlorwasser oder mit der oben angeführten, ersterwähnten Mischung zu bepinseln oder zu waschen, oder mit zugespitztem Kupfervitriolstift zu bestreichen. Kühlen der Augen mit kaltem Wasser unterstützt diese Behandlung. Geschwülste über der Unteraugenhöhlenzelle sind aufzuschneiden, die käsigen Massen sind auszulöffeln, der Grund mit der aus Buchenholztheer, Borsäure, Spiritus, Glycerin und Wasser bestehenden Mischung oder mit starker Carbolsäurelösung zu ätzen.*)"

Schnipp,
Schnörchel,
Schnupfen, bösartiger, } s. Schleimhautentzündung, bösartige.

Schnupfen, gutartiger, s. Katarrh.

Schwamm, s. Schleimhautentzündung, bösartige.

Schwindsucht, s. Knötchenschwindsucht.

Spulwurm, s. Eingeweidewürmer.

Tuberkulose, s. Knötchenschwindsucht.

Typhoid der Hühner, s. Hühnerpest.

---

*) Pauli (Allgemeine Geflügelzeitung, 1882) empfiehlt außer Separation der gesunden von den kranken Geflügelstücken, außer Desinfection der Ställe 2c., hauptsächlich Glycerin und Wasser (ana), zum Bepinseln der erkrankten Schleimhautstellen und auch zum Eingeben zu verwenden. v. Tresckow (Krankheiten des Hausgeflügels) empfiehlt Reinigung der erkrankten Stellen, Bepinseln mit Höllensteinlösung (unter Benutzung eines Kameelhaarpinsels) oder mit Carbolsäurelösung, oder mit einem Gemisch von Rosenhonig 30 Gramm, Salzsäure 4 Tropfen, Borax 1 Gramm, in leichteren Fällen letzteres; bei Conjunctivitis eine Lösung von chlorsaurem Kali oder von Kupfervitriol; bei Erstickungszufällen soll die Operation der Luftröhreneröffnung gemacht werden; bei Bronchitis öftere Inhalationen von Lösungen chlorsauren Kalis (10 : 200) oder 4—5 proc. Carbollösung, neben Eingeben von Pillen, die aus Salmiak und Süßholzextract gefertigt sind.

Ungeziefer. Die Hühner werden vorwiegend von zwei Arten Insecten geplagt, von Milben und von Federlingen, welche letztere man gewöhnlich Läuse nennt. Unter „Kalkbeine" ist bereits erwähnt worden, daß dieser Ausschlag der Füße, der sich zuweilen auf Kamm, Kehl- und Ohrlappen der Hühner fortpflanzt, durch eine besondere Art von Milben (Sarcoptes mutans) hervorgerufen wird. Auch ein Hautausschlag, der sich zunächst ähnlich dem weißen Kamm zeigt, nur daß der Kamm nicht von weißen, sondern gelben und sehr dünnen Borken besetzt ist, wird durch Milben (Dermatophagus gallinarum) erzeugt. Dieser Ausschlag, der auf der befiederten Haut Kahlwerden hervorbringt, vom Kopf und Hals des heimgesuchten Thieres ausgeht, dann auf den Rumpf überkriecht, kann Hühner tödten. Hat er sich über den ganzen Körper eines Huhnes verbreitet, so tritt Abzehrung des letzteren ein, welche schließlich zum Tode führt. Einreiben von mit Spiritus verdünntem Perubalsam, oder Benzinöl (1 : 15), oder Carbolsalben (1 : 10), oder Petroleum mit Oel zusammengerieben (1 : 5) beseitigen das Uebel, wenn nebenbei Seifenabwaschungen vorgenommen werden. — Die an den Federn und in den Federspulen lebenden Milben der Hühner sind schwer zu vertreiben; verdünnter Perubalsam, dünnes Benzinöl (1 : 25) wirken noch am besten. Die Vogelmilbe (Dermanyssus) ist einer der gefährlichsten Schmarotzer bei Hühnern (sie saugt nicht nur Blut bei alten und jungen Vögeln, sondern kriecht bei Kücken in die Nasenhöhlen und deren Nebenräume, auch in den Gehörgang und versteht es, daselbst krankhafte Störungen zu veranlassen). Diese Milbe steckt am Tage in den Glinzen und Ritzen des Holz- und Mauerwerks der Hühnerställe, hält sich in Haufen auf der Unterseite der Sitzstangen, an den Brettern der Legekästen, auf, während sie bei Nacht die Hühner aufsucht, um auf ihnen ihr Blutsaugegeschäft zu treiben. Gegen die Gefahr, welche Vogelmilben den Hühnern bringen, wirken Sitzstangen in den Ställen, welche von Eisenstäben gehalten werden, die in der Decke befestigt sind, unten aber in Ringen endigen, in welche die Sitzstangen eingeschoben werden, und zwar müssen diese Stangen ½ Meter nach allen Richtungen hin, von den Wänden abstehen. Zweckmäßig bestreicht man die eisernen Stäbe, kurz unter der Decke des Stalles, ringförmig mit etwas Vogel- oder Brumataleim. Gegen Ungeziefer überhaupt, besonders

aber gegen die Milben und Federlinge, wirkt vorbeugend: oft geschehende, gründliche Reinigung der Ställe, mehrfaches Tünchen derselben im Jahr, Ausstreuen von Kalkstaub (verwitterter Aetzkalk der Ziegeleien) auf Boden, Sitzstangen, Dach der Legekästen des Hühnerstalles,*) Einpinseln und Einreiben von verdünntem Benzin, von Carbolsäurelösung, auch vielleicht mit Quecksilber-Sublimatlösung (2—3 %; dann Vorsicht; Alles gut trocken reiben, ehe die Hühner in den Stall zurückversetzt werden). Die Staubbäder (Sand und gesiebte Asche; oder trockene, klare Lohe; oder Sand, dem gelegentlich einmal etwas Petroleum oder schwache Carbollösung zugegossen wurde) sind die besten Mittel, wodurch Hühner — wenn sie sich in solchen gehörig abpuddeln können — von ihrem Ungeziefer befreit werden. Einreiben eines Gemisches von ätherischem Anisöl 1 Theil, Rüböl 5—10 Theile, vertreibt ebenfalls Milben und Läuse, welche die Haut der Hühner aufgesucht haben, ebenso das Einstreuen von frischem Insectenpulver zwischen die Federn der Hühner (doch nicht zu viel, sonst giebt es Hautentzündungen) oder das Waschen mit Abkochungen des Insectenpulvers. Das Einstäuben von Carbolsand zwischen die Federn eines von Läusen geplagten Huhnes unterlasse man, wenn man nicht Carbolvergiftung herbeiführen will.

Unverdaulichkeit. Sie hat ihren Sitz im Kropf (s. Kropf, Unverdaulichkeit desselben) oder im Magen und Darm. Geringer oder aufgehobener Appetit, Durst, Hartleibigkeit oder Verstopfung characterisiren diese Krankheit. Füttern oder Eingeben von kleinen Stücken Zwiebeln oder Knoblauch, Eingeben von einigen (2—3) Pfefferkörnern, die in Butter gehüllt werden; Trinkwasser welches hergestellt wurde, indem man einige (2—3) Schoten Cayennepfeffer zerquetschte, diese mit 2 Liter Wasser abbrühte und dann durchseihte, der Brühe aber 6 bis 8 Liter Trinkwasser zusetzte, was nun den Thieren, welche Appetitmangel und Unverdaulichkeit kund geben, als Saufen vorgesetzt wird. Auch der Pfeffermünzthee, caffee- bis eßlöffelweise gegeben, 2—3 mal im Tage, jedem Löffel Thee zwei Tropfen Salzsäure zugesetzt, ist zu empfehlen. Abführmittel (s. d.) sind bei auffallender Hartleibigkeit stets zunächst anzuwenden.

---

*) Durch diesen Kalkstaub kann das Ammoniak des Hühnerdüngers nicht gebunden werden; solches bewerkstelligt nur der Gyps oder schwefelsaure Kalk.

Unverdaulichkeit des Kropfes, s. Kropf, harter und weicher.

Verbrennen, s. Brandwunden.

Verdauung, s. Unverdaulichkeit.

Vergiftungen kommen vor, wenn an Hühner geflissentlich gegeben wurde oder diese Gelegenheit hatten aufzunehmen: Arsenik, Bittersalz, Blei, Kochsalz, Häringslake, Kupfer, Phosphor, Quecksilber, Schwefelsäure, Zink, oder vegetabilische Gifte, die enthalten sind in den Brandpilzen des Weizens und des Maises; in Bucheckern; im Eibenbaum; im Schierling; im Fliegenpilz und anderen Giftschwämmen; in den Kartoffelklunkern; in den Krähenaugen; in bitteren Mandeln; im Mutterkorn; in Nahrung, die mit Schimmelpilzen durchsetzt sind. Die Gifte erzeugen entweder heftige Magen- und Darmentzündungen, (Appetit verschwunden; Geifern; Durst; Würgen; Brechen; Durchfall; große Angst und Unruhe; Taumeln; Zucken; Krämpfe; rascher Tod) die den Tod des vergifteten Thieres herbeiführen; solches thun fast alle mineralischen Gifte; oder sie wirken zersetzend auf das Blut, oder tödten fast plötzlich, weil sie lähmend auf die Thätigkeit des Gehirns und Rückenmarkes einwirken, das thun z. B. die Pflanzen, welche narkotische Gifte enthalten; es giebt aber auch Gifte, die sowohl die Schleimhäute der Verdauungswerkzeuge heftig reizen und zur Entzündung bringen, als auch betäubend und lähmend wirken; einige Gifte z. B. das Mutterkorn, haben eigenthümliche, specifische Wirkungen; das Mutterkorn wirkt zusammenziehend auf die Wände der feineren Adern und ruft hierdurch Brand an verschiedenen Körpertheilen des mit ihm vergifteten Thieres hervor. Bei Vergiftung mit den scharfstoffigen, reizenden Giften sind Abführungsmittel (Ricinusöl), dann vieler Schleim, verdünntes Eiweiß am Platze, während bei den Vergiftungen durch narkotische Gifte: Begießungen mit kaltem Wasser, Eingeben von Essig mit Wasser, von 2 bis 3 % Tanninlösung, von Chlorwasser am Platze (kaffeelöffelweise in kurzen Fristen). Kennt man die Art des Giftes, welches von einem Huhn genossen wurde, was z. B. leicht der Fall sein kann, wenn man in einem Gehöft gegen Ratten und Mäuse Gift gesetzt und dieses von Hühnern verzehrt wurde, dann kann wohl noch Rettung möglich werden. Ist Arsenik genossen worden, gebe man: Zuckerwasser,

Eiweiß, viel Schleim (Leinsaamen 1 Theil, Wasser 20 Theile; gekocht) Löschwasser der Schmiede, besser noch das in allen Apotheken zu habende Mittel gegen Arsenikvergiftung (30 Theile Eisenchloridlösung, 7 Theile gebrannte Magnesia, 133 Theile Wasser); es wird dieses oft zu einem Theelöffel voll und mit Wasser verdünnt verabreicht. Bei Vergiftung durch Phosphor (bei dem crepirten Thiere riecht der Inhalt des Kropfes, Magens und Darmes deutlich nach Phosphor, raucht, im Dunkeln leuchtet er) verwendet man Chlorwasser, halbstündlich einen Eßlöffel voll, oder gebrannte Magnesia in Wasser gelöst, so daß eine milchige Flüssigkeit entsteht, mit gleichem Gewichtstheil Chlorwasser gemischt. Bei Kochsalz- (Häringslaken-, Pökellaken-) Vergiftung ist das Begießen des Vergifteten mit kaltem Wasser, Kaltwasserclystiere, innerlich viel Schleim mit Oel, der Aderlaß, in Gebrauch zu ziehen. Bei Vergiftung durch Kupfer (Grünspan): das Weiße eines Eies mit 42 Centigramm feinster Eisenfeile und 24 Centigramm Schwefelblumen zu Brei angerührt und auf 2—3 mal eingegeben, oder Schleim mit Oel. Bei Vergiftung durch Quecksilber: Zuckerwasser; Eiweiß; Schleim; 2 % Eisenvitriollösung, stündlich einen Kaffelöffel voll. Bei Bleivergiftung: Schleime mit Oel; Eiweiß; vorher Ricinusöl als Abführmittel; Kaltwasserclystiere. Bei Zinkvergiftung: Eingeben von Milch; von Eiweißlösung; von Zuckerwasser. Bei Strychninvergiftung (Vergiftung durch Krähenaugen ebenfalls): Aderlaß; Eingeben von 2—3 % Tanninlösung, halbstündlich einen Eßlöffel voll; dem vergifteten Thiere ist Luft in den Schnabel zu blasen, dann durch Zusammendrücken des Brustkastens und damit abwechselndes Heben der Hände vom Brustkasten des Patienten das künstliche Athmen zu ermöglichen. Die Vergiftungen durch Giftpflanzen werden nach oben angeführter allgemeiner Weise behandelt (vergl. Seite 148, Zeile 9 bis 5 von unten).

Verstopfung. Sie hebt man durch Abführmittel (s. d.).

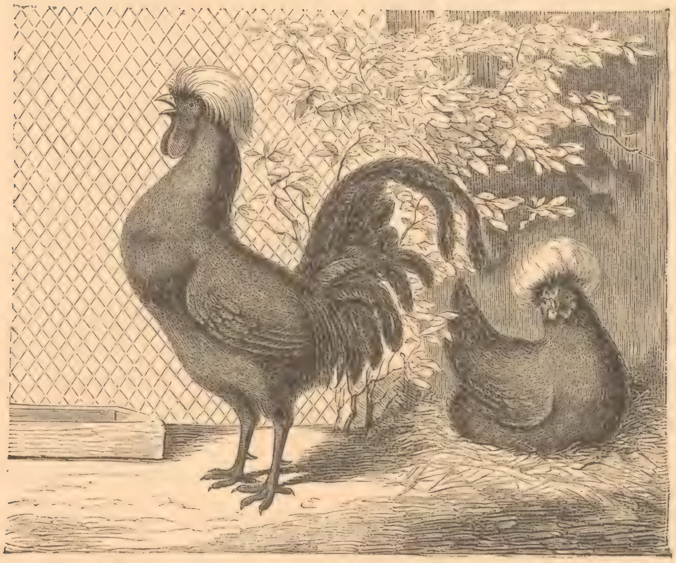
Vorfall des Eileiters und des Darmes, s. Legenoth.

Wassersucht der größeren Körperhöhlen ist häufig bei Hühnern nur begleitende Erscheinung von anderen Krankheiten, besonders des bösartigen inneren Krebses. Das Abzapfen des angesammelten Wassers führt nur ganz

selten und ausnahmsweise zur Heilung. Die Vornahme der Operation muß einem tüchtigen Thierarzt überlassen bleiben.

Wunden. Quetsch-, Riß- und Schnittwunden kommen bei Hühnern oft vor. Größere Wunden mit glatten Rändern werden durch Anbringen der chirurgischen Knopfnaht geheilt. Zum Wundennähen benutzt man feine, gekrümmte, chirurgische Nadeln, als Nähmaterial gewichsten Hanfzwirn oder doppelten Seidenfaden. Bei Wunden soll man, wenn man das Nähen anwendet, nie zu wenig Haut fassen, d. h. also auf der einen Seite der Wunde, etwa 6—8 Millimeter von der Wundspalte entfernt, von außen nach innen die Haut durchstechen, unter der Haut den Faden über die Spalte weg ziehen, dann so auf der entgegengesetzten Seite die Haut von innen nach außen durchstechen, daß die Naht ebenfalls 6—8 Millimeter von dem Wundrande entfernt zu Tage tritt. Wenn man eine glattrandige Wunde nähen will, müssen die Ränder derselben von allen fremden, ihnen anhaftenden Körpern befreit, also gut gereinigt werden. Beim Zusammenziehen der Wundränder, damit sie dicht aneinander zu liegen kommen, um zunächst zu verkleben, dann aber zu verwachsen, durch die eingelegten Nähte, vermeide man, die Haut zu sehr von ihrer Unterlage abzuziehen; der Knoten der die Enden jedes Fadens zusammenknüpft, darf nie auf die Wundspalte zu liegen kommen, sondern seitlich derselben; die ½—1 Centimeter auseinander liegenden Nähte bleiben 4—8 Tage liegen, dann werden sie unter der Vorsichtsnahme entfernt, daß man zunächst eine Naht wegnimmt, zusieht ob die Wundränder verlöthet sind, wenn solches der Fall, auch die übrigen Nähte entfernt. Die genähte Wunde ist reinlich zu halten. Bei Schürfwunden, bei Verwundung des Kammes und der Kehllappen, ganz besonders aber bei Verwundung der Fußzehen (bei Nagelabreißen) streicht man Bleicollodium auf oder eine Lösung von arabischem Gummi, der zu 5 % Borsäure zugesetzt ist. Stark blutende Wunden werden mit gelber blutstillender Watte oder mit einem durch Eisenchloridlösung getränkten Wergbausch, der, wenn es geht, festgebunden wird, bedeckt. Bei allen anderen Wunden genügt Reinlichhalten unter Zuhülfenahme von 1—2 % Carbol- oder Borsäurelösung, Aufstreichen von Vaseline, Oel oder Fett bei Quetschwunden, nachdem gekühlt wurde. Arten Wunden des Kammes und der

Kehllappen in Geschwüre aus, so ist außer Reinlichkeit, Anwendung von Carbolöl oder 2 % Carbolwassers angezeigt, oder man bestreicht sie mit Zinksalbe oder aber mit 2 % Carbolsalbe, oder benutzt den Höllensteinstift zum Aetzen. Die mit Wunden am Kamm versehenen Hühner sind allein einzusperren.



Ueber Kreuzungen und Blutwechsel.

a. Kreuzungen.

Wer solche vornehmen will, muß sich in erster Linie klar sein, was er durch diese Kreuzungen bezwecken will, ob eine neue Race schaffen oder ein besseres Lege= oder Masthuhn erzielen.

Eine neue Race schaffen zu wollen, ist ein Vornehmen, zu welchem große Ausdauer gehört. Daß eine neue constante Race nicht durch zwei= oder dreimaliges Kreuzen herzustellen ist, liegt klar auf der Hand. Wie lange z. B. mag es wohl gedauert haben, bis die kleine hübsche Zwergkämpferrace, die doch unbedingt ein Kreuzungsproduct vom großen Kämpferhahn und irgend einer Zwerghenne ist, constant geworden.

Die meisten Kreuzungen werden vorgenommen, um den wirthschaftlichen Werth der Thiere zu erhöhen, man will eben Thiere, welche größere Eier legen, oder solche, welche einen größeren Braten für die Küche liefern. Ein sehr empfehlenswerthes Kreuzungsproduct ist die Kreuzung eines Cochin= oder Brahmahahnes mit Landhühnern. Die Nachkommenschaft liefert schöne große Eier von gelblicher Farbe, brütet sehr fest, wenn auch nicht so unaufhörlich wie Cochin oder Brahma, und wird, ohne besondere Mästung, von selbst fett. Ich habe diese Kreuzung lange Jahre hindurch gehalten, sie lieferte mir die ganze Saison über ausgezeichnete Bruthennen und zum Herbst, ohne besondere Mästung, die schönsten Braten.

Die Kreuzung eines Spanier-Hahnes mit einer Race, welche kleine Eier legt, wird eine Nachkommenschaft liefern, welche größere Eier zu Tage fördert. Gehören die Hennen, welche man zu einer solchen Kreuzung benutzt, einer brutlustigen Race an, so wird die Brutlust größtentheils verloren gehen. Es ist daher nicht rathsam, die Nachkommenschaft von Spanier-Hahn und Cochin-Henne als Bruthennen benutzen zu wollen. Einer meiner Freunde hielt diese Kreuzung; die Hennen schickten sich auch zum Brüten an, verließen jedoch regelmäßig nach acht bis zehn Tagen das Nest. Die umgekehrte Kreuzung, Cochin-Hahn mit Spanier-Hennen ergiebt bessere Brüterinnen.

Eine sehr werthvolle Kreuzung ist diejenige von Dorking-Hahn mit Cochin- oder Brahma-Henne. Es ist bekannt, daß die Dorkings vortreffliche Tafelhühner sind, viel und sehr zartes, saftiges Fleisch haben. Obige Kreuzung liefert Thiere, welche größer sind als Dorkings, daher für die Küche sehr gesucht.

Die empfehlenswertheste Kreuzung, um eine Menge Eier zu erzielen, ist diejenige von Italiener-Hahn mit Brahma-Hennen. Die Nachkommen dieser Thiere legen ausgezeichnet. Ein hiesiger eifriger Geflügelliebhaber hält diese Kreuzung, er weiß die Thiere, ihrer großen Eierproduction wegen, nicht genug zu loben. Bei einer Kälte von 18 Grad Réaumur pausirten die Thiere nicht einmal, und dabei sind die Ställe nicht etwa geheizt, sondern stehen im Freien, aus Steinen und Holz erbaut.

b. Blutwechsel.

Wer seine Hühner in gleicher Schönheit und bei anderen guten Eigenschaften erhalten will, hat unbedingt dafür Sorge zu tragen, seinen Thieren fremdes Blut zuzuführen. Dies geschieht dadurch, daß man, wenn es sich irgend thun läßt, alljährlich seinen Hühnern einen fremden Hahn beigesellt, ein Thier, welches mit den alten Hühnern in durchaus keiner Verwandtschaft steht. Es ist dies bei jeder Thierzucht von großer Bedeutung; unterläßt man einen solchen Blutwechsel, so wird die Nachkommenschaft nicht nur von Jahr zu Jahr schwächlicher werden, sondern zuletzt ganz ausarten.

Als ich vor nun bald 30 Jahren meine ersten Cochin (oder richtiger Cochin-Hahn und Kreuzungshennen von Cochin-Hahn und Landhennen) erhielt, züchtete ich lustig darauf los! Was wußte ich derzeit vom Blutwechsel! Die Thiere wurden von Jahr zu Jahr schwächlicher, kleiner von Körper, legten in Folge dessen auch weniger und kleinere Eier, verloren die schönen gelben Beine ganz, die zuerst fleischfarbig, dann grau wurden. Die Federn an den Beinen verloren sich gänzlich; mit einem Wort, es war kaum noch Cochinblut daran zu erkennen. Nur die große Brutlust behielten sie bei und dann blieben die jungen Hähne immer noch sehr lange nackt, fast unbefiedert.

Noch einige Beispiele! Bei den Spaniern äußert sich die Inzucht dadurch, daß das schöne weiße Gesicht kleiner wird und immer mehr Roth zeigt, zuletzt sogar alles Weiße verliert. Der große aufrechtstehende Kamm des Hahnes wird bald anfangen, nach einer Seite überzuhängen, der Schlotterkamm der Hennen wird immer mehr verschwinden, ja zuletzt so klein werden, wie bei gewöhnlichen Landhühnern. Paduaner werden nicht nur durch fortgesetzte Inzucht die schöne regelmäßige Zeichnung der einzelnen Federn verlieren, sondern nach und nach wird die große Haube und der Bart immer kleiner werden. Daß die Thiere schließlich auch die schöne Körperform verlieren, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Bei den kleinen hübschen Gold- und Silberbantams rächen sich die Verwandtschaftsheirathen dadurch, daß das schöne Schwarz, mit denen die einzelnen Federn gesäumt sind, in Grau übergeht, die regelmäßige Zeichnung immer mehr verschwindet, der Schwanz Sichelfedern, die er durchaus nicht haben soll, erhält, der hübsche Rosenkamm erst unförmliche Gestalt annimmt, bis er zuletzt zu einem einfachen Kamme wird. Genug, wer hochfeine Thiere hat und läßt die Jungen sich immer wieder unter einander paaren, also Unzucht treibt, darf sich nicht wundern, wenn seine Thiere schließlich alle Race-Schönheiten verlieren.

Es ist nun aber wohl darauf zu achten, wie der Hahn ist und woher er stammt, den man des Blutwechsels wegen seinen Hühnern zuführt. Es darf nicht das erste beste Thier derselben Race sein, sondern muß den alten Hahn womöglich an Raceschönheit übertreffen. Dann muß man seinem Stammbaum nachforschen, sich vergewissern, daß er von edlem Blut, die

Eltern und zumal Großeltern schöne raceächte Thiere waren, denn es ist ja bekannt, daß ein Rückschlag immer erfolgt, vom Großvater auf Enkel. Wenn man sich nur Mühe giebt, so ist ein raceächter Hahn fremden Blutes, wenigstens von den bekannten Hühnerracen, stets zu haben, entweder durch Tausch oder durch Kauf. Anerkannte Züchter werden ja stets selbst für Blutwechsel sorgen, also auch stets im Herbste gute Race-Hähne abgeben können.

Bei neu eingeführten Racen ist die Anschaffung fremden Blutes eine weit schwierigere, ja oft garnicht einmal auszuführen. Wenn man dann nur bei der Auswahl der Zuchtthiere sorgfältig zu Werke geht, nur die schönsten Thiere zur Zucht benutzt, so wird man auch mehrere Jahre hindurch schöne Nachkommenschaft erzielen. Es ist jedoch rathsam, wenn es sich irgend thun läßt, alljährlich für fremdes Blut zu sorgen.



Nützliche Rathschläge für Hühnerzüchter.

1. Vorsicht beim An- und Verkauf von Hühnern.

Wer sich Hühner anschaffen will, dem ist zu empfehlen, nicht die ersten besten Thiere zu nehmen, welche ihm in die Hand gesteckt werden, sondern ein jedes Thier zu untersuchen, ob es gesund ist oder sonst keine Fehler hat.

Ein gesundes Huhn wird schönen rothen Kamm und Lappen, lebhaftes Auge haben und munter in allen seinen Bewegungen sein. Ein umher hockendes in seinen Bewegungen schwerfälliges Thier ist nicht gesund. Dann muß man das Thier aufheben um zu sehen, ob es fleischig ist; man verstehe recht, es soll nicht fett sein, aber auch nicht gänzlich abgemagert, denn solche Thiere sind oft mit der Schwindsucht, Auszehrung (Krankheiten, die nicht zu heilen sind) behaftet, ohne daß man ihnen äußerlich etwas ansieht. Dann soll man darnach sehen, daß die Thiere nicht etwa verbogenes Brustbein. krummen Buckel, schiefen Schwanz oder schiefstehende Zehen haben, und ob auf diesen nicht etwa Nägel fehlen. Die beiden Schnabelhälften müssen aufeinander passen, dürfen nicht, wie beim Kreuzschnabel, kreuzweise über einander liegen. Wenn ein solches, mit Kreuzschnabel behaftetes Thier auch fressen kann, so sieht solch verkrüppelter Schnabel doch unschön aus.

Das Alter des Hahnes läßt sich an den Sporen erkennen, je älter der Hahn, desto länger die Sporen. Bei alten Hühnern stehen die Schuppen an den Beinen etwas ab, bei jungen Thieren liegen sie platt an.

Rathsam ist es immer im Herbste ausgewachsene Kücken zu kaufen, man ist doch dann gewiß, junge Thiere zu erhalten.

Schließlich sei noch davon abzurathen, wenn man von Unbekannten kauft, das Geld vorher einzusenden, wie es häufig verlangt wird. Man muß die Thiere erst sehen, ehe man sie bezahlt, denn es giebt gewissenlose Menschen genug, die gute Waare anpreisen und schlechte liefern. Damit nun aber auch der Verkäufer nicht zu fürchten braucht, kein Geld für gelieferte Waare zu erhalten, so muß es demselben freistehen, die Thiere per Nachnahme zu senden. Wird dies nun nicht vom Käufer gewünscht, so könnte derselbe ja, wenn er in einer Stadt ansäßig ist, in welcher ein Geflügelzucht-Verein besteht, das Geld bei dem Vorsitzenden eines solchen Vereins deponiren. Der Vorsitzende hat dem Verkäufer Anzeige zu machen, daß dies geschehen (der kleinen Arbeit wird sich gewiß ein Jeder gerne unterziehen), fallen die Thiere dann nach Wunsch aus, so wird das Geld eingeschickt. Würde diese Methode überall eingeführt, so käme ein Jeder zu seinem Recht, unreelle Verkäufer und säumige Zahler existirten nicht mehr.

---

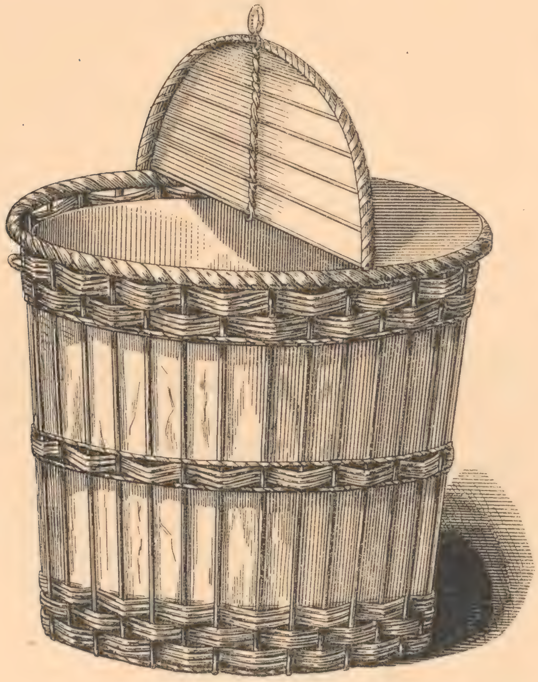
2. Versendung von Hühnern.

Dieselbe geschieht am besten durch die Post. Wenn wirklich die Unkosten ein wenig größer sind, als der Transport per Eisenbahn, so sind die Thiere doch früher an Ort und Stelle, da die Post schneller befördert. Es ist dies wohl zu beachten, da es nicht einerlei ist, ob die Thiere einen Tag länger auf der Reise sind oder nicht.

Bei Schiffsbeförderung bringe man die Thiere selbst an Bord, setze sich mit einem der Leute in Verbindung, gewöhnlich übernimmt der Schiffskoch eine solche Besorgung, gebe diesem eine kleine Gratification und verspreche ihm eine gleiche vom Empfänger. Bei solchem Verfahren darf man überzeugt sein, daß die Thiere ihre gehörige Pflege erhalten. Ich habe oft

solche Sendungen für auswärtige Freunde erhalten, die Thiere wurden mir stets im besten Wohlsein überliefert.

Als Verpackung nehme man einen leichten, von Weiden geflochtenen Krob, wie folgende Abbildung zeigt. Auf den Boden des Korbes lege man Stroh oder Heu.



Versendekorb für Hühner.

Es ist rathsam, denselben inwendig mit Leinwand zu benähen, damit keine Zugluft eindringen kann. denn wenn die Thiere während der Fahrt auch im geschlossenen Postwaggon stehen, so ist doch der zeitweilige Aufenthalt, z. B. beim Umpacken, auf den offenen Perrons nicht zu vermeiden.

Oft sieht man in den Körben, in denen Hühner eingeschickt sind, Töpfe angebracht, in deren einem Wasser (welches jedoch gewöhnlich auf der Reise verschüttet worden), in dem andern Körnerfutter oder eingeweichtes Brod enthalten war. Man glaubt eben, die Thiere würden, einen oder einige Tage ohne Futter, zu sehr leiden. Es ist dies jedoch meiner Erfahrung nach eine ganz falsche Ansicht. Giebt man den Thieren, die natürlich stets vor dem Einpacken satt gefüttert werden müssen, eingeweichtes Brod mit auf die Reise, so wird wenn das Wetter nur einigermaßen warm ist, dasselbe leicht sauer, und ist in diesem Zustande weit eher schädlich als nützlich. Reicht man ihnen Körnerfutter, so fressen sie, da sie ja keine Beschäftigung haben, aus purer Langeweile fast fortwährend, und da ihnen die Bewegung fehlt, tritt oft Verdauungsstörung ein, die nicht selten ernste Krankheiten im Gefolge hat.

Ich halte es für richtiger, d. h. wenn die Reise nicht eine gar zu weite ist, den Thieren kein Futter mitzugeben; einen Tag oder selbst einige Tage

hungern, schadet ihnen garnichts. Man darf jedoch nicht versäumen, als Erfrischung einige Köpfe Salat oder Kohl in die Körbe einzubinden.

Versendet man jedoch Thiere in sehr jugendlichem Alter, so ist die Sache eine andere. Diese würden nicht lange Nahrung entbehren können, ohne darunter zu leiden. Natürlich darf man den jungen Thieren nur leicht verdauliche Stoffe mitgeben, etwa Buchweizengrütze, vermischt mit trockenem, gekrümeltem Brod. Bindet man dann noch einige Köpfe Salat in den Korb, so hat man vollständig seine Schuldigkeit gethan; die feuchten Salatblätter löschen den Durst, dienen zugleich als angenehme Erfrischung und erhalten die Thiere gesund.

Will man eine Ausstellung beschicken, so sehe man darnach, daß die zu versendenden Thiere auch gesund sind. Sehr oft kommen Thiere an, denen man es ansieht, daß sie schon in ihrer Heimath krank gewesen sein müssen, Es giebt leider unreelle Leute, die solche Thiere senden und zwar in dem Glauben, daß sie wohl die Ausstellungszeit überleben und gar verkauft werden. Eine solche Handlungsweise ist nicht genug zu verdammen, einige solche vorkommende Fälle geben oft Veranlassung zu dem Gerede, „man solle nichts auf Ausstellungen kaufen, die Thiere sind alle krank!"

Besitzt man Thiere von ursprünglich weißem Gefieder, wohnt jedoch in einer großen Stadt, so werden solche Thiere nicht lange in dem Gewande der Unschuld einherwandeln, sondern sehr bald ein graues Federkleid anlegen, hervorgerufen durch den Ruß, der fortwährend aus den Schornsteinen fällt. Solch' verfärbte Thiere können unmöglich eine Ausstellung zieren! Es handelt sich nun darum, die Thiere in ihrer ursprünglichen Sauberkeit wieder herzustellen, welches sich leicht dadurch bewerkstelligen läßt, daß man dieselben abseift. Man nehme eine Bürste und warmes Seifenwasser und bürste die Federn immer mit der Glätte. Das Wasser, da es anfangs sehr schmutzig sein wird, muß man mehrere Male erneuern. Da die Federn nur obenauf schmutzig sind, so kann man auf diese Art die Thier fein säubern. Im Sommer stelle man sie dann unter einem Korb in die Sonne, im Winter an den warmen Ofen, denn die Thiere müssen, ehe man ihnen die Freiheit giebt, vollständig getrocknet sein, weil sich sonst leicht Erkältung einstellt.

Es ist rathsam, nicht zu viele Hühner in einen Korb zu packen, die Thiere dürfen nicht eingepfercht sein. Dann dürfen nur Thiere zusammen gepackt werden, welche sich nicht fremd sind, damit sie sich nicht unterwegs beißen. Zumal die Herren Hähne dürfen in einem Korbe nicht in mehreren Exemplaren vertreten sein, sie richten sich meist immer sehr übel zu.

---

3. Behandlung und Eingewöhnung fremder Hühner.

Werden Hühner per Post oder Eisenbahn gesandt, so werden sie bei ihrer Ankunft von der Reise mehr oder weniger angegriffen und ebenfalls sehr hungrig sein. Es ist dann nicht rathsam, ihnen gleich Körnerfutter zu geben, sie würden sich leicht überfressen. Man reiche ihnen als erstes Futter eingeweichtes Brod und Grünfutter. Dann lasse man sie bei Tage nicht zu den anderen Hühnern, sondern warte die Dunkelheit ab, und geselle sie dann den anderen Hühnern zu. Man darf sie natürlich nicht nur in den Stall, sondern muß sie auf die Sitzstangen setzen, damit die Thiere nicht auf dem kalten, oft kothigen Fußboden die Nacht verbringen. Der Zweck dieses Verfahrens ist der, daß die fremden Hühner, haben sie erst mit den anderen Thieren eine Nacht in einem Stalle zugebracht, am folgenden Morgen als Kameraden, als ihnen zugehörig betrachtet werden. Bringt man fremde Hühner bei Tage gleich zu den eingewohnten, so werden diese die neuen Ankömmlinge nicht mit offenen Armen aufnehmen, sondern verfolgen und beißen. Ein fremder Hahn darf niemals einer Heerde zugesellt werden, bei welcher sich bereits ein Hahn befindet. Der alte Hahn würde, getrieben von Eifersucht, mit einer wahren Wuth über den neuen herfallen, die Thiere würden so lange kämpfen, bis einer unterliegt, gewöhnlich endet ein solcher Kampf mit dem Tode des schwächeren.

---

4. Hühner vom Brüten abzubringen.

So angenehm es für den Züchter ist, während der Zuchtperiode eine genügende Zahl guter Bruthennen zu besitzen, so unangenehm ist es, wenn nach derselben noch fortwährend Hühner brüten wollen. Es kommt dies

vielfach bei den brutlustigen Racen, als Cochin, Brahma ꝛc. vor. Nicht allein, daß solche Thiere die Legenester besetzen, oft solche, welche von anderen Hennen als täglicher Legeplatz erkoren, sondern sie pausiren ja auch in brutlustiger Zeit mit dem Eierlegen. Um den Hühnern nun das „Brütenwollen" abzugewöhnen, werden verschiedene Mittel angewandt. Einige tauchen solche Hennen mehrere Male des Tages in kaltes Wasser, wähnend, den Thieren dadurch das Brüten zu verleiden, Andere stecken solch brutlustige Hennen unter einen umgestülpten Eimer u. dgl. m. Alle diese Mittel helfen nicht und laufen mehr oder weniger auf Thierquälerei hinaus.

Ein einfaches probates Mittel ist, ein solches Thier in einen Raum zu sperren, wo es sich ergehen kann, jedoch kein Nest vorfindet. Nach solch ca. 8tägiger Abgesondertheit von den anderen Hühnern, darf man es getrost mit denselben wieder zusammenbringen, es wird an Brüten nicht mehr denken.

Ein noch besseres, weil schneller wirkendes Mittel ist, wenn man einen Reservehahn besitzt, diesen mit der Henne allein einzusperren. Die Liebenswürdigkeit des Hahnes bringt sie auf andere Ideen, schon nach einigen Tagen verliert sich die Brutlust und es wird nicht lange dauern, so setzt die Henne das unterbrochene Eierlegen wieder fort.

---

5. Aufbewahrung der Eier.

Eier, welche den Winter über aufbewahrt werden sollen, sammle man nicht zu frühzeitig zu diesem Zweck. Am besten eignen sich die im September und October gelegten dazu, weil die Temperatur dann doch meistens eine kühle ist. Ein vielfach, zumal auf dem Lande angewandtes Verfahren ist, die Eier in Kalkwasser zu legen. Sie halten sich darin lange frisch, nur muß dafür Sorge getragen werden, daß der Eierbehälter nicht zu warm, jedoch immer in einem frostfreien Raume steht. Friert das Kalkwasser, dann erfrieren auch die Eier, die Schale platzt, das Kalkwasser dringt in die Eier, und macht dieselben ungenießbar.

Es giebt jedoch noch mancherlei Methoden die Eier aufzubewahren. Einige bestreichen sie mit Gummi, mit Eiweiß, mit Leinöl ꝛc., die Poren werden dadurch verstopft, der Zutritt der Luft verhindert. Sind denn nun

aber solche Manipulationen nöthig, um Eier Monate lang frisch zu erhalten? Ich beantworte diese Frage mit „Nein“! Ich habe Eier vom August, September und October in durchflochtene Körbe gelegt und an einen kalten, jedoch frostfreien Ort gestellt. Die Eier waren im Februar durchaus frisch, nicht ein einziges dazwischen, welches Ansatz von Fäulniß hatte. Es ist vielleicht noch besser, die Eier in einem sogenannten Eierständer aufzubewahren, da dann jedes Ei für sich allein liegt oder vielmehr aufrecht steht. Eine neue Methode ist, die Eier in ein Netz zu legen, dieses mit Eiern gefüllte Netz dann aufzuhängen, und zwar in einem Raume, wo Zugluft herrscht. Allwöchentlich einmal muß das Netz gekehrt werden, so daß der untere Theil dann nach oben kommt. Diese einfache Procedur soll die Eier lange frisch erhalten.

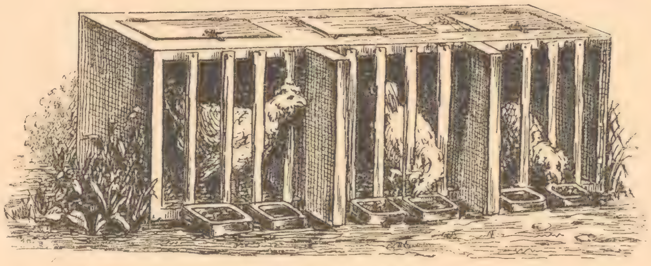
6. Das Versenden der Eier.

Ein Jeder sollte, wenn er Eier, zumal Bruteier, versendet, mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen. Bruteier dürfen höchstens acht Tage alt sein; je frischer, desto besser. Bei älteren Eiern ist das Dotter loser; da nun auf dem Transport die Eier doch mehr oder weniger gerüttelt werden, so wird hierdurch das Dotter sich immer mehr lösen, schließlich mit dem Eiweiß vermischen und das Ei dann faul werden.

Verpackt man die Eier in eine Kiste, so darf dieselbe nicht zu klein sein. Ich habe mehrere Male Bruteier erhalten, ein ganzes Dutzend in eine gewöhnliche Cigarrenkiste gepackt. Natürlich war der ganze Inhalt ein Brei, nicht ein einziges Ei heil. Man lege in eine entsprechend große Kiste oder Korb etwas Heu oder Stroh, auf dieses dann die Eier, welche man erst in Papier, dann in Heede oder Heu fest gewickelt hat, nebeneinander, fülle den noch leeren Raum der Kiste ganz mit Heu oder Häcksel aus, und zwar so, daß der Deckel, den man aufschraubt, eben aufpaßt. Bei einer solchen Verpackung liegen die Eier fest, und wenn man dann nur dieselben nach der Ankunft einen Tag liegen läßt, ehe man sie der Bruthenne untergiebt, damit das Dotter sich setzt, das Ei so zu sagen zur Ruhe kommt, so sind mit Sicherheit von solch verpackten Eiern, natürlich, wenn dieselben befruchtet sind, Küchlein zu erwarten.

7. Das Mästen.

Es giebt verschiedene Methoden, Hühner fett, für den Tisch willkommener zu machen. Einige Racen werden, bei sonst guter Fütterung, sobald sie zum Herbste mit dem Eierlegen aufhören, von selbst fett, z. B. Cochins, Brahmas ꝛc. Andere müssen fett gemacht, gemästet werden. Es läßt sich dies schon erreichen, wenn man den Thieren nur kleinen Laufraum zur Verfügung stellt, besser jedoch, wenn man sie, ein Jedes einzeln, in einen Käfig steckt, ihnen als Nahrung Kartoffeln, geweichtes Brod und Mais, der gekocht noch größere Wirkung erzielt, reicht.



Mastkäfig für Hühner.

Um eine schnelle Mast zu erzielen, stopft man die Thiere, auch hierzu kann man als Nahrung gekochten Mais verwenden. Besser sind jedoch aus Hafer- oder Buchweizenmehl bereitete Nudeln. Man stellt die Nudeln dadurch her, daß man das Mehl mit Milch zu einem festen Teig knetet und aus diesem die Nudeln rollt, die natürlich weder zu dick noch zu lang sein dürfen. Man schiebt die Nudeln, welche, damit sie besser gleiten, in Milch getaucht werden, in den Hals des Thieres und hilft ein wenig mit dem Finger nach. Das Stopfen geschieht dreimal täglich, Morgens, Mittags und Abends. Anfänglich giebt man jedesmal zwei Nudeln, nach einigen Tagen vergrößert man die Portion, so daß zuletzt für ein jedes Huhn zu einer Mahlzeit acht bis zehn Nudeln gehören. Vor einer jeden Mahlzeit, welche man den Thieren reicht, muß man den Kropf fühlen, ob die alte Nahrung verdaut ist. Wenn dieses nicht der Fall, so stopft man das betreffende Thier nicht, sondern schlägt eine Mahlzeit über.

Nach ca. 16 Tagen wird das Thier fett sein, d. h., wenn es zu Beginn der Stopfung nicht allzu mager war, sonst dauert die Mast drei Wochen, auch wohl noch etwas länger. Es ist übrigens sehr verschieden, einige Thiere werden schnell fett, bei anderen währt es länger. Um die Mast zu beschleunigen, setze man die Thiere warm und im Dunklen, und reiche ihnen statt Trinkwasser Milch.

Die jungen Thiere, welche man mästet, sollen ausgewachsen sein. Ganz besonders zur Mästung eignen sich die französischen Racen: La Flèche, Crève-coeur und Houdans. Solche Thiere liefern einen ausgezeichneten Braten, d. h. so lange sie jung sind. Alte Hähne und Hennen an den Bratspieß zu bringen, ist vergebliche Mühe, sie bleiben immer hart und zäh, und sollte man solche Thiere nur zu Suppe oder Fricassee verwenden.

8. Das Schlachten der Hühner.

Um Hühner zu tödten, giebt es verschiedene Mittel. Einige drehen den Thieren den Hals um, andere schneiden sogar den Kopf ab. Die einfachste und schnellste Procedur ist folgende. Man nehme eine Schlinge, stecke durch diese die Füße des zu schlachtenden Huhnes und hänge sie sammt dem Thiere auf. Dann nimmt man den Kopf des Thieres in die Hand und zwar so, daß der Schädel in das Innere der Hand zu liegen kommt, öffnet mit Daumen und Zeigefinger derselben Hand den Schnabel, bringt ein scharfes, schmales Messer, welches bei der Hand sein muß, in den Hals und macht einen Einschnitt von unten nach dem Kopfe zu. Man trifft dadurch eine Hauptader, das Blut wird mit großer Vehemenz aus dem Schnabel stürzen, das Thier nach einigen Augenblicken verendet sein. Das getödtete Thier muß gleich gerupft werden, so lange es noch warm ist, die Federn sind dann leichter zu entfernen. Damit die zarte Haut beim Rupfen nicht einreißt, so halte man mit der linken Hand die Haut zurück, da wo man rupft. Kann das Thier, durch irgend einen Umstand veranlaßt, nicht gleich nach dem Schlachten gerupft werden, so brühe man es mit heißem Wasser. Auch dann werden die Federn sich leicht lösen.



Die Winterkückenzucht.

In den Hamburger Ortschaften „Die Vierlanden“ wird seit uralten Zeiten ein Erwerb getrieben, der schon Manchem zu einem gewissen Wohlstande verholfen hat. Es ist dies die Winterkückenzucht. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die Winterkückenzucht zu allererst in den „Vierlanden“ betrieben wurde. Ich kenne alte Leute dort, deren Groß- und Urgroßväter sich schon mit der Winterkückenzucht beschäftigten. Später verbreitete sich dieser Erwerbszweig über die Elbe ins Hannöversche hinein, wo die Winterkückenzucht augenblicklich in höchster Blüthe steht. In den Dörfern Ramelsloh, Maschen, Fletstedt, Helmstorf, Harmsdorf, Bensdorf und Host werden den Winter über mindestens eine halbe Million Kücken gezüchtet. Ich verdanke diese Mittheilung einem Kückenbauern (so werden die Aufzüchter der Winter- oder, wie die Hamburger sagen, Stubenkücken genannt) einem höchst achtungswerthen, glaubwürdigen Manne.

Die Bruthennen, welche die Kücken ausbrüten, sind meistens Ramelsloher, oft auch Brahma, und ebenfalls Truthennen. Die auszubrütenden Eier liefern die Ramelsloher-Hühner, welche sehr feines, zartes Fleisch haben. Wenn die Kücken ausgeschlüpft sind, so werden den Brüterinnen gleich wieder Eier untergelegt. Die Thiere bringen 4—6 Bruten nach einander aus, ja ich kaufte einst von einem Kückenbauern eine Truthenne, welche den ganzen Winter gebrütet hatte. Das Thier war von dem langen Sitzen förmlich

gelähmt, es mußte erst wieder gehen lernen. Die Kücken werden nach dem Ausschlüpfen die ersten 24 Stunden in ein Gefäß, oft ein Sieb, gebracht, mit einer wollenen Decke oder Baumwolle zugedeckt und auf den Ofen gestellt. Dieser Ofen ist ein großer Kachelofen, rund herum stehen Käfige, welche zur Aufzucht dienen. Diese Käfige sind von Holz und Draht gemacht. Unterhalb derselben befindet sich eine Schublade zum herausnehmen, welche mit Sand dick bestreut ist. Zweimal wird dieser Sand täglich erneuert, denn die allerpeinlichste Reinlichkeit ist die größte Hauptbedingung bei der Aufzucht der Stubenkücken. An der Außenseite des Käfigs ist ein Trog angebracht, welcher die ganze Länge desselben einnimmt. Der Trog ist zum Anhängen, die Drähte im Käfig stehen so weit auseinander, daß die Thiere bequem den Kopf durchstecken können, um zu dem Futter zu gelangen. Das Futter selbst, welches täglich dreimal gegeben wird, besteht aus einem Brei von Buchweizenschrot und Milch. Diesem Brei werden kleine Fische zugefügt, welche mit den Gräten gekocht und dann gehackt werden. Der Zusatz der Fische ist die Hauptsache bei der Winterkückenzucht. Fische sind bekanntlich eine sehr kräftige Nahrung, wenn bei starkem Frost einmal keine Fische zu haben sind, so wird als Ersatz Fleisch oder ein hartgekochtes Ei gegeben. Es ist dies aber immer ein ungenügender Ersatz, dann auch theurer.

Am zweiten Tage nach dem Ausschlüpfen werden die Kücken in die oben beschriebenen Käfige gebracht. Der Ofen ist natürlich Tag und Nacht geheizt, es ist jedoch keine erstickende Hitze in dem Aufzuchtraume, der zugleich das Wohnzimmer der Familie bildet, sondern nur angenehme Zimmerwärme. Wenn nun auch in einem solchen Zimmer zur Zeit oft an 200 Kücken befindlich sind, so herrscht doch keine schlechte, unangenehme Luft dort. Die oben erwähnte peinliche Reinlichkeit ist die Ursache davon.

Sind die Thiere nun 5—6 Wochen alt, so sind sie schlachtreif, werden getödtet, gerupft, in Körben verpackt und wenn nicht direct versandt, den Hamburger Wildhändlern zugeführt. Unter dem Namen: „Hamburger Hühnchen“ gehen sie dann in die weite Welt, ich kenne Wildhändler, welche nicht nur nach Oesterreich, Italien ꝛc., sondern auch nach Schweden und Rußland diese Kücken versenden.

Der Preis, welchen die Aufzüchter erhalten, schwankt zwischen siebenzig Pfennigen bis zu einer Mark. Die Winterkückenzucht ist mit Recht ein lohnender Erwerbszweig zu nennen, und kann sich der kleine Häusler in wasser- resp. fischreichen Gegenden durch dieselbe einen hübschen Nebenverdienst verschaffen, zumal ja die Frau, wie es häufig geschieht, neben ihren häuslichen Arbeiten die Aufwartung der Thiere übernehmen kann.



Das künstliche Ausbrüten.

Es wird den meisten Geflügelliebhabern bekannt sein, daß die Egypter sich schon im grauen Alterthum mit dem künstlichen Ausbrüten von Hühnern beschäftigten, ebenfalls die Chinesen mit künstlichem Ausbrüten von Enten. Es war selten Europäern vergönnt, solche egyptische Brutöfen in Augenschein zu nehmen, da die Egypter das künstliche Ausbrüten als ihr Geheimniß betrachteten. Um so interessanter ist deshalb nachfolgende, in seiner Originalsprache abgedruckte Beschreibung*) eines egyptischen Brutverfahrens wie sie Professor Johann Samuel Halle in seinem Werke: „Die Hühnerzucht," Berlin 1783, darlegt, mit der Abbildung und genauen Beschreibung eines egyptischen Brutofens.

Die Hühnerzucht 1783.

Von Herrn Professor Johann Samuel Halle, Berlin.
(Wörtlich.)

Die gemeinsten Arten dieses Hausgeflügels sind der gemeine Haushahn, der Hahn mit dem großen Kopfbusche und schwachem Kamme, den die mehresten Hauswirthe lieber erziehen, weil sie zuweilen auf schwarzen Körpern weiße Federbüsche tragen und andere mit Gold- oder Silberfarbe geschuppt, oder geperlt sind. Das Kriechhuhn (Zwerghuhn) mit rauhen

*) Ich verdanke dieselbe der Güte des Herrn Ad. Storbeck in Berlin, dem Erfinder der „Brutapparate mit chemischer und electrischer Erwärmung". Der Verfasser.

Schenkeln ist im Kämpfen muthig und stammt aus England, wo die Hahnenkämpfe Mode sind; als eine Ausartung wie der Dachshund, durch die Englische Krankheit. Der Englische Hahn ist hochbeinig, an der Stirn mit einem Federbusch geziert und hat einen rothen Lappen über die Nase. Der Hamburger Hahn trägt schwarze Sammethosen und hat einen stolzen Gang. Das straubige Huhn mit verkehrt stehenden Federn und langem Kopfbusche, soll auf den Höfen die Mäuse vertreiben. Der Kluthahn, ohne Steis, ohne Federbusch, von vielfachem oder gedoppeltem Kamme. — Von einem guten Zuchthahne verlangen die Kenner einen starken Kopf, rothen, seitwärts hängenden Kamm, starken Körper, dunkle Farben, und viel Lebhaftigkeit in der Regierung seines Serails; gespornte Hennen zerbrechen die Eyer und verzehren sie. Die meisten Hennen legen Eyer ohne Hahn, die sich länger erhalten als die behahnten und man kann sie, wenn sie jung sind, angewöhnen, auch im Winter Eyer zu legen, wenn man sie in abgesonderten Ställen und auf dem Miste mit gekochter Gerste oder Buchweizen und Hanf futtert. Ein Ey dunstet sowohl in der Brut, als ungebrütet, täglich aus, und verhärtet oder faulet. Sie legen am besten, wenn das Hühnerhaus an ein Backhaus oder Schweinestall angebaut wird; sonderlich wenn man dabey Würmerhaufen anlegt. Ein Wurmhaufen bestehet aus einer abhängigen Grube mit verfaultem Miste, den man mit Rinderblut besprengt, mit Hafer besaet, und mit Schafdärmen vermischt, den Sommer über mit Dornbüschen und Steinen bedeckt, gegen den Winter öffnet, und davon man den Hühnern täglich etliche Schaufeln vorwirft. Man futtert sie des Ekels wegen einen Monat vor dem Verspeisen mit Gerste und dgl. Körnern, mit dem Abgange aus der Küche von Kräutern, mit Nesseln, Gundelreben, Kleie, groben Mehle, ausgelaugten Kastanien*), gestammten Erdtoffeln; — lebendige Käfer und bittere Mandeln sind ein Gift für die Hühner. Der Sand ist ihnen zum Baden nothwendig. Den Hennen vertreibt man das Brüten vermittelst des Hungers, der Einsperrung in einen dunklen Ort, und durch Baden im kalten Wasser. Eine Bruthenne muß wenigstens 2 Jahr alt seyn, um bis in das sechste fortzubrüten; sie muß außerdem weder

*) Thatsächlich verdienen diese, reichen Nährstoff haltenden, bis jetzt noch ungenützten Früchte wohl endlich beachtet zu werden. Adolph Storbeck.

wild noch ungeduldig seyn. Ihre Nester mache man in dunklen Stallverschlägen, und die Bruteyer sammle von einjährigen Hennen; diese Eyer müssen nicht über 20 Tage alt, sondern so frisch als möglich seyn. Man wählet blos die, so im Wasser untersinken. Zugespitzte geben Hennen, rundliche Hähnchen. Im Januar lege man nur 10, im April 17 Eyer unter, im Winter sind warme Kammern und trockner Nesselsaamen zuträglich. Man entwöhnet die Hennen, welche ihre Eyer verzehren, wenn man sie an ein heißes, in der Asche gebratenes Ey picken läßt, oder man lasse das Weiße herauslaufen, und fülle es mit Gypsteig in Wermuthswasser gerührt. Einige Hühner bedecken das Nest mit Stroh, wenn sie zum Futter gehen, daß die Eier nicht kalt werden, die Täucher bedecken ebenfalls ihre schwimmenden Nester mit Kraut, wenn sie sich entfernen. Müssen wir uns nicht im Schlafe oft umwenden? bewegt sich nicht die Menschenfrucht, damit die Gefäße nicht an einer Seite zuviel, an der anderen nicht zu wenig Nahrung in der Horizontallage bekommen und die eine Seite zusammengedrückt bleibt und also gelinder in einander verwachsen. Reaumur ließ seine Eyer täglich ein- oder mehrmal wenden und die Egyptier wenden die ihren bei Tag und bei Nacht, nemlich alle 24 Stunden viermal, um ihren Theilen gleiche Wärme, und dem Embryon eine veränderte Lage zu geben, vor Sonnenaufgang, Mittags, Abends und des Nachts.

Die künstliche Ausbrütung der Hühnereyer.

Egypten, die erste Wiege vieler Künste, sahe es als eine Staatsregel an, daß jede Kunst vom Vater auf den Sohn fortgeerbt werden mußte, um jede Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, weil sie blos in einer gewissen Familie getrieben werden durfte. Daher hat sich jetzo die Kunst, Hühnereyer in Oefen auszubrüten, selbst aus Egypten verloren und nur noch in dem Dorfe Berme als ein Geheimniß erhalten. Unter den neueren Reisebeschreibern beschreiben: Monconys, Thevenot, Vessing, Sicard, Granger und Paul Luccas diese Ausbrütung übereinstimmend.

Berme liegt 20 Meilen von Cairo im Delta und bewahrt dies Geheimniß vor Nachbarn und Fremden als ein Clocherdrache; man fängt daselbst das Brüten mit dem Herbstanfang an, und vorher sammeln die

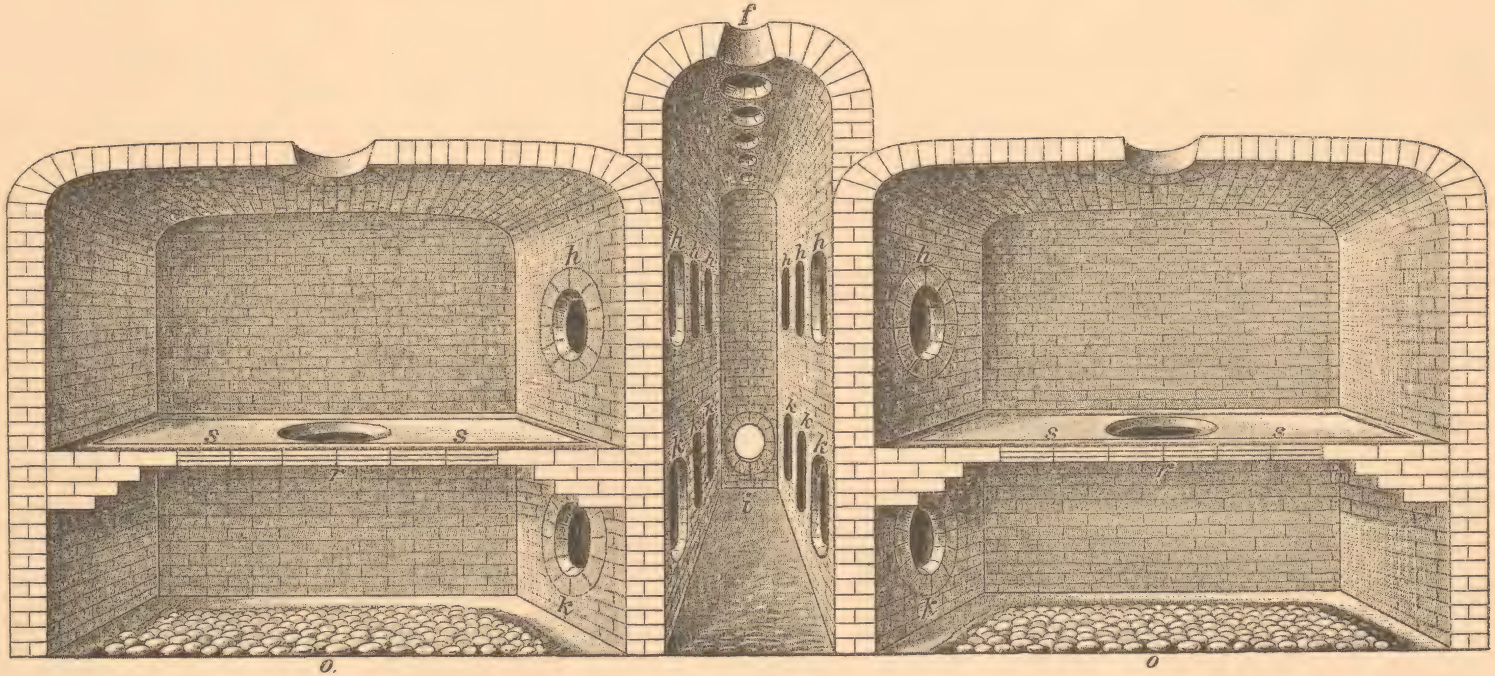
Bermer aus dem ganzen Reiche soviel Eyer ein, als sie bekommen können, sie erlauben ihre Brutöfen zu besehen, aber das Ausbrüten selbst ist ihren Interesse heilig. Indessen brütet man daselbst 30,000 und mehr Eyer auf einmal aus. In Egypten wird dadurch der Eyereinkauf so sehr begünstigt, daß daselbst 1000 Eyer etwa einen Thaler kosten. Woher kömmt es nun daß man in Europa bei allen Vortheilen, da man den inneren und äußeren Bau der egyptischen Brutoefen, die wahre Thermometerwärme von 32 Reaumürschen Graden und alle Vortheile von der grossen Vermehrung der Hüner weiß, doch die Sache noch nicht gemein gemacht? Wenn man einer Henne Enten- oder indianische Hühnereyer, den indianischen Hühnern aber Hühner- oder Enteneyer unterlegt, so kommen jedesmal die Jungen nicht eher nicht später aus, als von ihrer rechten Brütmutter, diese Wärme ist die Menschen und Thierwärme, alle Wärme ist dem Ey einerley, nemlich die von 32 Grad. Wie viel zahmes Geflügel wird nicht jährlich in großen Städten und auf dem Lande und wie viel Eyer oder unzeitige Hüner werden nicht, sonderlich in Katholischen Ländern verzehrt. Durch diese Kunst würden mehr Hüner ausgebrütet, folglich auch mehr Eyer gelegt werden. Unter 50 Hennen wollen manches Jahr kaum 4 Brüthennen werden, und dieses noch zur unrechten Zeit. Noch mehr. Eine Bruthenne bringt etwa ein Vierteljahr mit Brüten und führen zu; sie hätte in dieser Zeit schon 30 Eyer legen können, die wir nun verlieren. Um also 15 Eyer auf einmal ausbrüten zu sehen, verlieren wir 30 Eyer. Und folglich kostet ein Brutey so viel als drey andere Eyer, und welchen Schaden im Großen.

Die Oefen des Delta sind 11½ Fuß hoch und stehen größtentheils in der Erde, aber sie sind länger und breiter und bestehen aus Ziegelgemäuer. Mitten durch geth ein schmaler bedecter Gang, der 9½ Fuß hoch und 3 Fuß breit ist. Dieser Gang führt ins Innere des Ofens, durch ein rundes Thürloch und hat unter und über sich eine Reihe Kammern, die Unteren 3 Fuß hoch, 4 Fuß breit und 12 Fuß lang, die Oberen 4 Fuß hoch, 4 Fuß breit und 12 Fuß lang sind. Jede dieser Kammern hat ein Loch zum Einkriechen, durch welches man etwa 4000 Eyer auf einmal, in diesen Brütofen, der in Egypten Mamel heißt, einträgt. In diesen Unterkammern liegen die Eyer auf geflocktem Werg oder Matten. Jede der

Oberkammern hat einen eigenen Heitzheerd, dessen Wärme sich von oben herab, durch ein Bodenloch, in die untere Brütkammer hinabzieth, indem man das Feuer in den zwei Rinnen dieses Fußbodens, wie auf einem Heerde anmacht. In diesen Heerdrinnen wird trockner, mit Stroh gemischter Kameel, Kuh oder andrer Mist, woraus man Kuchen getrieben, — gebrannt. Unsere Gerberlohe würde eben so gut seyn. Jede Oberkammer hat also am Fußboden ein groß Wärmloch und ausserdem ein Kleines im Gewölbe über sich, so man während des Brandes verstopft, da denn der Rauch durch ein anderes Loch in der Gangmauer in diese Ganggallerie und zum Dachschornstein herrauf steigt. Alle diese Löcher verstopfen sie mit Wergstöpseln. Man brennt aber in den Rinnen nur eine Stunde Morgens und eine Stunde Abends, vielleicht hitzen sie nach dem Monconys in den kühlen Monaten öfters, da man in Egypten mehrere Monate nach einander brütet. Unter den Bruthennen kriechen sie, wie in den Egyptischen Brutöfen am 21. Tage aus, man heizet aber nur in den ersten 8 bis 10 Tagen, wenn aber der achte Heiztag vorbey ist, so bringet man die aufeinander liegende Eyer von der unteren in die oberen Kammern, deren Löcher man sogleich mit Werg verstopfet. Ein Bermer steigt alle Tage durch das Bodenloch herrab, um die Eyer umzuwenden. In Egypten ist eine geschlossene Zunft und Anzahl von diesen Mamels, nemlich 386 solcher Oefen, die dem Aga von Berma Pacht geben, und sechs Monate lang gehen, und 8 Bruten liefern. Ein Bermer muß den Eigenthümern des Ofens für die ganze Eyersumme nur $^2/_3$ lebendige Hühner liefern. Ein Bermer bekommt für 6 Monate dreyßig Thaler und freye Kost. Kurz man brütet jährlich in Egypten 92 Millionen 640 tausend Hühner aus.

Von den Bruthennen werden nach den Beobachtungen nur $^2/_3$ oder die Hälfte von den untergelegten Eyern ausgebrütet; daher haben die Egyptischen Oefen Recht, nur für $^2/_3$ der Brut zu stehen, obgleich die Hennen mehr zerdrücken, gar manche auffressen, andere sind zu gemächliche Mütter und laufen davon, Andere hacken mit dem Schnabel die Eyer auf.

Der Mamel, d. i. der Egyptische Brütofen im Profil.



In der Mitte ist der bedeckte Gang *i* (Gallerie) von dem man die Vorderseite abgebrochen hat, ist perspectivisch gezeichnet, mit den Luftlöchern oben an der Decke und den Seitenlöchern, so in die Ober- und Unterkammern gehen. *f* ein Loch, dergleychen mehrere die Gallerie erhellen. *k k* Löcher, wodurch man aus der Gallerie in die Kammern rechts nnd links einsteigt. *h h* runde Löcher zu den Oberkammern. *o o* Eyer in den Unterkammern. *r* Loch wodurch die Wärme aus der Oberkammer in die Unterkammer herabfällt um die Eyer zu brüten. *s s* Rinnen darinnen das Feuer angezündet wird.

Die Chinesische Enten und Hühner Ausbrütung.

Die Chinesen schlagen in einem zugfreyen Winkel des Hauses, in den Erdboden $^3/_4$ Ellen lange Pflöcke im Kreise herum, der 1 Elle weit ist, so nahe beysammen, daß sie mit Stroh oder Bamboreisern durchflochten werden können. Dies Geflechte beschlagen sie von außen und innen, 2 Zoll dick, mit geschlagenem Thone. Diese Thonrinde erwärmen sie durch Kohlen. Vier feste Bretter $6^1/_4$ Ellen lang und 1 Elle breit stellet man auf die Schärfen, so man in die Ecken eingräbt und diese umgeben den Ofen als ein langes Quadrat. In jeder Ecke gräbt man eine kleine Feuerstätte, die rund, 3 Zoll tief und $^1/_4$ Elle im Durchmesser ist, in der Distanz $^1/_4$ Ellen vom Ofen in die Erde ein. Zwey Körbe wie Siebe, mit einem Rande, der $^1/_4$ Elle hoch ist und die an sich $2^3/_4$ Ellen hoch und eben so weit sind und Handhaben haben, passen in den geflochtenen Thonofen; alles wird durch ein Stück Filz bedeckt. Der Boden des Ofens trägt eine 2 Zoll hohe Lage von Weizenkleye, und auf dieser Lage ruht ein tiefer Korb, mit 2 Zoll hoher Spreu und einem Tuche. Der Flachskorb dient zum Deckel. Jede Feuerstelle versieht man mit einer Hand voll Spreu und feuerfangenden Materien. Das gesamte Viereck ist mit Pfilz überzogen und man erhält das Feuer in einerley Grade. Alle 6 Stunden werden zwey Hände voll glimmende Materien nachgeschüttet. Die Körbe sind mit frischen Enteneyern angefüllt, und man öffnet alle 6 Stunden das Viereck des Ofens um die tiefen Körbe mit Eyer zu besehen, diese Brutofen bringen sogar im December und Ianuar, da es in China so kalt als bey uns ist, junge Enten aus. Vorher man die Eyer wendet, wärmet man sich jedesmal die Hände.

Thym hat nach der Berlinerrealzeitung vom 26. Septbr. 1753 bey einem gewöhnlichen Stubenofen, um den ein Schirm, von 4 Fuß Disstanz, gezogen war, die Hühnereyer, die in Schiebladen übereinander lagen, ausgebrütet, durch die Thür des Papierschirmes besahe er die Grade der Flasche mit Butter und Talg (Thermometer) und er wandte dadurch die Eyer um. In dem Kachelofen unterhielt man Tag und Nacht ein gelindes Feuer.

Der Director **Sulzer** bediente sich der Dämpfe des siedenden Wassers zum Ausbrüten, er gebrauchte einen blechernen Cylinder von 6 Zoll Weite

und eben solcher Höhe, welchen er auf einen irdenen mit glühenden Kohlen versehenen Ofen setzte. Oben ging vom Rande des Cylinders eine 8 Linien weite Röhre unter einem rechten Winkel gekrümt in die Höhe und zwischen die zwey Boden des blechernen Eyerkastens, der 2 Fuß lang, 5 Zoll hoch, anderthalb Fuß breit, vierseitig war. Zwei Zoll hoch vom Unterboden war ein zweiter Boden angelöthet und zwischen diesen zweiten Boden führte die Röhre den siedenden Dampf zu um den oberen Boden zu erwärmen. Oben war der Kasten offen und auf den 3 Zoll hohen Seitenrändern lag eine ausgespante Serviette mit den Eyern, die man mit einer anderen Serviette und Werg bedeckte. Solchergestalt schwebten die Eyer über dem erwärmten Boden in der Luft. Dem Durchgange der Dampfröhre gegenüber, war zwischen den 2. Boden noch ein Loch zum Ausgange der Dämpfe da, und die angehäufte Wasserdämpfe liefen durch ein Loch am Unterboden ab.

Begulin verrichtete das Ausbrüten durch eine brennende Lampe. Er bediente sich eines hölzernen Kastens, der oben in der Mitte ein rundes Loch, wie die Mündung eines Bierglases groß, hatte. Um dem Loche waren 3 Pflöcke in einen Triangel gestellt; jeder Pflock war 1 Zoll hoch. Unten im Kasten befand sich eine 4 Zoll hohe Schieblade. Mitten unter dem Loche stand eine 1½ Zoll hohe Lampe mit altem guten Rüböl, mit einem Dochte von 2 wollenen Fäden. Ueber der Lampe schlug die Flamme an ein 2 Zoll hohes gebogenes Blech, der Boden eines irdenen Topfes stand auf den 3 Pflöcken. In den Boden streute man 2 Zoll hoch feinen, gewaschenen und getrockneten Sand, worauf ein wollen Tuch, darüber etliche Zoll hoch feines Moos oder Pelzwerk lag. Man zündete die Lampe an, damit der Topf und das Pelzwerk warm würden und erst dann legte man die Eyer unter, so höchstens nur drey Tage alt sein müssen. In der Schieblade erhält man die Lampe 21 Tage im Brennen Tag und Nacht durch. Die auskriechenden Hühner werden in einen über dem Topfe befindlichen Pelzkasten gelegt und erwärmen sich. In jeder Woche werden die klaren Eyer ausrangiret.

Ohne Zweifel hat der kalte Himmelstrich bisher die Deutschen abgeschreckt, die Erfahrungen der Egyptier unter sich gemein zu machen, sonderlich aber scheinen sie bei dem Punkte in Verlegenheit zu gerathen,

was man mit den künstlich ausgebrüteten Hühnern anfangen müsse, um sie ohne Feuer zu erziehen. Der Herr von Reaumur hat diese Frage durch seine Erfahrungen in Frankreich aufgelöst. Freylich sind die Nachtkälte und der Regen den Hühnerchen tödtlich, sonderlich im Sommer, da sie am besten wachsen. Man könnte sie bequem die ersten 4 Wochen im Brütofen erziehen wenn man sie alle Tage 5 bis 6 mal herrausließe, um sie in einer Kiste ohne Deckel zu füttern. Die ersten 24 Stunden nach dem Auskriechen nehmen sie kein Futter an, ihr Nabel bringt schon so viel Eyergelb mit sich; denn das zärtere Eyweiß ist die Nahrung für den Keim. Zum Erziehen bedient man sich also eines langen Gluckkastens, den man in Mist eingräbt und an dessen einem Ende ein schräges Schreibpult anbringt, dessen Eingang höher ist und inwendig mit Pelz beschlagen ist, damit die Jungen unter diesem Pelzdache ihren Rücken erwärmen mögen. Vorne sind die Füße des Pultes 5, hinten nur 2 Zoll hoch. Man nimt dazu langharige Lämmerfelle. Auch hier dient die Flasche mit Butter und Schmalz als Thermometer und die Jungen begeben sich, wenn der Mist zu warm ist unter das Pelzdach; der Kasten hat einen geflochtenen Deckel gegen den Angriff der Katzen und der größeren Hühner. Aeltere Hühnerchen müssen einen größeren Kasten, oder Absetzer bekommen. Nach einem Monat setzt man sie unter große Körbe, die auf Mist stehen und ein Pult gegen Kälte und Nässe haben; in gutem Wetter genießen sie die Freyheit auf dem Hofe herrumzulaufen. Der obere Boden des Kastens wird durch Wachsleinwand gegen den Regen gesichert. Alle Pulte haben am Eingang einen Pelzvorhang, den die Hühnerchen aufheben.

Eine Brüthenne sitzet, wie es scheint, stille muß aber die Flügel ausgebreitet halten, und oft erstickt sie das zarte ausgekrochene Junge und dieses thun sonderlich die Truthennen. Also ist eine Brut schon sehr glücklich wenn von 15 Eyern 12 Junge auskriechen, da oft nur 1 oder 2 auskommen und eine Hausfrau ist zufrieden, wenn 8 oder 9 im Neste leben. Bekömt man von den Brütöfen $^2/_3$ oder gar $^3/_4$, so kann man sich leicht beruhigen. — Unbehahnte Eyer faulen nicht so geschwinde wie behahnte; folglich ist der Keim an der Fäulniß schuld. Die Ausdünstung geschieht am runden Ende, wo ein leerer Raum zwischen der Haut, die an der Schale klebt und

zwischen der Haut ist, die die Eymaterien umgiebt. Statt des ausgedünsteten d. i. niedergesunkenen leeren Raumes dringt Luft und Dämpfe ein, denn es schmeckt ein Ey, so 24 Stunden im Wasser gelegen, ganz wäßrig. So kann ein stinkend Ey die ganze Brut anstecken, sowohl im Brütofen als unter der Henne. Ein Stück Eysen bey einem Gewitter ins Nest zu legen, rieth schon Plinius an; man thut es noch.

Das Auskriechen.

Die Henne ist vergnügt, wenn sie das Junge in der Schale schreien hört; sie läßt solche alsdann sehr ungern berühren, allein sie macht es nicht mit dem Schnabel auf; sie hat sie nur mit dem Schnabel umgewandt, und wirft damit nur die leere Schaale aus dem Neste. Das Hühnchen liegt im Ey fast wie eine Kugel, der Hals krümmt sich bis zur Bauchmitte herrab wo der Kopf liegt, der Schnabel steckt unter dem rechten Flügel, wie bey schlafenden Vögeln, die Füße sind unterm Bauche und die Klauen berühren fast den Kopf und es ist das Hühnchen in eine dicke Haut eingeschloßen. Wenn es auskriechen will, macht es etliche Striche mit dem Schnabel gegen die Eyschaale, denn der Schnabel liegt unterm rechten Flügel gegen den Rücken vor. Der Kopf ist sehr groß. In den ersten Brüttagen sind die Glieder ausgestreckt, im Längerwachsen aber muß es den langen Hals und Schnabel unter den Flügel krümmen, um Platz zu bekommen. Gemeiniglich geschieth der erste Sprung mitten am Ey, doch näher dem runden Ende, es springen von dem Risse Scherben los, und doch ist noch die Haut ganz, weil sie dem Stoße nachgiebt, indessen wendet sich das Junge immer nach einerley Seite um, weil es seine Füße an die Schaale anstämmt. Manche arbeiten sich in zwey bis drey Stunden herraus, gemeiniglich dauert es aber einen halben Tag. Sie bringen auf 24 Stunden noch eine Portion Gelbes im Leibe mit sich; die das nicht thun bleiben schwach. Oft sind manche Schaalen sehr stark, so ist die Schaale des Straußeneyes ein dickes Porzellan und sein Entenschnabel stumf. Endlich sprengt der sich dehnende Körper das halbe Gewölbe von sich, dehnt die Füße und Hals, kann in den ersten Tagen den Kopf noch nicht halten und lernt auf den Füßen stehn. Klebt das Hühnchen am Reste des Eyweis an, so kann es sich, ohne sich die Federn

auszureißen nicht umwenden, es stirbt. Sieth man dieses noch nach 5 Stunden obgleich die Schaale gesprungen und die Haut sich geöffnet hat, dann klopfe man mit einem Schlüssel die Schaale sachte weiter auf und zerreiße die Haut mit einer Scheere oder mit einem Finger unter dem Bauche, doch sanft, ohne die Haut des Hühnchens zu verletzen, oder man kann mit einem Lappen und lauen Wasser die Stelle, wo es anbackt losweichen, doch helfe man nicht ehe, als bis es nach 24 Stunden nach dem Picken noch immer im Ey vor Schwäche stille liegt. Man rechnet jährlich auf eine gute Henne 1½ Schock Eier. Man rechnet, daß die Hälfte der Hennen brütet und daß jede 10 Junge bringt.

Wenn es nun auch heute vielleicht nicht mehr mit solchen Schwierigkeiten, wie vor 100 Jahren verknüpft ist, eine Egyptische Brut-Anstalt in Augenschein zu nehmen, so wird es dennoch nicht Viele geben, welche Gelegenheit fanden, ein solches Etablissement zu besuchen. Es wird deshalb die geehrten Leser interessiren, über einen solchen Besuch Näheres zu erfahren, zumal wenn derselbe so anregend beschrieben ist, wie der Artikel des Herrn Adolf Ebeling (s. Gartenlaube, Jahrg. 1877) mit der Ueberschrift:

Ein Hühnerbrutofen in Gizeh bei Kairo.

Für denjenigen, der sich längere Zeit in Aegypten aufhält, fleißig und aufmerksam beobachtet und sich auch mit den früheren Schriften über das merkwürdige Land bekannt gemacht hat, ist es sehr interessant, einen Vergleich zwischen Einst und Jetzt anzustellen, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil in so vieler Hinsicht die heutige Gegenwart noch völlig und ganz der fernen Vergangenheit gleicht, und doch liegen zwischen den Sitten und Gebräuchen, Einrichtungen und Moden der Aegypter von Sonst und Heute mehrere Jahrtausende.

Man braucht nur im Herodot, dem „Vater der Geschichtsschreiber", der sich bekanntlich in Aegyten einige Jahre (um 462 bis 460 vor Chr. G.) aufhielt, nachzulesen, um dies fast auf jeder Seite und manchmal in geradezu staunenswerther Weise bestätigt zu finden. Auf diesen griechischen Historiker folgte der römische Diodor, (von Sicilien), ein Zeitgenosse des Cäsar und des Augustus, der gleichfalls in Aegypten war und eingehende Schilderungen des Landes und seiner Bewohner hinterlassen hat. Und speciell Diodor ist es, der in seinem Geschichtswerke über Aegypten die dortigen Hühnerbrutöfen beschreibt, die sich bis auf den heutigen Tag genau so erhalten haben, wie er sie damals, also vor bald zweitausend Jahren gesehen. Auch der römische

Kaiser Hadrian, der ungefähr hundert Jahre später Aegypten bereiste, wo er seinen Liebling Antinous verlor, schildert diese Brutöfen sehr umständlich und zwar als eine der originellsten Einrichtungen des Landes.

Für uns war dies begreiflicher Weise ein hinreichender Grund, uns näher darnach zu erkundigen und wir erfuhren auch bald, daß diese Anstalten noch überall in Aegypten existiren, die meisten allerdings in Mittel- und Ober-Aegypten, aber doch auch ganz in der Nähe von Kairo und zwar in dem Dorfe Gizeh, das schon seiner Pyramiden wegen so berühmt ist. Alsbald wurde eine Tour dahin beschlossen, die nöthigen Reitesel bestellt und auch ein ortskundiger Führer engagirt. Dieser versicherte uns daß wir gerade zur günstigsten Zeit kämen (zu Anfang des Juni), wo die erste Brut ausschlüpft, die auch die beträchtlichste ist; die zweite, zu Anfang des September ist gewöhnlich weniger bedeutend.

So trabten wir denn eines Nachmittags auf unseren flinken Eseln wohlgemuth durch die Muskih und durch die schönen Alleen von Ismaïlia, jenem neuen, ganz im europäischen Geschmacke angelegten Stadttheile, der dem Khedive so viel Geld gekostet hat und so wenig einbringt, bis hin zur Nilbrücke und über dieselbe hinüber, denn das Dorf Gizeh liegt jenseits des Flusses.

Kaum waren wir am anderen Ufer angelangt (die ungeheure Brücke ist gegen tausend Fuß lang) so tauchten auch schon vor uns in der Ferne die Pyramiden auf, scharfgezeichnete Riesendreiecke, jetzt lichtweiß in der glühenden Nachmittagssonne erglänzend; Abends beim Sonnenuntergang färben sie sich alsdann purpurroth und später dunkelblau, bis sie der Vollmond wieder mit Silberglanz übergießt — ein von uns schon so oft wahrgenommener und bewunderter Anblick, den man aber immer wieder von Neuem beschreiben möchte. Diesmal schlugen wir aber den Weg zur Linken ein, also nilaufwärts am linken Ufer des Flusses. Die Landschaft ist hier einförmig und mit Ausnahme einiger Palmengruppen fast kahl, um so schöner ist dafür aber der Blick auf das jenseitige Ufer, wo sich die ganze Khalifenstadt unermeßlich ausdehnt. Von ihr selbst sieht man freilich nur im Hintergrunde die höheren Gebäude und unzähligen Minarets; den Vordergrund bildet Ismaïlia mit seinen blühenden Gärten, und dicht am Ufer zieht sich eine Reihe von Palästen entlang, deren schönster, fast eine kleine Stadt für sich, von der Mutter des Vicekönigs bewohnt wird. Alles überragt alsdann auf der Höhe des Mokkatamfelsen die Citadelle mit der prächtigen Moschee Mohammed Ali's, deren zwei schlanke Minarets wie hohe Schiffsmasten gen Himmel ragen, so zugespitzt dünn und fein, daß man meint, ein starker Wind müsse sie umwerfen. Weiter hinauf erscheint dann die Insel Rhoda, die den Fluß in zwei Arme theilt, die Insel selbst ein einziger Blumengarten, voll der seltensten Gewächse und von Ibrahim Pascha, dem Vater des jetzigen Khediven, angelegt, aber leider, wie alle Schöpfungen der früheren Vicekönige, vernachlässigt, und das dortige Marmorpalais halb zerfallen. Auf der Insel Rhoda befindet sich der uralte Nilmesser und gläubige Herzen finden dort auch den Baum, unter welchem das Moseskind ausgesetzt wurde.

Rechts von uns wird es nun auf einmal lebendig: hunderte, ja tausende von Arbeitern — Männer, Frauen und Kinder, meist dunkelbraune Araber, echte Fellachen, und äußerst dürftig gekleidet, viele nur von schmutzigen Lumpen umhüllt — tragen in großen und kleinen Körben Erde vom unteren Ufer über den Damm hinüber weiter nach oben, wo künstliche Hügel angelegt werden; es sind dies die sogenannten Arbeiten von Gizeh, wo der Khedive schon aus früherer Zeit ein Schloß mit Harems-gebäuden, Park und Gärten besitzt, seit einigen Jahren aber Alles auf das Groß-artigste erweitern und verschönern läßt. Viele hundert Morgen Land sind neu hinzu-gezogen worden; das ganze unermeßliche Terrain ist bereits von einer hohen Mauer umgeben, die allein, wie man uns versicherte, über eine Million Franken gekostet hat, was wir gern glauben, denn sie ist nach allen Richtungen buchstäblich unabsehbar. Von Zeit zu Zeit ist die Mauer durchbrochen, und hohe vergoldete Eisengitter gestatten einen Blick in das Innere. Auch dort wimmelte es von Arbeitern, denn daselbst werden zwei neue Paläste aufgeführt, größer und prächtiger, als alle, welche der Khedive bis jetzt hat bauen lassen, und Gott weiß, wie viele er deren schon besitzt. Ein riesenhaftes Gebäude für die Dampfmaschinen der Wasserkünste war bereits vollendet. Ueberall standen Aufseher, an ihrem weißen Turban und dunkelblauen Kaftan kenntlich und mit dem langen Palmenstock in der Rechten, um die Lässigen anzutreiben. So mag es bei den Pyramidenbauten unter den Pharaonen ausgesehen haben. Bei der trostlosen Finanzlage des Landes, wo der Khedive schon beinahe mit all' seinem Hab' und Gut seinen Gläubigern verfallen ist, machen diese gigantischen Arbeiten, die, ohne den geringsten Nutzen für das Volk, nur der Laune und dem Luxus eines Einzigen dienen, weit eher einen betrübenden als einen erfreulichen Ein-druck, und wir erwähnen derselben auch nur einestheils zur Charakteristik der ägyp-tischen Verhältnisse, die eben orientalischer Natur sind, und anderntheils, weil uns der Contrast dieser Prachtbauten mit dem armseligen Dorfe Gizeh, das dicht daran stößt und in das wir jetzt hineinritten, so überaus schmerzlich berührte.

Die bettelnde Jugend des Dorfes, die uns mit lautem, nicht enden wollendem «Bakschisch! Bakschisch!» förmlich überfiel, verscheuchte indeß sofort jene trüben Gedanken, und als Einer aus unserer Gesellschaft gar die Unvorsichtigkeit beging und einigen halbnackten braunen Bürschchen ein paar kleine Piaster zuwarf, da galt es, sich ernsthaft der wilden Rotte zu erwehren, was wir nur mit Hülfe unserer Eselstreiber erreichten, die rechts und links unbarmherzig dreinschlugen und uns Bahn brachen. Wir bogen übrigens nach wenigen Minuten in ein Seitengäßchen ein, an dessen Ein-gange sich die Treiber postirten und dadurch den andrängenden Schwarm abwehrten, so daß wir uns nur noch gegen die aus den nächsten Häusern herbeilaufenden Kinder zu vertheidigen hatten. «Bakschisch! Bakschisch!» so klingt es eben in allen Ton-arten durch ganz Aegypten. Das unschöne Wort empfängt den europäischen Touristen, sowie er den Fuß in Alexandrien auf afrikanischen Boden setzt, und begleitet ihn von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf bis zu den entlegensten Nilkatarakten; denn das

eigentliche Volk ist arm, blutarm, wofür der im vorigen Jahre bald nach dem großen Krach abgesetzte und dann „bei Seite geschaffte" Finanzminister auf das Gründlichste aber auch auf das Abscheulichste gesorgt hat.

Unser Führer, der den Besitzer des Brutofens kannte, war vorausgegangen, um uns anzumelden und kam jetzt zurück mit der Nachricht, daß wir sehr willkommen seien, daß aber „der Scheich" uns bäte, einige Minuten zu warten wegen der Weiber, die sich gerade im Hofe befänden und die sich vor den Fremden nicht sehen lassen wollten. Die Jüngeren in unserer Gesellschaft machten, wenn auch nur im Scherze, Miene den Einlaß zu erzwingen — da legte ich mich ins Mittel und machte sie auf die seltsam bemalte Façade des Hauses aufmerksam. Die weiß gekalkten Wände rechts und links von der Thür bis hinauf zu den Holzgittern der Fenster waren in den schreiendsten Farben bemalt, und mit was für einer Malerei! Dort ein blauer Elephant mit rothem Rüssel, hier eine gelbe Giraffe mit grünen Flecken, dazwischen Strauße und andere seltsame, niegesehene Vögel, und sogar eine Locomotive mit einigen Waggons. Das Hauptbild in der Mitte stellte einen Palmbaum vor, an welchem zwei angekettete Löwen lagen, Palme wie Löwen die albernste Carricatur von Baum und Thier. Und dazu eine Menge blauer, rother, grüner und gelber Arabesken und Verzierungen — kurzum, die tollste Kleckserei, die man sehen konnte. „Um Gotteswillen, was hat das zu bedeuten?" fragten einige Neulinge unter uns, die es zum ersten Male sahen. Mir war es längst bekannt. Alle Mekkapilger pflegen nämlich, wenn sie von der Wallfahrt heimgekommen sind, ihr Haus derartig bemalen zu lassen oder selbst zu bemalen, wenn sie anders Talent dazu haben, was eben kein großes zu sein braucht. Die verschiedenen Thiere stellen die verschiedenen Länder vor, durch welche die Reise ging, und die angeketteten Löwen, die niemals fehlen, die Gefahren, denen der Pilger glücklich entronnen ist. Da jeder gute Moslem wenigstens einmal in seinem Leben nach der heiligen Kaaba gewallfahrtet sein muß, so giebt es derartig bemalte Häuser in ganz Aegypten in Menge, namentlich in den größeren Städten, und man findet z. B. in Kairo einzelne arabische Viertel, wo kaum ein Haus unbemalt ist.

Jetzt ging aber die Hofthür auf, und mehrere dichtverschleierte Frauen traten heraus, auf dem Kopfe große geflochtene Körbe tragend, die bis an den Rand voll von jungen Küchlein waren. Im Hofe selbst befanden sich noch drei andere Frauen, die also weniger empfindlich zu sein schienen; sie hatten sogar ihre Schleier zurückgeschlagen und schauten uns dreist an, aber auch für uns Männer bedeutete das keine Gefahr, denn sie waren nichts weniger als jung und schön. Ihre Gesichter, Hände und Arme waren nach Landessitte mit blaupunktirten Zeichnungen geschmückt (nach ihren Begriffen war es wenigstens ein Schmuck), und um den Hals trugen sie in doppelten und dreifachen Reihen große buntfarbige Glasperlen. Sie hockten am Boden, und Jede von ihnen hatte einen Korb vor sich stehen, den mehrere ab- und zugehende Araber mit lebendigen Küchlein füllten. Ein lichtgelbes, lebendiges Gewimmel unter-, über- und durcheinander, daß man glauben sollte, die zarten und, wie wir später

hörten, erst vorgestern ausgekrochenen Thierchen müßten sich gegenseitig erdrücken. Es ging aber alles gut, obwohl ein solcher Korb, der übrigens mehrere Abtheilungen hat, gegen vierhundert Küchlein fassen kann. Gezählt werden sie nicht, denn dazu würde man bei den vielen Tausenden, ja Hunderttausenden keine Zeit haben. Die Körbe, die alle von gleicher Größe sind, werden einfach bis an den Rand gefüllt, bis kein Thierchen mehr hineingeht. Der Besitzer trat auf uns zu (es war zugleich der Dorfschulze, der Scheich el beled) und begrüßte uns mit feierlichem Salahm und der stereotypen Phrase: „Alles, was ihr hier seht, gehört euch; ich bin euer Knecht und eure Nähe bringt Rosenduft." Er dachte natürlich nichts dabei oder vielleicht gar das Gegentheil, aber so will es einmal die Sitte des Orients. Dann bat er uns, ihm zu folgen. Er führte uns quer über den Hof vor ein anderes langes, aber sehr niedriges Gebäude, das nur eine Thür hatte, oder richtiger eine thürähnliche Oeffnung, die noch dazu so schmal und niedrig war, daß wir einen gelinden Schrecken bekamen, denn das war der Eingang zu dem eigentlichen Brutofen. Die schlanken und behenden Araber freilich schlüpften bequem aus und ein und holten immer neue Körbe voll Küchlein heraus. Der Scheich kroch mit einer einladenden Handbewegung voran und wir, so gut es gehen wollte, hinterher, die Corpulenteren unter uns — und leider gehörte auch ich dazu — nicht ohne Ach und Weh, aber endlich war die schmierige Operation vollendet und wir standen wieder aufrecht im Innern des Raumes. Eine heiße Luft empfing uns und ein Geruch, der von dem Rosenduft himmelweit entfernt war, den wir doch mitgebracht haben sollten. Ueberdies war der ganze Raum nur durch Lichtlöcher von oben matt erhellt, so daß sich das Auge erst einige Minuten an das Halbdunkel gewöhnen mußte, um die Gegenstände genau zu erkennen. Die ganze Einrichtung und Anlage war übrigens so einfach und primitiv wie möglich und entsprach völlig der Schilderung Diodor's, dessen wir oben erwähnten.

Man denke sich verschiedene offene Kammern, etwa vier Fuß vom Boden und auch nicht viel höher, ungefähr zehn bis zwölf Fuß im Quadrat und durch kleine Mauern von einander getrennt. Solcher Kammern zählten wir acht an jeder Seite; dazwischen befindet sich der ganzen Länge nach ein etwa vier Fuß breiter Durchgang. Der Boden dieser Kammern ist mit feingeschnittenem Zuckerrohr- und Durrahstroh, dem man etwas Sand beigemischt hat, kaum fingerdick belegt, und daranf liegen die Eier zu Tausenden. Die Massenhühnerzucht ist eine Eigenthümlichkeit der aegyptischen Dörfer und ermöglicht es den Bauern, den Brutöfenbesitzern die Eier in ungeheuren Mengen zuzutragen. Die Einlieferung der Eier nimmt etwa zwei bis drei Wochen in Anspruch, und während dieser Zeit sind mitunter Hunderte von Weibern im Dorfe und bringen jede vier- bis fünfhundert Eier. Die eben beschriebenen Kammern haben ein rundes Loch, das mit einem ähnlichen Loche in der Decke, die das Dach bildet, correspondirt, um den Rauch und die übergroße Hitze heraus zu lassen, denn in einem Raume unter ihnen befindet sich das Feuer, und zwar wiederum der primitivste Heizapparat der Welt. Das Brennmaterial besteht bekanntlich in dem holzarmen Aegypten aus Kameel- oder Eselmist, den man mit Häcksel durchknetet (eine Bäckerei der un-

appetitlichsten Art, die man aber in allen Dörfern fast vor jedem Hause sieht). Dieser Brei oder Teig wird dann in flache Kuchen geformt, ähnlich wie unsere Lohkuchen, und an der Sonne getrocknet. Die Kuchen brennen mit schwelendem, übelriechendem Qualm und ohne Flamme, geben aber starke Hitze und mit ihnen werden also auch diese Brutöfen geheizt. Holz würde nach dem aegyptischen Volkswort: „Holz ist theurer als Zucker" viel zu theuer kommen. Einer aus unserer Gesellschaft hatte ein kleines Taschenthermometer, das vierunddreißig Grad Réaumur zeigte, mithin schon einige Grad über menschliche Blutwärme, aber die Araber bekümmern sich um dergleichen nicht, ja vielleicht hatte keiner von ihnen jemals ein Thermometer gesehen. Sie beurtheilen die Hitze einfach nach ihrem eigenen körperlichen Gefühl, und wenn es gar zu heiß wird, machen sie nach oben einige Luftlöcher mehr auf — weiter nichts. Da liegen nun die Eier zum Ausbrüten, was in der Regel achtzehn bis zwanzig Tage dauert. Zwei, drei junge Araber (hier waren es die Söhne des Scheichs) um den Dienst zu versehen, der eigentlich nur darin besteht, die Eier von Zeit zu Zeit umzuwenden und zu untersuchen, um die verdorbenen auszuscheiden. Im Ganzen und bei sorgfältiger Behandlung verderben aber nur wenige, kaum drei bis vier Procent. Die Geschicklichkeit, mit welcher diese Leute sowohl mit den Eiern, wie auch mit der jungen Brut umzugehen wissen, ist erstaunlich; so gehen sie auch mit ihren nackten Füßen in den Kammern umher, ohne den geringsten Schaden anzurichten.

Wir waren, wie gesagt, gerade zur günstigsten Zeit gekommen, denn seit einigen Tagen hatte das Ausschlüpfen der jungen Brut begonnen. Mehrere Kammern waren schon leer, und der Boden mit zerbrochenen Eierschalen übersäet. Die Küchlein werden alsdann in den bereits erwähnten Gang gebracht, der eine Art Korridor bildet und den man auf hohen flachen Steinen, die in der Mitte liegen, durchschreitet. Die Araber sprangen auf diesen Steinen wie Katzen hin und her, wir dagegen fürchteten bei jedem Schritt einen Fehltritt zu thun, wobei wir dann natürlich eine Menge der Thierchen zertreten hätten, denn sie wühlten und wimmelten, piepten und quiekten zu Tausenden unter unseren Füßen, wirklich wie ein lebendiger hellgelber Teppich. Zwei Tage lang bleiben sie ohne Nahrung; dann werden sie in der oben geschilderten Weise von den Frauen des Dorfes abgeholt, die sie auffüttern und dafür von jedem Hundert fünfundzwanzig Stück behalten. Diese Fütterungszeit dauert etwa drei Wochen, nach deren Verlauf sie freilich noch nicht ausgewachsen und noch viel weniger satt sind, aber sie werden doch schon auf den Markt gebracht, und namentlich in Kairo zu gewissen Zeiten des Jahres in ungeheuren Quantitäten. Sie kosten dann ein bis zwei Tarifpiaster das Stück (ein viertel bis ein halber Franken). Uebrigens nehmen die Eigenthümer der Brutöfen auch eine große Menge zurück und mästen sie noch mehrere Monate lang für die Küchen der Reicheren und der europäischen Familien. Dann steigen sie natürlich sehr im Preise, oft bis zu zwei Franken und mehr.

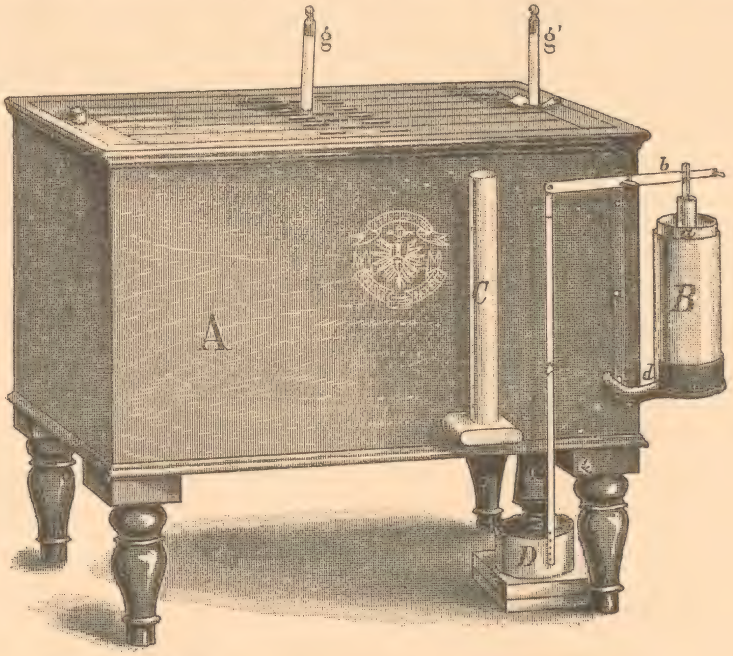
Der Scheich führte uns nun weiter zu anderen Kammern, die noch mit Eiern angefüllt waren, denn da sie zu verschiedenen Perioden eingeliefert werden, ist auch die Zeit des Ausschlüpfens verschieden. In einer Kammer schien aber gerade dieser

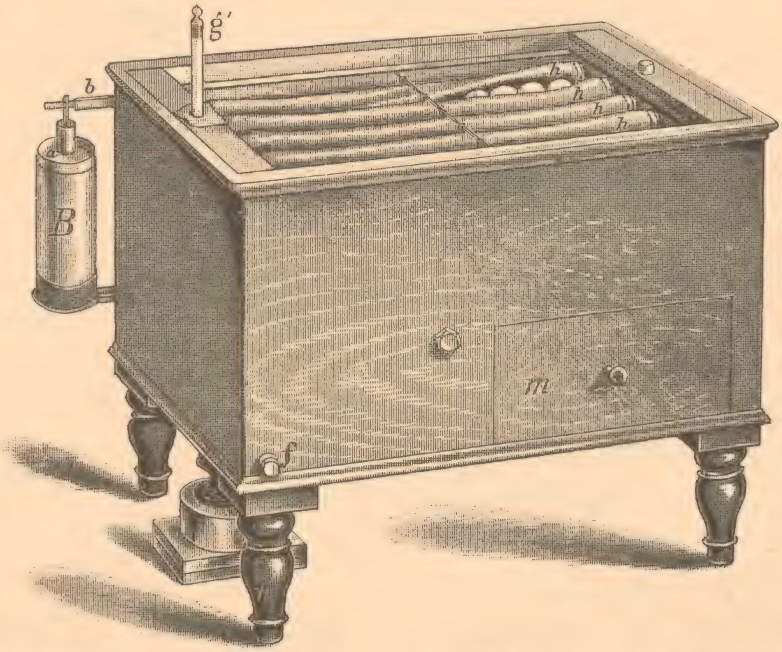
wichtige Moment gekommen zu sein, denn viele der Eier bewegten sich sichtlich und hier und da kam bereits ein gelbes Köpfchen zum Vorschein. Die jungen Araber sprangen hinzu und halfen manchem Thierchen aus der zerbrochenen Schale vollends heraus, gaben uns auch einige Eier in die Hand, die sehr warm und schwer wie Blei waren; in einer Stunde, so sagten sie, würden die Küchlein auskriechen. Und wirklich, als wir zehn Minuten später auf unserem Rundgang noch einmal an dieser Kammer vorbeikamen, war es in derselben schon ganz lebendig geworden und wenigstens hundert Küchlein sprangen, zappelten und piepten umher.

Die drückende Schwüle und mehr noch der unerträgliche Geruch trieben uns aber jetzt, trotz unseres großen Interesses an der Sache, wieder hinaus ins Freie; wir hatten übrigens auch alles Nöthige gesehen, und etwaige weitere Notizen konnten wir uns ja auch draußen geben lassen. So athmeten wir denn förmlich auf, als wir durch die enge Thüröffnung wieder glücklich hinausgeschlüpft waren, und fanden die Luft bei aller Hitze wahrhaft erquickend. Wir erfuhren noch, daß der Scheich jährlich zweimal brüten läßt, im Mai und Juni, sowie im August und September; die erste Periode ist aber die bedeutendste und enthält manchmal gegen achtzigtausend Eier. Von jedem Hundert Eier nimmt der Scheich ein Drittel für seine Mühe, da er sich nicht baar bezahlen läßt, wobei er noch ein sehr gutes Geschäft machen soll. Er ist übrigens längst ein reicher Mann, nur läßt er sich nicht viel davon merken, aus Furcht vor dem Mudir, der ihn dann noch höher besteuern würde. Vater und Söhne begleiteten uns ehrerbietig zum Hofe hinaus, und hier konnte der Scheich nicht umhin, uns auf die schöne Façade seines Hauses aufmerksam zu machen, indem er stolz auf seinen ältesten Sohn wies, der all die herrlichen Dinge mit eigener Hand gemalt habe. „Allah hat ihm dabei geholfen," setzte er naiv hinzu, „denn sonst hätte er es unmöglich so schön machen können."

Nun kam noch vor dem Abschied der wichtige Moment des Bakschisch, denn ohne einen solchen konnte es unmöglich abgehen. Wir gaben Jeder von uns den Söhnen, die ein hochvergnügtes Gesicht machten, einige Franken; sie küßten erst die Geldstücke und dann unsere Hände und Kleider und wünschten den Segen des Propheten auf uns herab; auch ein halbes Dutzend kleiner brauner Kinder, die sich hinzudrängten und vermuthlich zur Familie gehörten, erhielt einige Piaster und lief jubelnd ins Haus zurück. Endlich meldete sich noch der Scheich selbst, freilich ohne direct zu bitten, aber doch mit so erwartungsvoller Miene, daß wir ihn sofort verstanden, und so bekam auch er seinen Bakschisch. Da wollte denn das Salahm alékum! (Friede sei mit Euch!) und das Kullo sanne ante taib! (Dein ganzes Jahr sei glücklich!) kein Ende nehmen, und noch beim Fortreiten riefen sie es uns wiederholt nach.

Der **Baumeyer'sche Brütapparat** besteht aus dem Holzkasten *A*, in welchem sich ein Wasserkasten von Blech befindet; mit diesem sind 6 Stück Gummischläuche *h h* wasserdicht verbunden; durch diese circulirt warmes Wasser, welches in dem Blechkasten auf + 32° R. durch die Lampe *D* erwärmt wird. An dem Blechkasten befindet sich am Boden ein Heizkanal mit dem Abzugsrohr *C*. In dem Heizkanal mündet die Flamme der Petroleumlampe *D*.





Das Thermometer *g* dient zur Beobachtung der Wärme, welche die Eier umgiebt, und das Thermometer *g'* dient zur Beobachtung der Wärme des Wassers in den Schläuchen. Unter jedem Schlauche haben ungefähr 12 Eier Platz, je nach Größe derselben. Die Eier liegen auf einem Holzgestell in der Quere, nach der Länge der Schläuche; die Schläuche legen sich wegen ihrer Dehn=

barkeit so auf die Eier, wie der Bauch der Hennen. Zwischen jedem Schlauch ist so viel Zwischenraum, daß man die Eier bequem erfassen und wenden kann. Das Gefäß *B* steht durch den Gummischlauch *d* mit einem inneren luftdichten Gefäß so in Verbindung, daß, nach Erhöhung der Temperatur der Wasserspiegel in *B* steigt und den Schwimmer *a* hebt, welcher den Hebel *b* hebt und dieser auf die Stange *c* drückt, die mit der Lampe *D* in Verbindung steht und die Flamme der Petroleum-Lampe verkleinert. — Die umgekehrte Entwickelung tritt ein, wenn die Temperatur des Wassers zurückgeht. Es sinkt der Wasserspiegel in *B*, der Hebel *b* hebt die Stange *c* und diese vergrößert die Flamme der Lampe.

Es ist selbstverständlich, daß man zum Brüten nur frische und befruchtete (mit Hahnentritt versehene) Eier verwende. Die Brütezeit der Eier dauert 19 bis 21 Tage, wo die Hühnchen dann von selbst aus den Eiern sich befreien. Die Brütezeit läßt sich weder verlangsamen noch beeilen. Sind die Hühnchen ausgekrochen, so steckt man sie in das Fach *m*, in welches man so viel Heu legt, daß der lichte Raum noch 6 cm Höhe beträgt, auf das Heu legt man grobe Leinwand. Den Vorsetzer *m* läßt man nicht dicht schließen, daß die Thiere nicht ersticken. Nach Verfluß der ersten 36 Stunden schüttet man den Thierchen ausgehülste Hirse hin und setzt Saufwasser in niedrigen Gefäßen hin. Man giebt den Thieren dasselbe Futter, was man den anderen Hühnchen zu geben pflegt. Die einzige Aufgabe bei der künstlichen Aufzucht ist, die Thierchen vor Erkältung zu schützen, und sie zu diesem Zweck in einer stets gleichmäßigen Temperatur von 18 bis 22° R. Wärme zu halten.

Der Apotheker, Herr Hermann Baumeyer in Dresden war der Erste, welcher in Deutschland künstliche Geflügelzucht betrieb. Derselbe erfand umstehend abgebildete Brutmaschine, und erzielte mit derselben die glänzendsten Resultate. Die Erfahrungen, welche Herr Baumeyer im Bereiche der künstlichen Ausbrütung von Hühnereiern und in der künstlichen Aufzucht der jungen Hühner gemacht, hat derselbe in einem Werke*) veröffentlicht, welches allgemeine Anerkennung fand. Herrn Baumeyer gebührt das unbestrittene Verdienst, die künstliche Geflügelzucht zur Geltung gebracht zu haben.

---

*) Das künstliche Ausbrüten und die Hühnerzucht. Verlag von J. F. Richter in Hamburg.

Die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Brutmaschinen sind die Apparate des Herrn Adolph Storbeck in Berlin, Reichenbergerstr. 112. Wenn schon die Erfindung des Herrn Storbeck, „Selbstthätiges Brutnest mit chemischer Erwärmung", großes Aufsehen erregte, so ist seine neueste Erfindung: „Brutapparat mit electrischer Wärme und selstthätiger electrischer Wärmeregulirung" wohl als eine der hochinteressantesten Erfindungen der Neuzeit zu betrachten.

Da ich voraussetze, daß ein jeder Geflügelzüchter diesen Erfindungen das größte Interesse entgegenbringen wird, lasse ich Abbildungen nebst Beschreibungen hier folgen.



I. Selbstthätiges Brutnest für Geflügeleier mit chemischer Erwärmung.

In einem metallenen Ständer hängt das aus haltbarem Korbgeflecht gefertigte, — mit feinem Stroh oder Heu gefüllte, — zur Aufnahme der Bruteier hergerichtete, — wohl Jedem bekannte Hühnernest; in dieser der Natur entnommenen Herstellung, gestattet dasselbe der Außenluft von allen

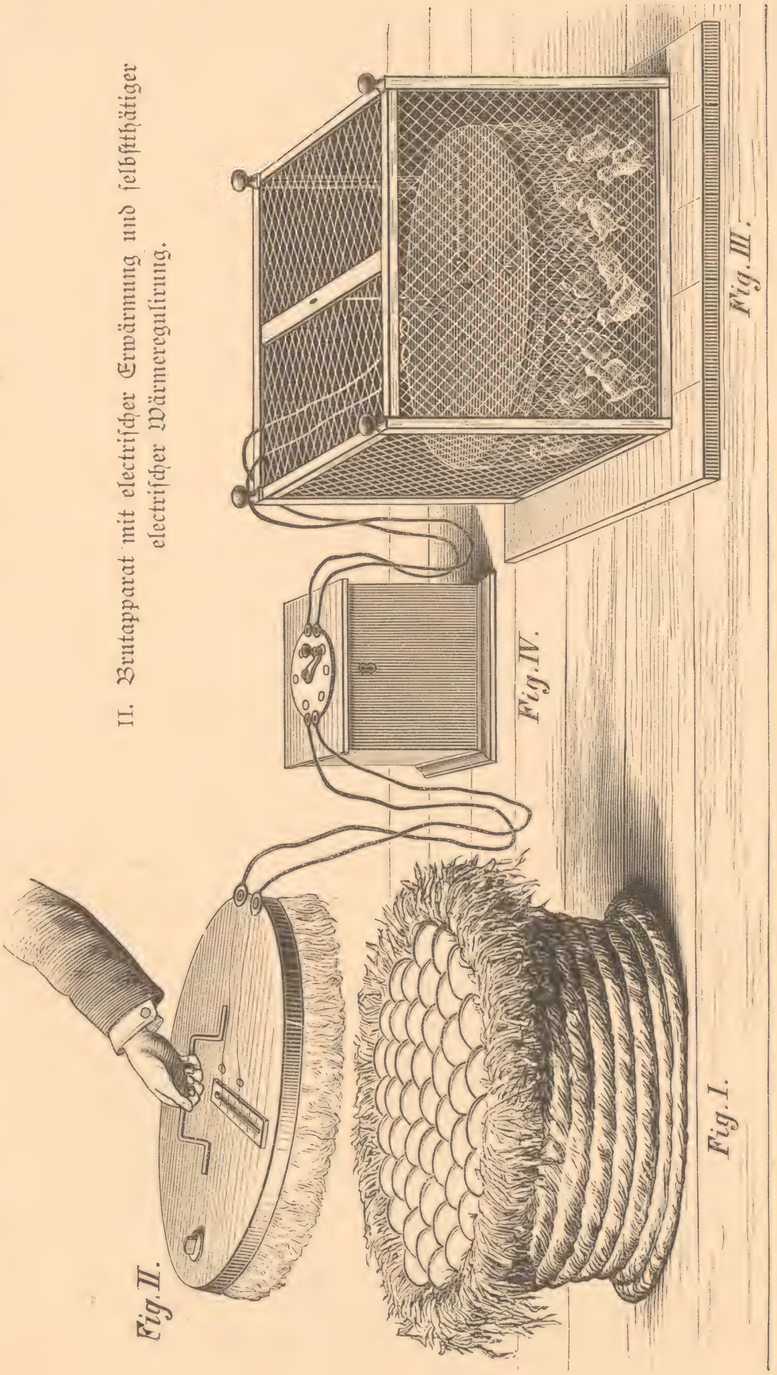
Seiten den freiesten Zutritt, weiter wird durch die kleine Röhre *r*, welche mit frischem Wasser gefüllt ist, Letzteres in der Brutwärme verdunstend, den Eiern in abgemessener Weise die so nöthige Feuchtigkeit zugeführt. Der obere runde Holzdeckel enthält einen mit Wärmemasse gefüllten und luftdicht verschlossenen metallenen Apparat, der mittelst eines Griffes in demselben befestigt wird. Dieser Apparat vertritt die brütende Henne, sein Inhalt giebt den darunter liegenden Eiern die nöthige Wärme.

Soll nun eine Brütung beginnen, so wird, — nachdem 25 bis 30 Eier, je nach der Größe in das Nest gelegt sind, — der metallene verschlossen bleibende Apparat herausgenommen, circa 15 Minuten in mäßig kochendes Wasser gestellt (ein am Apparat befindlicher Wärmemesser bestimmt die Zeit) demnächst wieder eingefügt, die erwähnte kleine Röhre mit frischem Wasser gefüllt und sodann das Ganze geschlossen.

Nach Ablauf von je 18 bis 24 Stunden legt man den zweiten in Reserve stehenden Apparat circa 15 Minuten in mäßig kochendes Wasser und fügt ihn sodann an Stelle des bis dahin benutzten in den Deckel des Brutnestes ein; gleichzeitig ist frisches Wasser in die Röhre nachzugießen und sind die Eier nach je 24 Stunden zu wenden Die nöthige Wärme erhalten die jungen Kücken durch die oben mit dargestellte, aus Holz gefertigte mit Flanell gefütterte, künstliche Glucke, deren Erwärmung gleich der des Brutnestes erfolgt; es genügt hier, die Auswechselung des Wärmeapparates nach je 30 Stunden.

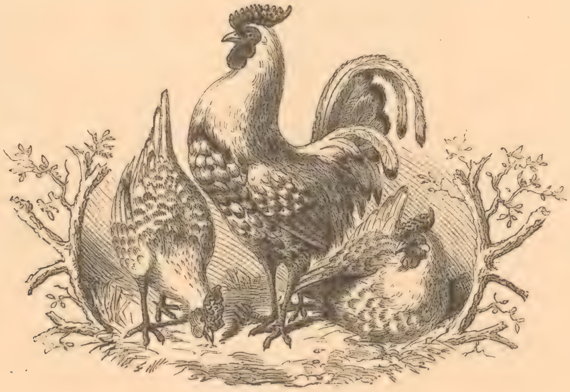
Storbecks electrischer Brutapparat besteht aus einem sogenannten Nest (Fig. I.) oder Korb, welcher mit Heu oder feinem Stroh gefüllt ist und auf welchem die Bruteier gebettet werden und welches somit dem natürlichen Neste einer Bruthenne gleicht. Der eigentliche Brutapparat (Fig. II) bildet quasi den Deckel des Nestes und ist auf seiner unteren Fläche mit weichen und kurzen Hühnerfedern (Daunen) dicht besetzt. Dieser Brutapparat wird nun durch zwei von der electrischen Batterie (Fig. IV) in denselben hineingeleitete Metalldrähten electrisch erwärmt. Das Gewicht des Brutapparates (Fig. II) ist dem eines Huhnes gleich und wiegt derselbe je nach der Größe des Nestes 1—2 kg. Derselbe ist so construirt, daß er, genau so, wie das Huhn die Brüteier besitzet, mit der erwärmten Federfläche über dieselben

gedeckt werden kann; außerdem sorgt eine an derselben angebrachte Vorrichtung selbstthätig für die den Bruteiern so nöthige Feuchtigkeit. Von größter Wichtigkeit aber ist die an dem Apparat angebrachte selbstthätige electrische Wärmeregulirung, welche ohne alles Zuthun durchaus sicher arbeitet. Zu diesem Zwecke liegt auf der Außenseite des Brutapparates (Fig. II) ein Thermometer, dessen Quecksilberkugel in die untere Federfläche desselben reicht, also die den Bruteiern mitgetheilte electrische Wärme von außen sichtbar angiebt. In der Glasröhre sind nun bei 10 und 22° R. Platindrähtchen eingeschmolzen, welche mit einem Electromagnet in Verbindung stehen. Sobald nun die Wärme im Brutnest, und damit die Quecksilbersäule im Thermometer 32° erreicht hat, also der



II. Brutapparat mit electrischer Erwärmung und selbstthätiger electrischer Wärmeregulirung.

electrische Strom, resp. speciell diejenige Leitung, welche mit dem Thermometer und dem Electromagnet in Verbindung steht, in Thätigkeit tritt, wird momentan der Hauptstrom, resp. die Hauptleitung, welche die Wärme giebt, ausgeschaltet; sofort hört dann die Wärme auf, nach dem Brutapparat resp. Nest zu strömen, der Brutraum kühlt sich ab, das Quecksilber im Thermometer sinkt allmälig wieder unter 32° und mit diesem Augenblick tritt der Electromagnet außer Thätigkeit und der wärmegebende Hauptstrom schaltet sich von selbst wieder ein. Schon aus dieser zuverlässigen selbstthätigen Wärmeregulirung geht hervor, wie vorzüglich einfach und leicht die Bedienung des ganzen Apparates ist; dieselbe besteht thatsächlich nur darin, alle 12 Stunden, also Morgens und Abends, durch eine halbe Drehung eines außen an der Batterie (Fig. IV) angebrachten Knopfes, die Ein- und Ausschaltung der zwei wechselweis arbeitenden Batterien zu bewirken, alle zwei Tage in den Brutapparat (Fig. I) nach Vorschrift etwas reines Wasser zum Verdunsten im Brutnest zu gießen und täglich die Eier einmal zu wenden. Für Landwirthe, welche über Wasserkraft zu verfügen haben, ist beachtenswerth, daß ein electrischer Brutapparat, mittelst einer dynamo-electrischen Maschine, und somit die größte Brutanstalt zum rationellen Betrieb leicht einzurichten ist. Fig. III ist die künstliche Glucke, welche in ganz gleicher Weise wie der Brutapparat erwärmt wird, nur sind die Federn, welche die untere Fläche bedecken, bedeutend länger, so daß die kleinen Kücken wie bei der natürlichen Mutter unterkriechen können; eine Vorrichtung ermöglicht, daß die freischwebende künstliche Mutter je nach Größe der Kleinen, höher oder niedriger gehängt werden kann.



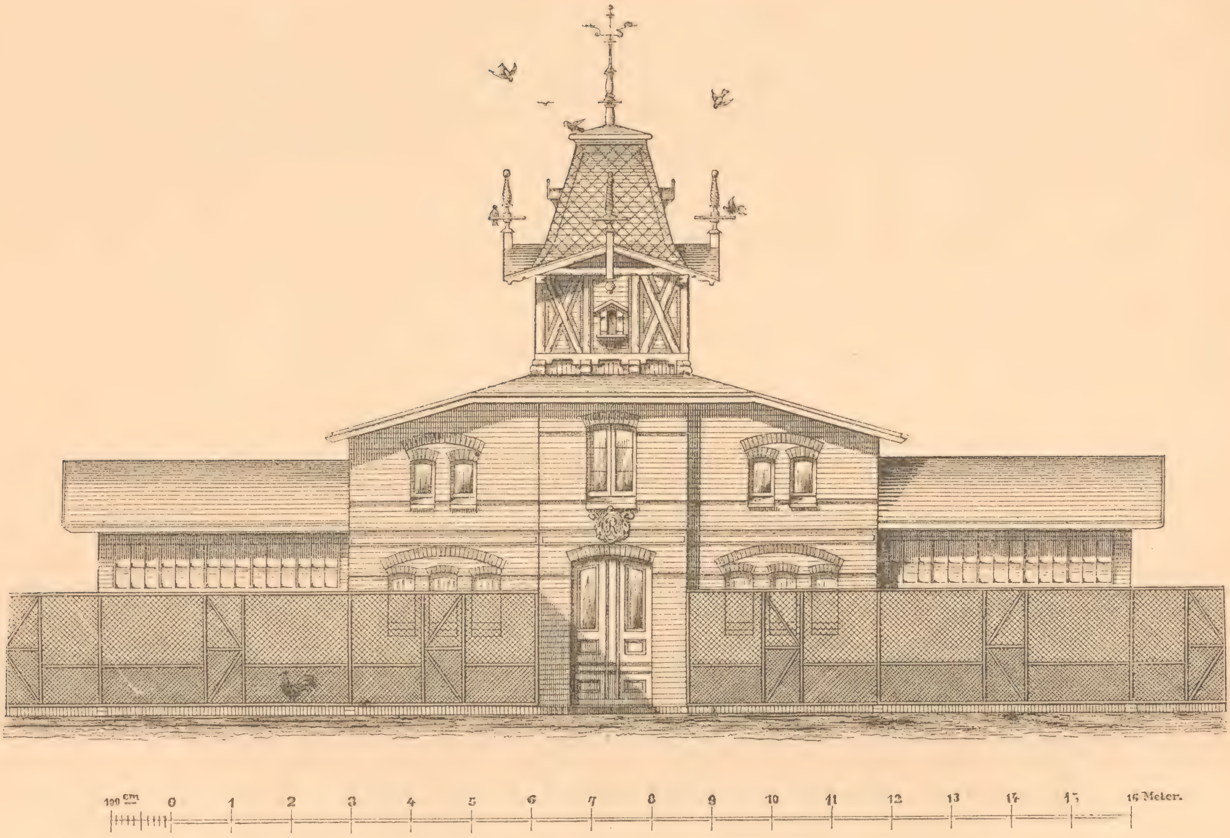
Geflügelhäuser.

Zur Erzielung von in jeder Hinsicht trefflichen Exemplaren gehören unbedingt geeignete Räumlichkeiten. Denn wie alle lebenden Geschöpfe müssen auch die Hühner zu ihrem Wohlbefinden die nöthige Luft, Wärme und Reinlichkeit haben.

In diesem Abschnitt ist es mir durch die Liebenswürdigkeit einiger bedeutender Hühnerzüchter geglückt, eine ausführliche Schilderung einzelner sich als praktisch bewährender Hühnerhäuser zu geben. Bei Anlage derartiger Bauten ist es nothwendig, daß dieselben an sonnigen und trockenen Orten placirt werden und durch ihre Lage gegen rauhe Winde von allen Seiten geschützt sind.

In neuester Zeit verwendet man große Sorgfalt auch auf das Aeußere solcher Häuser, so daß sie in architektonischer Beziehung durch ihre geschmackvollen Formen, wie man aus den nachfolgenden Abbildungen ersehen kann, jedem Besitzthum zur Zierde gereichen. Ich habe zur Kenntnißnahme der inneren Anlagen ausführliche Grundrisse und Querschnitte beigefügt, nach welchen sich die geehrten Leser sicher gut orientiren werden.

Nachstehend führe ich dem freundlichen Leser einige Geflügelställe im Bilde vor. Es wird gewiß für manchen Geflügelliebhaber von Interesse sein, diese Pläne und Zeichnungen vor Augen zu haben, um dereinst für seine Lieblinge einen ähnlichen Aufenthaltsort bauen zu lassen.



Geflügelhaus des Herrn Grafen Kuno zu Rantzau-Breitenburg (Holstein).

Nach Zeichnungen des Herrn Baumeister Frenger, Kiel. — (Grundriß des Erdgeschosses auf nebenstehender Seite.)

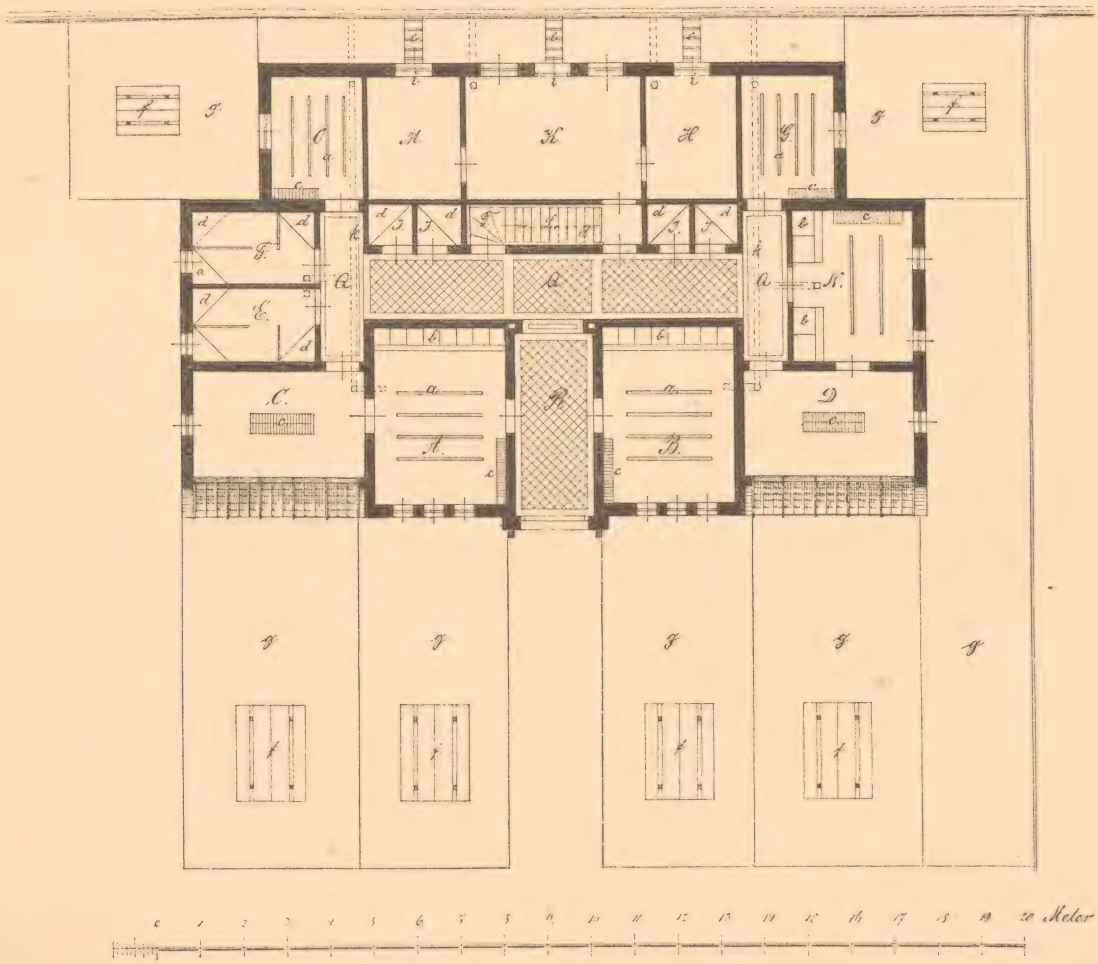
Das Geflügelhaus zeigt im Grundriß rechts und links vom Eingangsflur *R* des Gebäudes, die mit *A* und *B* bezeichneten beiden warm und trocken belegenen Wohn- und Schlafräume für je 50 Hühner à 3 m lang, 4 m tief, daher 12 □m, also pro Huhn 0,24 □m Grundfläche.

Die mit *g* bezeichneten Laufplätze, welche in der Mitte ein an den Seiten offenes, oben überdachtes Sandbad *f* haben, müssen möglichst nach der Sonnenseite liegen. Die lichte Höhe der für die Hühner bestimmten Ställe ist auf 2,50 m, die der für Wassergeflügel bestimmten, nach auf 2,10 m hoch angenommen.

An der mittleren Corridorwand sind für jeden Raum 8 Legenester *b* mit einem 15 cm breiten davor liegenden Laufbrett angebracht. Dieselben bestehen

aus einzelnen dichten Holzkästen von 34 cm Länge und Breite und 14 cm Höhe im Lichten, welche neben einander auf eisernen Gerüsten ruhen. Je 2 Nester sind durch eine Blechwand, welche zu gleicher Zeit als Stütze für das schräg aufliegende herausnehmbare Deckbrett dient, von einander getrennt.

Die Nester werden mit frischer Kalkmilch angestrichen, und mit weichem Stroh oder Heu ausgepolstert, auch muß diese Füllung, sowie der Anstrich oft erneuert werden, wobei die Kästen gut gereinigt und mit verdünnter Carbolsäure ausgewaschen werden, damit sich kein Ungeziefer einnistet.



Die Sitzstangen *a*, in jedem Raum 4, sind vor den Nestern horizontal, alle in gleicher Höhe und zwar mit der Oberkante 50 cm vom Fußboden

für schwerere Thiere, eventuell 1 m hoch für leichteres Geflügel, abstehend angeordnet. Dieselben bestehen aus 5 bis 7 cm breiten, oben flach abgerundeten, oder mit gebrochenen Kanten versehenen eichenen geölten Latten, welche Formen den Hühnerkrallen am zweckmäßigsten anpassen. Diese Latten haben ihr Auflager auf ein leicht construirtes eisernes feststehendes Gerüst. Ein ansteigend stufenförmiges Anordnen der Sitzplätze, ist nach den Erfahrungen bedeutender Hühnerzüchter sehr unzweckmäßig. Sämmtliche inneren Wände und Decken der Stallungen sind mit Kalkmörtel glatt und dicht zu putzen und mit frischem Kalk zweimal zu weißen. Die Fußböden erhalten, der Reinhaltung wegen, Cementstrich und sind mit Gefälle nach dem gußeisernen Verschlußrost der projektirten unterirdischen 12 cm im Lichten weiten Abfluß-Thonrohrleitung *k* anzulegen, um ein leichteres Abwaschen und Spülen bewirken zu können. Die Korridore können mit harten Mosaikfliesen oder Terrazzo-Fußboden belegt werden. Für die Ventilation dienen im Sommer Draht-, im Winter Glasfenster. Außerdem sind dicht unter der Decke und eben über dem Fußböden in der Außenfront und der gegenüber liegenden Wand mehrere 10 bis 12 cm im Lichten weite gußeiserne Ventilationsrosetten anzubringen.

Zur Erwärmung können bei außergewöhnlich strenger Kälte an der mittleren Längswand im Korridor 2 eiserne Grude-Oefen Aufstellung erhalten. Die Aus- und Eingangsthürchen für die Hühner sollen von außen mittelst Schieber aus starkem Zink oder Eisenblech in gefalztem Rahmen geschlossen werden. Zur Fütterung dienen die mit *c* bezeichneten Tröge.

Der nach Süden belegene abgesonderte Wohn- und Schlafraum *N* für Truthühner 2,75 m lang, 3,45 m tief, ist in baulicher Beziehung wie die zuvor beschriebenen Hühnerställe ausgeführt gedacht. Die Legenester zu ebener Erde ohne Laufbrett sind größer und die Sitzstangen 10 cm breit, damit den Thieren durch das Aufsitzen nicht das Brustbein verkrümmt wird. *E* und *F* sind Bruträume. Dieselben müssen möglichst ruhig und mäßig erhellt, zugfrei aber gut gelüftet sein.

Der Raum *C* und *D* dient als Wohnraum für Hennen mit Küchlein; hier ist die ganze Frontseite, um möglichst viel Sonnenwärme zu erzielen, treibhausartig gedacht. Der Fußboden wird mit einer dichten Schicht

trockener Erde oder Sand und Asche bedeckt. Sind die jungen Hühner soweit entwickelt, daß die Glucke sie verläßt, dann kommen die jungen Hähne und Hennen getrennt in den Stall *G* und *O*, welche wie die Wohn- und Schlafräume *A* und *B* eingerichtet sind, jedoch selbstredend ohne Nester, auch dürfen die Sitzstangen nur 30 cm hoch vom Fußboden angebracht werden.

H und *K* sind 2 Ställe für Enten und Gänse. Mit den Ställen sind zweckmäßig die dunklen Lege- und Bruträume *J J* in Verbindung gebracht.

Zur Mästung der Gänse dient der mit *M* bezeichnete Raum.

Die Treppe *T* führt zum Obergeschoß, welches 3 Räume von 2,50 m Höhe enthält, wovon 2 als Wohnräume für die zur Pflege der Thiere bestimmte Person benutzt werden sollen. Der dritte Raum dient für Futter-Vorräthe. Unterhalb der Treppe befindet sich ein Verschlag zur Aufbewahrung von Geräthschaften.

Die 1,86 m hohe Umzäunung der Laufplätze auf massiven 1 Stein starken Fundamenten besteht aus schmiedeeisernen, stark construirten Gestellen, welche mit verzinktem Drahtgeflecht bezogen sind. Die unteren 62 cm hohen Felder haben 25 mm Maschenweite, um Küchlein den Ausgang und Ratten den Eingang zu wehren. Die Maschen der oberen Felder und event. des Daches sind 50 mm weit. Jeder Laufplatz erhält von außen eine 0,60 m breite Eingangsthür.

Die umstehende Zeichnung und Beschreibung des Dr. Traun'schen Geflügelhauses wird gewiß daher besonderes Interesse erregen, weil dasselbe aus sogenanntem Schlacken-Concret erbaut ist, einem Material, welches nicht nur sehr haltbar und billig ist, sondern das auch ermöglicht, den Bau aus einem Stück, ohne Naht und Fugen herzustellen.

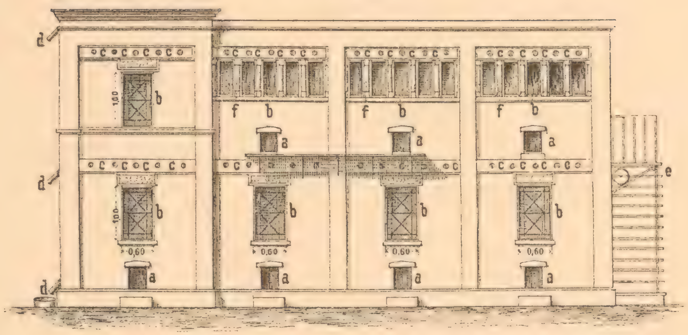
Bei sorgfältiger Ausführung erhält der Concret eine Festigkeit, Tragfähigkeit und Dichte, die alle Erwartungen übertrifft.



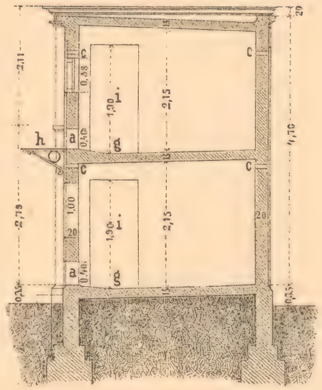
Geflügelhaus des Herrn Dr. H. Traun in Wandsbeck bei Hamburg. (Grundrisse auf nachstehenden Seiten.)

Blatt I.

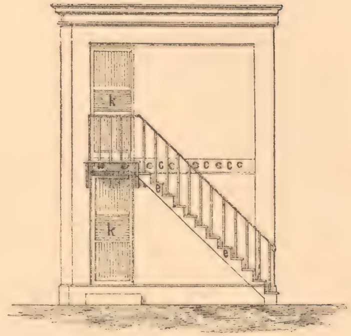
Vorder-Ansicht.



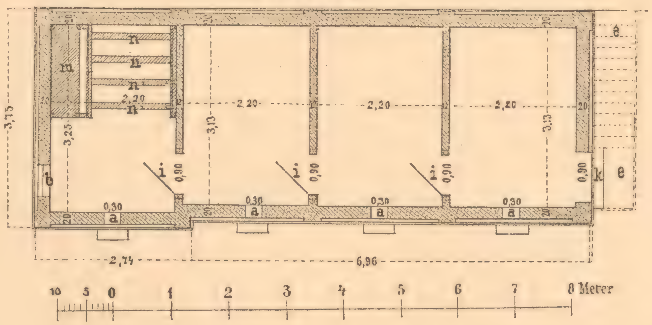
Querschnitt.



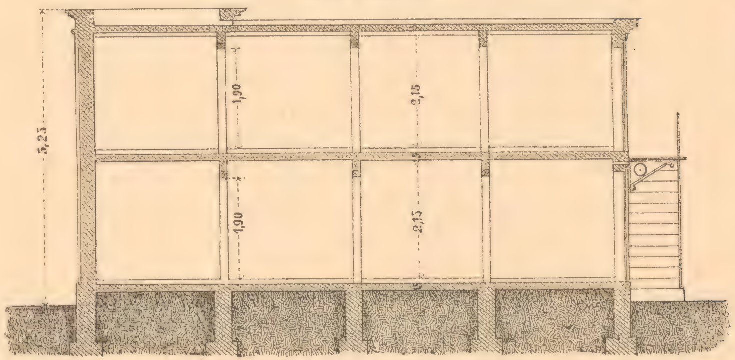
Seiten-Ansicht.



Grundriß.



Längenschnitt.



Vorder-Ansicht.

a Hühnerauslaß mit schiebbaren Schossen aus Eisenblech, von innen verschließbar.
b Fenster mit Luftklappen zum Ventiliren.
c Thonröhren zur Ventilation. Dieselben sind vorn mit Drahtgitter versehen, um das Nisten der Spatzen zu verhüten.
d Ausflußrinnen für Regen- und Spülwasser.
e Aufgang in den oberen Stock nach den Brüt- und Futterkammern.
f Gegossene, halbrunde, vorgeblendete Cementsäulen. Dahinter eincementirtes rohes belgisches Glas, ohne Rahmen.

Querschnitt.

c Ventilationsröhren.
g Spülrinnen, welche nach den Ausfluß-Oeffnungen d führen.
h Gegossene Cementplatte, als Schutzdach für das darunter liegende Sandbad.
i Thüren aus Eisendraht-Geflecht von 1,90 m Höhe, um ohne zu bücken bequem passiren zu können.

Seiten-Ansicht.

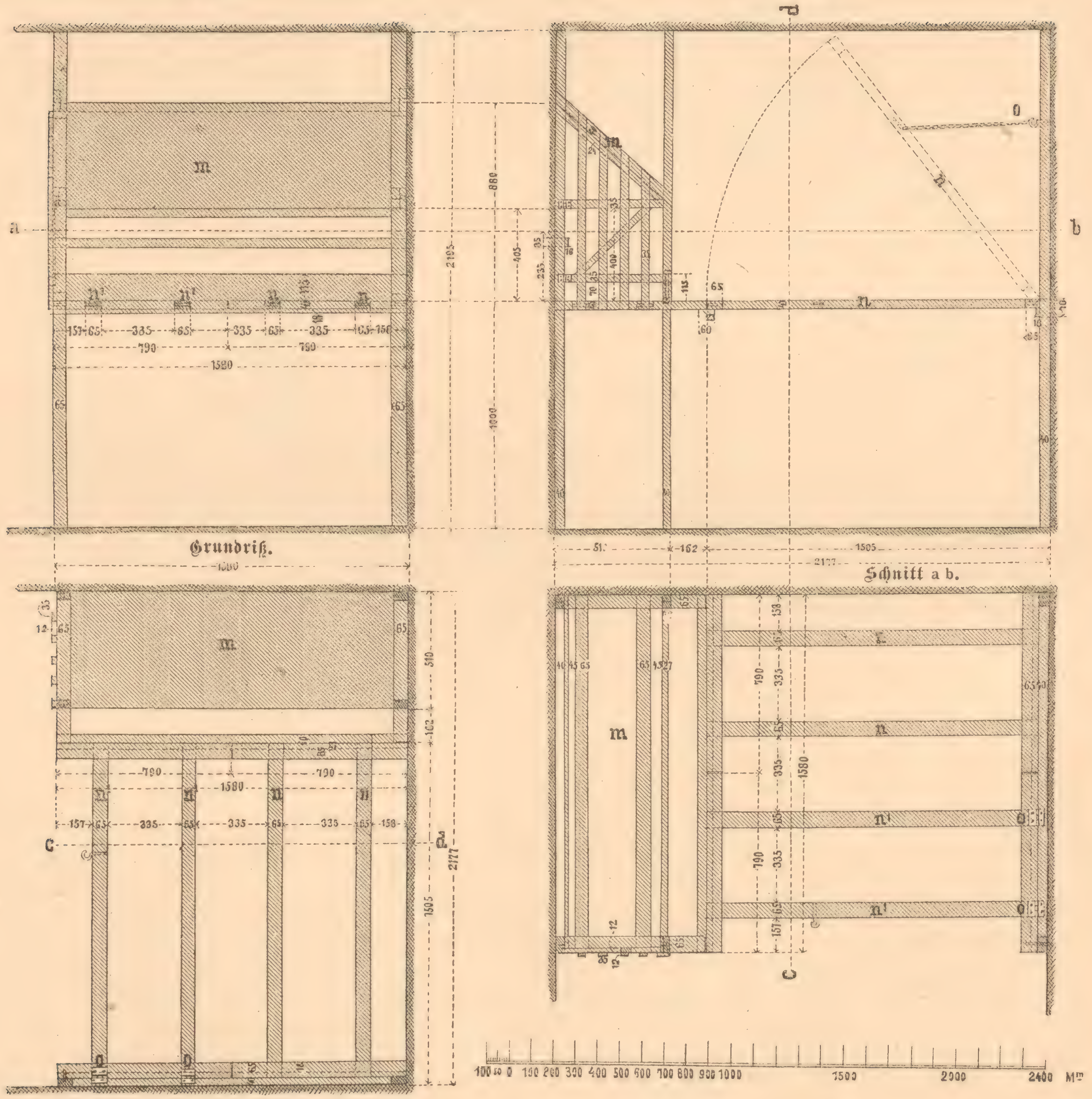
c Ventilationsröhren.
e Aufgang in den ersten Stock. Eiserne Treppe mit Holzbelag.
k Eingangsthüren aus Eisenblech mit guten, sicheren Schlössern.

Grundriß.

a Hühner-Auslaß.
b Fenster.
e Treppe.
i Drahtthüren.
k Eingangsthüren.
m Verschlag für Nester.
n u. n¹ Sitzleisten (Wiemen).

Blatt II.

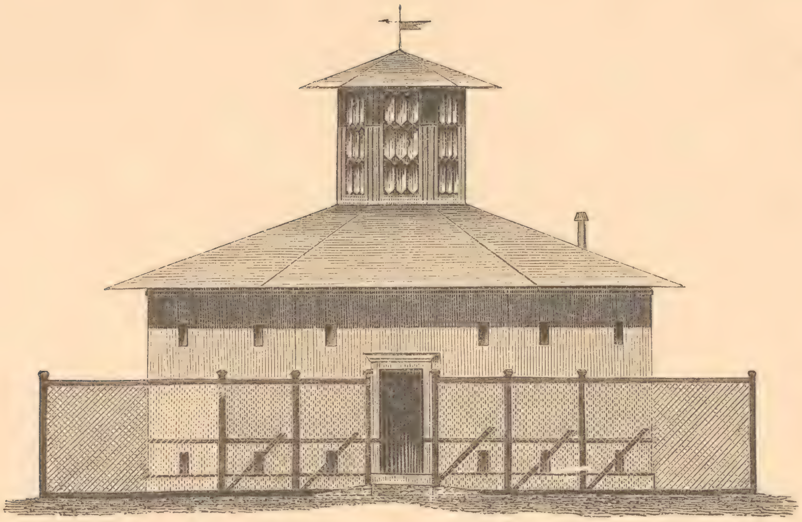
Schnitt c d. Vorder-Ansicht.



m Verschlag für Nester mit sehr schräger Dachung, um das Sitzen der Hühner auf Letzterer zu verhüten.

n u. **n**ᴵ Sitzleisten (Wiemen) 65 mm breit, abgerundet zum bequemen Lagern der Hühner

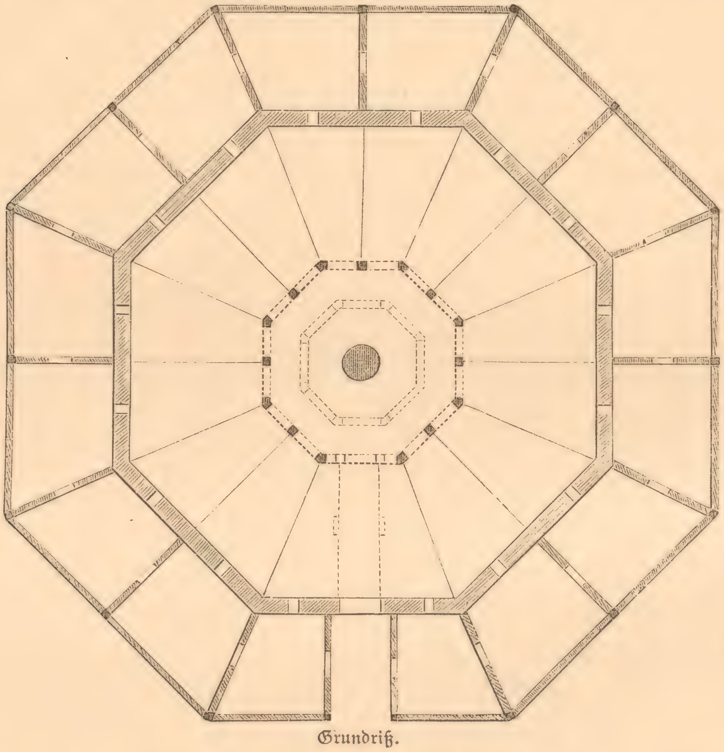
o Charnire und Haken, um die vorderen Sitzleisten **n**ᴵ zu beseitigen, während der Inspection der Nester und des Reinigens.



Geflügelhaus des Freiherrn von Ulm-Erbach,
auf Erbach bei Ulm (Württemberg). (Grundrisse auf nachstehenden Seiten).

Dieses Geflügelhaus ist ein Polygonalbau. Derselbe ist deshalb praktischer, da die Bewachung und Fütterung der Hühner von der Mitte aus eine bedeutend leichtere ist. Vollkommen erhellt wird das ganze Haus durch Oberlicht, welches durch Fenster, die oben im Rondel angebracht sind, erzielt wird und deshalb auch keine Gefahr ist, daß die Scheiben durch auffliegendes Geflügel zerbrochen werden können. Außerdem entspringt hieraus noch der sehr große Vortheil, daß sich oben zwei gegenüberliegende Fenster öffnen lassen, wodurch eine Luftströmung entsteht, welche als Ventilation dient, so daß, trotzdem sich über 100 Hühner in demselben Raume aufhalten, selbst bei der größten Wärme stets eine frische und reine Luft herrscht, die für den Gesundheitszustand derselben von unberechenbarem Werthe ist. Die inneren Gelasse sind, um sie recht trocken und rein zu erhalten, mit Cementboden belegt, während die äußeren mit Sand und Kalk bedeckt werden. Die Sitzstangen sind derartig angebracht, daß die Hühner sich nicht gegenseitig beschmutzen, und zum Herausnehmen hergerichtet, um sie leichter reinigen zu können. Das ganze Gebäude ist von festen Backsteinen gebaut und mit Zink gedeckt, wodurch das Eindringen von Nässe unmöglich wird.

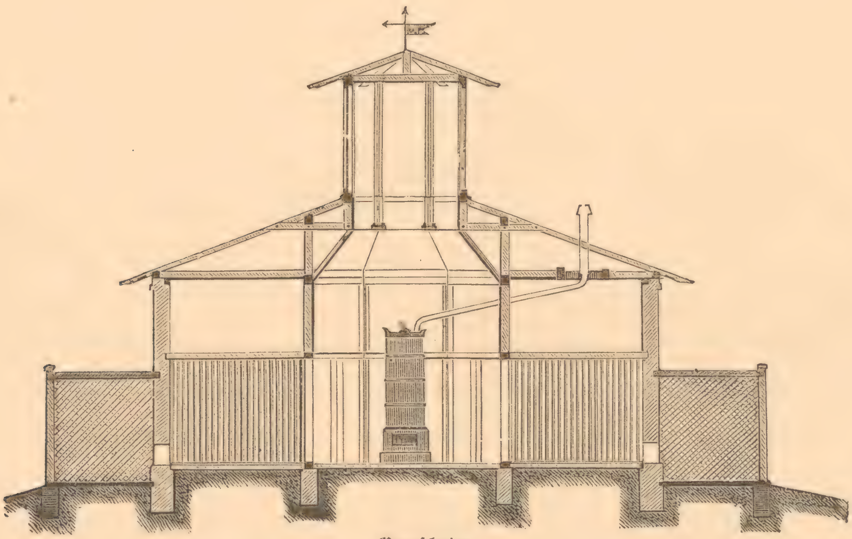
Das Geflügelhaus besteht aus 16 Abtheilungen, so daß eben so viele verschiedene Racen, vollständig getrennt gehalten werden können, obgleich es natürlich Jedem frei steht, je nach Größe des Gebäudes mehr oder weniger Eintheilungen zu machen. In jeder derselben haben ca. 12 Hühner bequem Raum, welche vermittelst einer kleinen Schiebfallthüre, die von innen mit einem Aufzug versehen ist, in den Vorhof gelangen. Die inneren Ställchen sind mit Holzgitterthüren versehen, damit die Wärme des Ofens



Grundriß.

durch dieselben eindringen kann, während die Vorhöfe rings herum von Drahtgeflechten umgeben und auch mit eben solchen verschließbaren Thüren verbunden sind. Um den Hühnern aber noch mehr Bewegung zu gewähren und dennoch die einzelnen Racen rein zu halten, erhält abwechselnd, je eine Art, ganz freien Lauf, oder auch alle verschiedenen Hennen, während die Hähne mit den Hühnern, welche legen sollen, eingesperrt bleiben. Oberhalb der 16 unteren Abtheilungen sind im zweiten Stock, also unter dem Dache eben so viele kleinere angebracht, die man zur Mästung von Kapaunen 2c. benutzen kann, die ja keinen freien Lauf bedürfen. Diese Räume erhalten

Licht und Wärme auch durch Gitterthürchen, zu denen man auf einer Stehleiter gelangen kann. Zum Brüten sind die Gelasse nicht als brauchbar befunden, denn bei einem Versuche, schon im Januar Frühzucht zu erzielen, stellte es sich heraus, daß die Wärme eine viel zu trockene war; die innere Haut des Eies wurde ganz pergamentartig, so daß das Küchlein sie nicht durchpicken konnte und folglich ersticken mußte. Sollte durch die Fallthürchen bei heftigem Winde unten Zugluft entstehen, so könnte man diejenigen, die demselben am meisten exponirt sind, schließen; es versteht sich wohl von selbst, daß es bei großer Kälte vor allem der Fall ist. Ferner ist noch als zweckmäßig hervorzuheben, daß das ganze Gebäude nur durch eine Thür abgeschlossen wird und durch einen Ofen, der im Mittelpunkt steht, alle Abtheilungen gleichmäßig erwärmt werden.



Querschnitt.

Zuchtresultate, Erfahrungen, Mittheilungen berühmter und bekannter Hühnerzüchter.*)

Vom Brüten.

Von Robert Oettel (Görlitz).

Es ist wohl allbekannt, daß in Egypten und China seit undenklichen Zeiten Eier von Hühnern und Enten künstlich ausgebrütet worden sind. Man hat in Europa und namentlich in Deutschland den Wunsch gehabt, auf künstlichem Wege Gleiches zu erreichen, und allerhand Maschinen zu diesem Zweck erdacht, welche fortwährend durch neuere Erfindungen ersetzt worden sind, ein Beweis, daß sie nicht vollständig genügten und man immer Vollkommeneres zu erstreben bemüht war. Einer der Ersten, welche sich mit künstlicher Brut beschäftigten, war der Apotheker Baumeyer in Dresden, dessen Einrichtungen höchst zweckmäßig waren, so daß der bei weitem größte Theil der in seinen Maschinen eingelegten Eier pünktlich auslief. Allein bei dem zweiten Theil, der Aufzucht, hatte er weniger Glück, denn die jungen Küchlein wurden nicht sehr alt, ungeachtet aller Mühe, die er sich mit ihnen gab. Nun haben seine Nachfolger, denen es eben so ging, dem Uebel durch eine sogenannte künstliche Glucke abzuhelfen gesucht, indessen

*) Auf meinen Wunsch für das „Illustrirte Hühnerbuch" freundlichst eingesandt. Der Verfasser.

dient eine solche nur für die erste Zeit, und wenn die Küchlein größer werden, plagt es sehr um die weitere Behandlung, d. h. um die richtige Abwechslung zwischen mütterlicher Wärme und freier Atmosphäre, welche zum Gedeihen entschieden nöthig ist.

Bei der großen Neigung zum Brüten, welche Cochins und Brahmas fast zu häufig haben, könnte man wohl sich mit diesen und einigen anderen brütlustigen Sorten behelfen, um auf natürlichem Wege vorzugehen, wo auch die Aufzucht ganz naturgemäß bewerkstelligt würde.

In Frankreich, wo so große Massen Federvieh aufgezogen werden, bedient man sich hauptsächlich der Truthennen, welche mehrfache Vorzüge darbieten. Erstens werden sie schon im Januar zum Brüten gezwungen, sodann brüten sie drei bis vier Mal hintereinander, und endlich liegt es in ihrer Gewohnheit, sich oft und weit öfter als Hennen zu setzen, um ihre jungen Pflegebefohlenen zu wärmen, was den jungen Hühnern sehr dienlich ist und davon herkommt, daß die kleinen Truthühner öfters bebrütet zu werden wünschen. Das frühe Ansetzen zum Brüten geschieht deshalb, weil die jungen Hühnchen in Frankreich je zeitiger, desto höher bezahlt werden. Man verfährt damit auf folgende Art: in ein wohlbereitetes Nest werden eine Partie imitirte Eier gelegt, die Truthenne darauf gesetzt und durch ein darüber gezogenes Netz verschlossen; die Truthenne kann sich nicht vollständig erheben, sondern muß gebückt verbleiben, setzt sich dann auf die Eier und gewöhnt sich auf diese Weise an das Brüten. Nachdem sie zwei bis drei Tage gesessen hat, bleibt sie dann ruhig sitzen und erhält die wirklichen 20 bis 24 Eier. Nun werden in größeren Domainen 12, 15 bis 20 Truthennen zu gleicher Zeit gesetzt, und wenn die Brutzeit vorbei ist, giebt man den schwächsten Hennen 40 bis 50 Küchlein zum führen, und den übrigen neue Eier zum Brüten, was man drei bis vier Mal wiederholen kann, ohne Schaden für die Truthennen.

Ich habe es gewöhnlich so gemacht: ich setzte eine Truthenne und eine Cochin zu gleicher Zeit, sobald die Küchlein ausgelaufen waren, gab ich sie sämmtlich der Cochin zum Führen, der Truthenne neue Eier und einer anderen Cochin ebenfalls, was ich gewöhnlich drei Mal wiederholt

habe. Die jungen Hühner gewöhnen sich außerordentlich an die sie führende Truthenne, und nach allen meinen Erfahrungen pflege ich zu sagen: Truthennen sind die besten lebenden Brutmaschinen.

Ueber Zuchtwahl — Inzucht und andere in der Thierzuchtlehre gebräuchliche Ausdrücke.

Von Oberstlieutenant a. D. Röttiger (Göttingen).

Es wurde bereits an anderer Stelle in unseren Geflügel-Blättern verschiedentlich hervorgehoben, daß die Zucht unseres Hausgeflügels, gleichviel ob der Züchter dabei vorwiegend den Nutzwerth oder ideale Gesichtspunkte im Auge hat, an bestimmte Zuchtregeln gebunden ist. Diese Regeln hier in Kürze zusammen zu stellen, ist der Zweck der vorliegenden kleinen Abhandlung. Zunächst mag hier eine kurze Erklärung verschiedener in der Thierzüchtungslehre gebräuchlicher Ausdrücke statthaben. Dies scheint uns um somehr nothwendig, weil über einzelne dieser Ausdrücke, wie z. B. Inzucht, Incestzucht u. s. w. controverse Erklärungen bestehen.

1. Der Begriff von Race im Sinne des Thierzüchters bezeichnet innerhalb der Art, wie sie der Naturforscher aufgestellt, eine Gesammtheit von Individuen, welche sich sowohl durch gleichförmige Körperform und Beschaffenheit, so wie durch andere Eigenschaften von anderen derselben Art angehörigen Thieren unterscheiden und gleichzeitig die Fähigkeit besitzen, diese Formen und Eigenschaften zu vererben.

2. Innerhalb der Race unterscheidet der Züchter nach Stämmen oder Schläge, in Rücksicht auf Farbe oder Größe.

3. Ob bei der Entstehung der Race aus der ursprünglichen Art zufällige Paarung (natürliche Zuchtwahl) bei andauernder Einwirkung von Klima, Aufenthaltsort und Art der Nahrung, oder künstliche Zuchtwahl thätig gewesen, läßt sich namentlich bei vielen unserer Geflügel-Racen nicht mit Gewißheit bestimmen. Jedenfalls hat die Eintheilung der Racen in natürliche und künstlich gebildete ihre Lücken, denn theils sind die einzelnen Racen oft so nahe mit einander verwandt, daß es schwer erscheint, eine Abtheilung bestimmter Individuen als einer besonderen Race angehörend, zu erkennen,

theils hat die sowohl zufällige wie auch absichtliche planlose Vermischung verschiedener Racen bewirkt, daß ein großer Theil unseres Geflügels gar keiner Race mehr angehört.

4. Unter reiner Race versteht man im Allgemeinen eine solche, deren Ursprung nachweislich nicht auf eine Vermischung (Kreuzung) zweier oder mehrerer anderer Racen zurückzuführen ist. Grundbedingung bei reiner Race ist stets die Fähigkeit der Vererbung typischer Race-Merkmale auf die Nachzucht. Je nachdem diese Grundbedingung der Vererbungsfähigkeiten typischer Racezeichen in einer Race vorhanden ist, erscheint dieselbe mehr oder weniger consolidirt oder constant.

5. Bei allen Racen, selbst bei solchen, welche als consolidirte gelten, z. B. Brahmas, Cochins rc. kommen bei der Nachzucht Abweichungen, namentlich im verschlechterten Sinne, vor; Mängel, welche die Eltern zwar nicht besaßen, die aber den Voreltern noch eigen waren und welche der Züchter mit Rückschlag bezeichnet. Nimmt dieser Rückschlag im verschlechternden Sinne bei einer Race im Laufe der Zeit zu, so heißt es: die Race ist ausgeartet.

6. Die Veränderungsfähigkeit, welche jeder Race eigenthümlich ist, ermöglicht dem Züchter die Veredelung derselben, sei es hinsichtlich ihrer Leistungen oder ihrer Körperform. Veredelung im ersteren Sinne erscheint also gleichbedeutend mit Verbesserung zu praktischen Zwecken (größerer Eierproduction, erhöhter Mastfähigkeit u. s. w.) unter nebensächlicher Berücksichtigung von Schönheit der Formen und des Körpers. Hat dagegen der Züchter bei der Veredelung vorwiegend ideelle Zwecke vor Augen, so ist Verbesserung der Race im praktischen Sinne nicht nothwendige Folge der Veredelung. Beiden vorbenannten Zuchtrichtungen trägt die folgende Worterklärung Wukherbin's Rechnung: „Edel sind diejenigen Thiere oder Racen, welche die bei der Art als zweckentsprechend und schön anerkannten harmonischen Verhältnisse im Körperbau nebst den von ihnen zu den verlangten höheren Eigenschaften so vollkommen an sich tragen, daß sie sich über andere Thiere erheben, welche dann als gemeinere erscheinen."

7. Paarung: Mit dem Begriffe Paarung, d. h. der Vereinigung geschlechtlich verschiedener Thiere, um Nachzucht zu erzielen, ist im züchterischen

Sinne stets absichtliche (künstliche) Zuchtwahl verbunden. Durch Vererbung übertragen die elterlichen Eigenschaften sich im Allgemeinen auf die Nachkommen.

8. Das Gesetz der Vererbung, d. h. wie viel die männliche und die weibliche Kraft bei der Zeugung auf die Nachkommenschaft überträgt, ist bis jetzt ein Geheimniß der Natur: „Wir können wohl die Wirkungen beobachten — nicht die Ursache. Wir haben Erfahrungen über einige Erscheinungen der Vererbung, deren Kenntniß und Beachtung wichtig sind für den Züchter," dahin gehören (Vergleiche H. v. Nathusius' Vorträge über Viehzucht): a. Natürliche Eigenschaften, welche so zu sagen die Fundamente der Gestalt sind, vererben sich im Großen und Ganzen sicher. Dahin gehört der Racentypus so wie andere Eigenthümlichkeiten des Skeletts. b. Physiologisch bedingte Eigenschaften, d. h. solche, welche die sogenannten Kultur-Racen von den natürlichen Racen auszeichnen, vererben sich zwar in der Anlage; sollen sie aber zur Ausbildung gelangen, dann muß die Entwickelung der Anlage durch die Haltung des Thieres unterstützt werden. c. Individuelle Eigenschaften, welche zufällig entstanden sind, vererben sich entweder gar nicht oder äußerst selten. Dahin gehören alle zufälligen oder absichtlichen Verstümmelungen. d. Gewisse Krankheiten vererben sich in ihrer Anlage, weshalb nur völlig gesunde Thiere zur Zucht zu verwenden sind. e. Temperaments- und Charakter-Eigenschaften vererben sich meistens. f. Im Allgemeinen üben beide Geschlechter bei der Zeugung gleichen Einfluß auf die Nachkommen aus. In den Nachkommen will der Züchter möglichst diejenigen Eigenschaften vereinigt sehen, welche beide Eltern besitzen. Je ähnlicher sich deshalb die Eltern in dieser Beziehung sind, um so gerechtfertigter erscheint der Schluß auf einen günstigen Zucht-Erfolg. Eine Ausgleichung etwaiger Differenzen in den Eigenschaften beider Eltern bei der Nachzucht dadurch herbeizuführen, daß man Ungleiches mit Ungleichem paart, ist nur in einzelnen Fällen richtig und darf nach Nathusius niemals als allgemein geltendes Zuchtprinzip hingestellt werden. g. Je mehr gute Vorfahren ein Zuchtthier hat, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß es gute Nachkommen zeugen wird. Hiermit ist der Begriff von Vollblut gegeben, wie er allein aufzufassen ist, wenn man ihn auf die thatsächlichen

Erscheinungen, also historisch begründen will. Vollblut ist nicht abhängig von Reinheit der Race, die Verwechselung der Begriffe von Racereinheit und Vollblut war der überwundene Standpunkt der sogenannten Constanzlehre. Je länger gewisse Eigenschaften bei den Vorfahren vorhanden waren, desto wahrscheinlicher werden dieselben Eigenschaften auch bei den Nachkommen auftreten; — das ist die Constanz, wie sie niemals von irgend einem Züchter in Frage gestellt ist.*)

9. Reinzucht: Paart man Thiere, welche eine und derselben Race angehören mit einander, so nennt man dies Züchtungsverfahren Reinzucht. Bei der Reinzucht kann man sehr wohl Thiere mit einander vereinigen, welche nachweislich nicht mit einander verwandt sind. Zur Verwandtschaftszucht wird Reinzucht nur dann, wenn Thiere mit einander gepaart werden, die nachweislich in irgend einem Grade blutsverwandt sind. „Reinzucht ist unabhängig von Verwandtschaftszucht." (Vergl. Nathusius' Vorträge über Viehzucht 2c.) Aehnlich spricht sich Settegast in seinem Werke über Thierzucht aus. „Inzucht im engeren Sinne ist gleichbedeutend mit Verwandtschaftszucht, welche weder die Reinzucht noch die Inzucht im weiteren Sinne nothwendig begleitet."

10. Inzucht: Der ursprüngliche Begriff des Wortes Inzucht, oder wie der englische Ausdruck heißt: breeding in and in bezieht sich allerdings nur auf Familienzucht. Dagegen wird von deutschen Schriftstellern, wie Nathusius und Settegast, dieser Begriff wie folgt definirt. Der Erstere bemerkt über Inzucht: „Jede Reinzucht ist Inzucht, aber nicht jede Inzucht ist Reinzucht, beide Begriffe aber, Reinzucht und Inzucht sind unabhängig von dem Begriff der Verwandtschaftszucht. Verwandtschafts- und Familienzucht begleiten Inzucht zuweilen, keineswegs bedingen sie Inzucht." Settegast sagt an der betr. Stelle: „Inzucht im weiteren Sinne gehört zum Wesen der Reinzucht, nicht aber umgekehrt, und letztere ist nicht mit jener identisch. Nach dem Grade der Verwandtschaft, welcher die gepaarten Thiere verknüpft, ist die Verwandtschaftszucht weiter oder enger. Sie gestaltet sich zuletzt zur Familienzucht, die in der Incestzucht

*) Vergleiche v. Nathusius Vorträge über Viehzucht und Racenkenntniß.

ihren Gipfelpunkt findet. In der Thierzucht versteht man unter Familie gewöhnlich die Nachkommen eines und desselben Mutterthieres. Die Familie umfaßt daher die Stammmutter, deren Kinder, seien es rechte oder Halbgeschwister, die Nachkommen der rechten Schwestern und der Halbschwestern."

Unter Inceſtzucht versteht man Paarung naher Blutsverwandten, z. B. der Eltern mit den Kindern; rechte Geschwister unter einander ꝛc. Daß diese Zuchtmethode von verderblichem Einfluß auf Körperconstitution und die wirthschaftlichen Eigenschaften der Nachzucht sei, ist bereits an anderer Stelle ausführlich nachgewiesen. Dagegen wird richtig geleitete Inzucht, sei es daß sie im weiteren oder engeren Sinne, also als Verwandtschaftszucht betrieben wird, niemals zur Degeneration der Race führen. Der der Inzucht von manchen Seiten zugeschriebene Nachtheil trifft nur zu, wo es der Züchter, sei es aus Mangel an Verständniß, oder aus sonstigen Ursachen an der nöthigen Aufmerksamkeit in der Wahl seiner Zuchtthiere hat fehlen lassen. In England, wo die Thierzucht noch heute die bedeutendste Rolle spielt, hat die Reinzucht, bei welcher Inzucht sammt Verwandtschaftszucht nicht ausgeschlossen ist, bislang wesentlich zur Veredelung und Vervollkommnung der gezüchteten Thierracen beigetragen. Wenn allerdings der Züchter, um Reinzucht zu treiben, sich lediglich auf Inzucht im engeren Sinne oder gar auf Incestzucht stützt, wenn er durch viele Generationen Familienzucht treibt und nicht zeitweise Thiere derselben Race aus anderen Zuchten (Familien), welche durch Klima, Bodenart verschieden und den selbstgezüchteten Thieren gegenüber mehr als fremd zu betrachten sind, zur Weiterzucht benutzt, wenn er jede Blutauffrischung durch Original-Thiere unterläßt, dann allerdings trifft diese Zuchtmethode der Fluch, mit dem die Incestzucht behaftet ist. In England wird die Reinzucht vielleicht durch zwei Generationen durch Verwandtschaftszucht (Inzucht im engeren Sinne) betrieben, dann aber werden die besten Hähne mit Hennen von einem fremden Stamme derselben Race gepaart und den besten Hennen gleichwerthige Hähne einer fremden gleichracigen Zucht zugeführt. Durch von Zeit zu Zeit eingeführte Original-Thiere, d. h. solcher Thiere, die in ihrer Heimath entweder geboren oder doch gezeugt sind, läßt es der englische Züchter nicht an der erforderlichen Blutauffrischung fehlen

und sichert so der Nachzucht die Raceeigenthümlichkeiten und die körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten des ursprünglichen Stammes. Zur Durchführung einer derartigen Züchtungs-Methode bedarf es freilich der Anlage von Stammregistern oder Stammbäumen der betr. Racen.

11. Blutauffrischung, d. h. Zuführung neuen Blutes derselben Race durch Einführung eines männlichen Thieres aus einem nicht blutsverwandten Stamme und hiernach fortgesetzter Reinzucht.

12. Bluteinmischung durch andauernde Verwendung männlicher Zuchtthiere aus einer und derselben anderen Race unter Ausschluß der männlichen Nachzucht dieser Paarung zur weiteren Zucht. Wollte man z. B. die Yokohama-Race durch Einmischung von Phönixblut verbessern, so würde man Hühnern der ersteren Race Phönixhähne zuführen. Die weibliche Nachzucht wiederum mit Phönixhähnen paaren u. s. w.

13. Kreuzung. Paarung verschiedener Racen zur Bildung einer neuen Race. Die Bluteinmischung erscheint hiernach als eine modificirte Kreuzung.

Dies wären die in der Thierzuchtlehre gebräuchlichsten technischen Ausdrücke. In Kürze sei hier noch bezüglich der Verwandschaftszucht erwähnt, daß sich in der belgischen Brieftauben-Zeitschrift (Épervien) eine sehr geharnischte Polemik zwischen zwei Autoritäten der Brieftaubenzucht über die Zulässigkeit dieser Zuchtmethode abspielt, wobei der Vertheidiger dieser Methode den ungläubigen Gegner durch eine Forderung auf Pistolen zur Zurücknahme seiner durchaus gerechtfertigten Kritik zu zwingen sucht. Die Antwort des ungläubigen Kritikers gipfelt in den Ausspruch: pereant errores, vivant homines, so daß zu erwarten steht, daß über die erwähnte Streitfrage kein Blut vergossen werden wird.

Erfahrungen über den Werth und die Züchtung der französischen Hühnerracen.

Von Sabel, Oberstlieutenant a. D. (Trier).

Wenn es sich um Beurtheilung des Werthes von Hühnerracen handelt, steht man zwei, oft schwer zu vereinigenden Richtungen der Liebhaber, Züchter und Geflügelhalter gegenüber: Gefallen an äußerer Form und Schönheit

tritt in Widerstreit mit vorwiegendem Beachten der Nützlichkeit. In der That sind beide Eigenthümlichkeiten nur selten bei ein und derselben Race anzutreffen, und wo sie sich vereinigt finden, ist ein Mindermaß der einen oder anderen Eigenschaft unausbleiblich. Vollkommen ist ja Nichts auf der Welt, auch kein Huhn.

Zudem ist der Begriff Vollkommen nur ein relativer, abhängig von unseren Ansprüchen. Diese aber werden beherrscht durch hergebrachte Ansichten und Gewohnheit und den Einfluß hervorragender Züchter und Liebhaber, so daß schließlich bei Feststellung des allgemein gebräuchlichen Urtheils über Geflügelracen und deren Werth der Geschmack Einzelner, oft ein guter Antheil Eigennutz, aber auch Vorurtheil und Mode beeinflussend auftreten.

So hatten und haben zum Theile noch heute die französischen Hühnerracen trotz ihrer vielen guten Eigenschaften einen harten Stand gegenüber der alten Voreingenommenheit für die großen asiatischen Racen, von denen zuerst die Cochinchinarace bei uns bekannt geworden ist, deren Einführung, wie im Kapitel dieses Werkes: Welche Hühner schaffen wir uns an? auf Seite zehn erwähnt ist, unter den Hühnerfreunden große Aufregung hervorgerufen hatte, „nicht allein wegen ihrer kolossalen Körperformen, sondern vielmehr wegen ihrer großen Brütlust". Unbestreitbar hat die Einführung dieser Hühnerrace bei uns „den Impuls dazu gegeben, den Hühnern etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken" als früher und dadurch den Grund gelegt zur Entwickelung der Geflügelzucht und -Liebhaberei. Leider aber blieben diese beiden lange Zeit auf engere Kreise beschränkt, wodurch naturgemäß die letztere einen hohen Aufschwung nahm, die Nutzen bringende Seite der Hühnerzucht aber wenig Beachtung fand. Erst dem letzten Decennium war es vorbehalten, bahnbrechend für die Erkenntniß zu werden, daß Geflügelzucht, im besonderen Hühnerzucht, in volkswirthschaftlicher Beziehung alle Beachtung verdient.

Unter denjenigen Hühnerracen aber, welche in dieser Beziehung von Werth sind, nehmen die französischen wahrlich nicht die unterste Stufe ein. Aber auch was ihre äußere Erscheinung betrifft, geben sie manchen anderen Racen wenig nach, wenn sie auch von einigen übertroffen werden. Doch

das ist, wie Eingangs erwähnt, Geschmacks- und Modesache. Die Mode aber behandelt leider gerade diese nützlichen Hühnerracen noch immer ein wenig stiefmütterlich.

Indessen das Gute bricht sich stets Bahn, und so haben auch die französischen Racen doch schon manche Anerkennung sich erzwungen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß sie auch ihre Schattenseiten haben.

Unparteiisches Abwägen ihrer Vorzüge und Mängel soll uns im Folgenden ohne jede Voreingenommenheit, ohne Vorurtheil, aber auch ohne Rücksicht auf den herrschenden Geschmack und die Mode beschäftigen.

Die französischen Hühnerracen, zu welchen das La Flèche-, das Crève-coeur-, das Houdan-, das Mans- und das Bresse-Huhn als die hauptsächlichsten gehören, zeichnen sich nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Kenner und Züchter aus durch ansehnliche Größe und Körperfülle, durch im Verhältnisse zu diesen, besonders aber zum Gewichte des genießbaren Fleisches dünne Knochen, folglich geringe Knochenmasse und durch weißes vorzüglich schmeckendes Fleisch, das besonders das Brustbein in reichlichem Maße bedeckt. Bei Crève-coeur- und Houdan-Hühnern beträgt das Gewicht der Knochen nur ein Achtel des Körpergewichts.

Das sind Eigenschaften, welche allein schon diese Hühner, selbst wenn dieselben auch nur sehr mittelmäßige Eiererzeuger wären, nach der Meinunng aller derer, welchen bei der Geflügelzucht weniger der Sport, als der Nutzen am Herzen liegt, hoch erhebt über die meisten anderen Racen, die Dorkingrace ausgenommen. In gemästetem Zustande erreicht nicht selten ein ausgewachsener, d. h. acht bis zehn Monate alter La Flèche-Hahn das große Gewicht von 4 bis 5 kg und mehr, eine Henne dieser Race von $3^1/_2$ bis 4 kg. Kaum weniger wiegen Hahn und Henne der Crève-coeur- und der Houdan-Race, bei denen noch hinzutritt, daß beide bereits im Alter von 4 bis 5 Monaten fast ausgewachsen und also mastfähig sind.

Crève-coeur- und Houdan-Kücken haben sogar im Alter von 3 Monaten schon eine recht ansehnliche Größe und können alsdann bereits der Mast unterworfen werden. Junge La Flèche- und Houdan-Hähne lassen sich dieses Verfahren, auch ohne kapaunirt zu sein, mit Erfolg gefallen. Die ausgewachsenen und gemästeten jungen Hennen und Hähne dieser drei Racen

liefern einen großen Theil der renommirten Poularden, welche alljährlich große Geldsummen den französischen Züchtern einbringen. Nicht minder werthvoll in dieser Beziehung sind die Race von Mans, welche der La Flèche-Race nahe verwandt ist und die Bresse-Race. Die Poularden und Kapaunen der ersteren haben einen sehr guten Ruf, werden aber in Bezug auf Feinheit des Fleisches von der freilich kleineren Bresse-Race übertroffen. Die Erzeugung von Poularden und Kapaunen des Bresse-Huhns bringt nach zuverlässigen Angaben allein dem französischen Departement Ain jährlich mehr als 700,000 Franken ein. So lange man bei uns den großen Vortheil, der Hühnermästung gewährt, nicht erkennt, wird man auch den hohen Werth und die Bedeutung der genannten Racen unterschätzen.

Dazu kommt, daß diese Racen keine schlechten, zum Theile sogar sehr gute Legehühner sind. Es ist behauptet worden, ein gutes Fleisch- und Masthuhn könne nicht auch ein gutes Legehuhn sein, denn Geneigtheit zum Fleischansatze und zum Fettwerden vertrage sich nicht mit reichlichem Eierlegen. Die Fleischmenge hängt hauptsächlich vom Körperbaue ab, hat also zur Eiererzeugung keine Beziehung. Daß Geneigtheit zum Fettwerden die Eiererzeugung beeinträchtigt, ist allerdings richtig. Aber da die drei zuerst genannten Hauptracen nicht brüten oder nur selten brutig werden (Houdan-Henne), so erklärt es sich leicht, daß die Anzahl Eier, welche eine Henne derselben im Laufe des Jahres hervorbringt, trotzdem eine recht bedeutende ist. Beim Houdan-Huhne, das seinen Besitzer bereits in der Mitte des Winters durch Eierspenden erfreut, erreicht sie sogar fast diejenige eines der gepriesensten Legehühner, des Italienischen. Reichlichen Ersatz für diese etwas geringere Produktionsfähigkeit gewähren die ansehnliche Größe und Schwere und der ausgezeichnete Wohlgeschmack der Eier dieser Racen, welcher bekanntlich stets Hand in Hand geht mit der Güte des Fleisches der eiererzeugenden Henne. Nur die Hennen der spanischen Race legen Eier, deren Gewicht dasjenige der Eier des La Flèche-Huhns übersteigt; das durchschnittliche Gewicht der Eier des Crève-coeur-, sowie des Houdan-Huhns beträgt nach meinen Erfahrungen 75 Gramm. Die Bresse-Henne ist, obwohl sie brütet, eine äußerst fleißige Eierlegerin, die schon im Januar mit dem Legen beginnt. Das Eigewicht erreicht aber nicht ganz dasjenige der Eier

des italienischen Huhns. Den vorzüglichsten und feinsten Geschmack muß ich unter allen Hühnereiern den La Flèche-Eiern zugestehen.

Die Aufzucht der Kücken geht bei der Crève-coeur- und der Bresse-Race gewöhnlich leicht von Statten; die Houdan-Kücken leiden zuweilen an Beinschwäche, welche in der Regel Folge zu schneller Körperentwickelung und Neigung zu Fettleibigkeit ist, seltener durch Zehenverkrümmung, die übrigens auch bei anderen Hühnerracen vorkommt, verursacht wird, die aber meistens von selbst wieder verschwindet. Die Befiederung erfolgt bei diesen drei Racen auffallend schnell, ein Vortheil, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. La Flèche- und Mans-Kücken dagegen befiedern sich etwas langsamer und reifen langsamer heran; ihre Aufzucht unterliegt aber nicht, wie das häufig behauptet worden ist, besonderen Schwierigkeiten. Man hat der La Flèche-Race wohl ihr langsameres Heranwachsen bis zum Ausgewachsensein als Fehler vorgeworfen. Ich halte dies für denjenigen, welcher die Geflügelzucht durch Fleischerzeugung ausnutzen will, für einen Vortheil: Er hat gerade dann, wenn die Mast und der Absatz der Hühner anderer Racen zu Ende geht, in den La Flèche-Poularden einen höchst werthvollen Nachersatz.

Die Hühner aller dieser Racen sind in der Regel bei außerordentlich gutem Appetit und wenig wählerisch im Futter. Desto mehr muß man in Betreff der Menge des auf einmal zu verabreichenden Futters vorsichtig sein, da sie sich sehr leicht durch Ueberfüllung Kropfausdehnung zuziehen und durch den Hängekropf ihre Gestalt verunzieren. Nicht selten kommt es vor, daß sie bei überreichlichem Verabfolgen von Körnerfutter den sogenannten harten Kropf sich anfressen und daran zu Grunde gehen. Besonders zeichnet sich hierin die La Flèche-Race aus.

Das sind übrigens keine besonders großen Fehler. Dagegen wirft man mit Recht den La Flèche- und Crève-coeur-Hühnern vor, daß sie leichter als andere Racen sich erkälten und den gefürchteten Schnupfen bekommen, der bei Vernachlässigung und anhaltender naßkalter Witterung in diphtheritische Affektionen übergehen kann; Crève-coeur leiden auch leicht am Croup. Können aber die La Flèche-Hühner in größerem Parke frei umherlaufen, so sind sie fast ebenso hart, wie unser Landhuhn. Die Houdan-Race ist härter als das Crève-coeur-Huhn, obschon sie auch eine große, bei Durchnässung

leicht zu Erkältungen Anlaß gebende Haube trägt. Die Bresse-Hühner aber sind von unverwüstlicher Gesundheit; seit vier Jahren züchte ich dieselben und habe niemals ein krankes Thier gehabt.

Das Bresse-Huhn akklimatisirt sich auch ohne merkliche Schwierigkeit. Ziemlich ebenso verhalten sich in dieser Beziehung die Houdan- und die La Flèche-Race. Nur die Crève-coeur-Hühner bedürfen, aus Frankreich zu uns versetzt, längerer sorgfältiger Pflege und systematischer Eingewöhnung, bevor sie rauheres Klima vertragen. Aber die Nachkommen aus Kreuzungen von Crève-coeur-Hühnern mit Hennen anderer bei uns einheimischer oder bereits akklimatisirter Racen zeigen genügende Widerstandsfähigkeit.

Kreuzungen der Crève-coeur-, der La Flèche- und der Houdan-Hähne mit Landhuhn- oder italienischen Hennen erzeugen in der Regel Thiere mit viel Fleischansatz und zartem Fleische; ihre Paarung mit den großen asiatischen Racen ergiebt ziemlich große Nachkommen, welche feinknochiger und in der Brust breiter sind, weniger dicke Schenkel haben, weniger Brütlust zeigen als diese und reichlich ziemlich große Eier legen. Bei allen diesen Blendlingen ist aber in der Regel elegante Haltung nicht vorhanden und der Kamm unschön gestaltet; nur selten vererbt sich ziemlich rein der zweihörnige Kamm der Crève-coeur- und der La Flèche-Race. Ersteren zeigten dergleichen von mir erzüchtete Blendlinge zuweilen, letzteren nur ein einziger Nachkomme, dessen Mutter eine italienische Henne war, ein prachtvoller Hahn mit La Flèche-Figur und Haltung und dem Gefieder dunkelbrauner italienischer Hähne mit gelbem Behange.

Legt man Werth darauf, mit Uebertragung fleischiger Brust und Mästbarkeit auf die Nachkommen von Hennen solcher Racen, denen diese Eigenschaften fehlen, elegante Figur und reine Kammbildung zu erzielen, so paare man Landhuhnhennen mit einfachem Kamme, italienische oder Cochinchina-Hennen oder solche der verschiedenen spanischen Schläge mit dem Bresse-Hahn. Der große aufrecht stehende, tief eingezackte Kamm desselben, sein sehr langer hängender Unterkamm theilt sich auch seinen Nachkommen aus Cochinchinahenne mit. Da die Bresse-Race in ganz schwarz und in weiß und dunkelgrau gesprenkelt existirt (Hahn in letzterem Falle weiß mit gelblichem Behange, schwarz betupfter Brust und aschgrauen Schwanzfedern), so hat man

es in der Hand, durch passende Hennenauswahl auch schön gefärbte Blendlinge hervorzurufen.

Ich vermeide es, hier auch noch auf die äußere Erscheinung der Racen, deren Eigenschaften ich vorstehend besprochen, einzugehen, obschon die wuchtige Erscheinung und aufgerichtete Haltung, die breite Brust und das glänzend schwarze Gefieder, der originelle Ober- und der prachtvolle Unterkamm mit den großen milchweißen Ohrlappen, und das kühne Auge eines La Flèche-, der hoch interessante Kopf eines Crève-coeur-Hahnes, die originelle Gefiederfärbung des Houdan- und die ansprechende Erscheinung des Bresse-Huhns dazu auffordern, da ja die Beschreibung der genannten Hühnerracen in diesem Buche bereits gegeben ist.

Die Zucht des Cochin-Huhns.

Von Dr. A. Maar. (Gent in Belgien).

Die Zucht des Cochin-Huhns ist unleugbar mit manchen und zwar nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, doch wird der Züchter, der sich bemüht, diese Schwierigkeiten zu überwinden, mit richtigem Verständniß zu Werke geht und keine Mühe dabei sich verdrießen läßt, schließlich durch ein günstiges Resultat seiner Zuchtleistung für seine Mühe und Ausdauer auch reichlich belohnt. Außerdem wird dem Züchter dieser Race seine Arbeit dadurch erleichtert, daß dieselbe ein äußerst zutrauliches Benehmen an den Tag legt. Letztere Eigenschaft, sehr große Zutraulichkeit und Friedfertigkeit nämlich, ist es, welche das Cochinhuhn vor allen andern Hühnerracen ganz besonders auszeichnet und den Umgang mit demselben nicht nur erleichtert, sondern auch besonders angenehm macht.

Bei dieser Race kommt, gleichviel welchen Farbenschlag wir züchten, vor Allem die Größe in Betracht. Werden die jungen Thiere dieser Race von Anfang an nur einigermaßen sorgsam gepflegt und gut gefüttert, so wachsen sie fast ausnahmslos zu großen Thieren heran, vorausgesetzt, daß die übrigen Züchtungsregeln beobachtet werden. Das Meiste kommt auf die richtige Zusammenstellung eines guten Zuchtstammes an. Um möglichst

große Exemplare zu züchten, soll man nur zwei- oder dreijährige Eltern wählen, jüngere und ältere geben keine so große Nachkommenschaft. Die Zuchthennen müssen besonders durch Größe hervorragen, denn letztere vererbt sich in der Regel mehr von der Henne als vom Hahne. Cochin-Hähne sollten überhaupt erst, wenn sie zwei Jahre alt sind, zur Zucht verwendet werden, eine Ausnahme wäre nur dann zu gestatten, wenn der betreffende Hahn mit zurückgelegtem ersten Lebensjahre schon besonders kräftig ist und sich wider Erwarten schnell zu seinen Gunsten entwickelt hat. Einjährige Hennen sollte man aber noch nicht zur Zucht verwenden. Nie paare man gleichalterige noch junge Thiere miteinander, sondern, wenn keine Zuchtthiere beiderlei Geschlechts oben bezeichneten Alters zur Verfügung stehen, so paare man junge Hennen mit einem älteren Hahne und ältere Hennen mit einem jungen Hahne. Letztere, z. B. zwei- oder dreijährige Hennen, mit einem einjährigen Hahne gepaart liefern kräftigere und größere Nachzucht als junge Hennen mit einem alten Hahne. Manche behaupten, daß aus ersterer Paarung mehr Hähne, aus letzterer mehr Hennen hervorgingen — eine Ansicht, die ich auf Grund meiner Erfahrungen nicht als eine richtige bestätigen kann. Das wären die Regeln, welche bezüglich des Alters des Zuchtstammes zu beobachten sind.

Um große Cochins zu züchten, muß ferner von Zeit zu Zeit für geeigneten Blutwechsel gesorgt und fortgesetzte Blutverwandtschaftszucht streng vermieden werden. Ich sage für „geeigneten Blutwechsel", denn wählt man minder gute, überhaupt nicht vollkommene Thiere und namentlich solche, deren Stammbaum man nicht kennt, zur Zucht, so kann man dadurch oft seine ganze Zucht auf Jahre hinaus ruiniren; ein solcher Blutwechsel schadet dann mehr als er nützt. Steht kein geeignetes fremdes Zuchtmaterial zur Verfügung, so thut man besser, mit dem eigenen Material bei verständiger Auswahl weiter zu züchten. In diesem Falle paare man die Mutterhenne mit dem jungen Hahn, die junge Henne aber mit dem Vaterhahn. Wer es kann, der halte zwei Parallelstämme, die miteinander nicht verwandt sind; dann kann er auf eine Reihe von Jahren hinaus den Blutwechsel sich selbst beschaffen, ohne zu fremdem Zuchtmaterial, das oft sehr trügerisch ist, greifen zu müssen.

Um die jungen Thiere möglichst groß zu bringen, dürfen dieselben nicht später als im April ausgebrütet werden. Spätere Bruten, schon solche die Ende Mai aus den Eiern schlüpfen, werden nie so groß und kräftig als frühe Bruten. Bei den jungen Hennen darf der zu frühe Beginn des Eierlegens durch zu reichliche beziehungsweise reizende Futtermittel, sowie durch zu warme Stallräumlichkeiten nicht gefördert werden, da Hennen, welche in noch zu jugendlichem Alter zu legen und demnach auch zu frühzeitig zu brüten beginnen zu einer Zeit wo sie noch nicht vollständig entwickelt sind, im Wachsthum zurückbleiben. Die Hähne müssen, sobald die Geschlechtsreife eintritt, von den Hennen getrennt werden und sollen mindestens das erste Lebensjahr zurückgelegt haben, bevor ihnen Hennen beigesellt werden, da Hähne, welche zu frühzeitig Gelegenheit haben, den Geschlechtstrieb zu befriedigen, im Wachsthum zurückbleiben. Aus gleichen Gründen soll man Hennen ebenfalls nicht in noch zu jugendlichem Alter dem Hahne beigesellen.

Neben der Größe kommt die Figur, die Formenschönheit in Betracht. Man unterscheidet und züchtet heutzutage Cochins in zwei Formen: bei der einen ist der Körperbau etwas langgestreckt, weniger massig, die Thiere sind etwas höher gestellt, erreichen in der Regel eine bedeutendere Größe und haben auch in der Regel eine weniger starke Fußbefiederung als die andere Form mit kurzem Körperbau; die Thiere letzterer Form sind sehr massig, plump, äußerst schwerfällig, ziemlich niedrig gestellt, nicht so groß, aber sehr breit und haben in der Regel starke Fußbefiederung. Letzterer Form wird heutzutage von den Meisten der Vorzug gegeben. Wie in Allem, so muß auch hierin, ich meine im Körperbau des Cochins das richtige Maß beobachtet werden. Ein allzu lang gestreckter Körperbau ist bei allen schweren Hühnerracen, namentlich bei den Cochins zu verpönen, da übermäßige Körperlänge mit schmalen Schultern erkauft wird. An allzu kurz gebauten, zu plumpen und niedrig gestellten Cochins kann ich dagegen gerade auch keinen besonderen Gefallen finden und ich habe daher bei der Züchtung die richtige Mitte zu erreichen gesucht d. h. Thiere zu erzielen, welche bei entsprechend massigem, nicht allzu kurzem Körperbau mit Eleganz der Figur eine gewisse Leichtigkeit in den Bewegungen verbanden. Zu

seinem Zwecke paarte ich etwas langgestreckte und hochgestellte Hennen mit Hühnern von recht massiger, niedrig gestellter Figur, breiten und kurzen Rücken. Ein langer Hals ist unschön, er ist noch häßlicher, wenn der Rücken besonders breit ist. Der Kopf darf nicht länglich, sondern muß klein sein und eine angenehme Rundung haben. Die Brust muß breit, tief gehend, der Schwanz nur wenig erhoben und kurz sein. Hähne mit mehr langen und fast im rechten Winkel aufrechtstehenden Schwänzen, wie dies manchmal vorkommt, soll man nicht zur Zucht verwenden, wenn man nicht Hennen wie Hähne erhalten will, die mit dem nämlichen Schönheitsfehler behaftet sind. Die Flügel müssen klein sein, sehr knapp anliegen und die Beine kräftig, um als entsprechende Träger für den massigen Körper dienen zu können.

Dies sind die hauptsächlichsten Punkte, welche bei der Zusammenstellung des Zuchtstammes hinsichtlich der Größe und Form zu beobachten sind.

Nun kommt die Befiederung an die Reihe, welche die meisten Schwierigkeiten bereitet. Sie ist für den Züchter von Cochins das Nämliche, was für den Züchter von Haubenhühnern die Haube ist. Im Allgemeinen muß das ganze Gefieder weich sein, namentlich muß die Befiederung der Schenkel, welche sehr dicht mit flaumigen Federn, die sich in der Rundung einer Kugel aufbauschen, besetzt sein sollen, sehr weich, dunenartig sein. Thiere mit hartem Gefieder sind von keiner guten Qualität und deuten darauf hin, daß die Race ausgeartet ist. Je bauschiger und voller die Schenkelbefiederung, desto besser und an diese Schenkelbefiederung soll sich eine möglichst starke Bein- und Fußbefiederung anschließen.

Eine correcte und genügende Bein- und Fußbefiederung ist die Hauptsache, worauf der Züchter sein Augenmerk zu richten hat, denn sie ist aus ästhetischen Gründen nothwendig, um dem breiten, massigen Körper des Cochin-Huhns als Sockel zu dienen. Die Mittelzehe wird jetzt durchweg befiedert und zwar stark befiedert verlangt, die Fußbefiederung muß eine gleichmäßige sein, sich voll um den Fuß herumlegen und an der Außenzehe sich zur Latsche ausbilden.

Ich bin weit davon entfernt, mich hier auf den Streit einzulassen, der

hinsichtlich der Stulpen immer noch nicht geschlichtet ist, wozu auch hier gar nicht der Platz wäre — aber ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß, um Thiere mit starker Bein- und Fußbefiederung zu erzielen, bestulpte Thiere zur Zucht verwendet werden müssen, und ich stimme der Ansicht des Herrn Commercienrath Du Roi unbedingt bei, welcher sich dahin ausgesprochen hat, daß Cochins ohne Stulpen mit starker Fußbefiederung am höchsten geschätzt und am höchsten bezahlt werden, aber am schwersten zu erzielen sind. Der passionirte Züchter soll immerhin danach streben, dem Ideale möglichst nahe zu kommen oder gar es zu erreichen d. h. Thiere zu züchten, welche die Racenmerkmale in höchster Vollkommenheit an sich tragen, in vorliegendem Falle Cochins mit vollkommen correcter starker Bein- und Fußbefiederung ohne Stulpen herzustellen. Dieses Ideal zu erreichen, ist sehr schwer, constant aber zu machen, dürfte wohl unmöglich sein. Um die starke Bein- und Fußbefiederung zu erhalten, muß dann und wann zum Blutwechsel ein möglichst stark bestulpter Hahn eingestellt werden. Mäßige Stulpen machen übrigens die Figur des Cochin-Huhns nicht unschön, es kommt Alles darauf an, wie die Stulpen beschaffen sind und ob die übrige Körperform des Thieres dazu paßt.

Langjährige Erfahrungen haben mir bewiesen, daß der Einfluß des Hahnes auf die Befiederung der Nachzucht bei Weitem nicht so groß ist, als Manche glauben. Ich habe im Gegentheil gefunden, daß die Henne auf die Bein- und Fußbefiederung einen viel größeren Einfluß hat, als der Hahn. So habe ich erst im vergangenen Jahre eine Henne mit sehr starker Bein- und Fußbefiederung mit einem Hahne gepaart, bei welchem letztere sehr mangelhaft war und die daraus hervorgegangene Nachzucht besaß sämmtlich, Hähne wie Hennen, sehr starke Bein- und Fußbefiederung. Dagegen paarte ich eine Henne mit schwacher Bein- und Fußbefiederung mit einem Hahne mit sehr starker Fußbefiederung und erhielt Thiere, die alle bis auf eines sehr schlecht befiederte Beine und Füße hatten. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Zuchtthiere alle gleichen Alters waren. Daraus geht hervor, daß man vor Allem Hennen mit correcter, starker Bein- und Fußbefiederung zur Zucht verwenden soll, dann wird man viel sicherer (ich behaupte, ganz sicher) auf eine Nachzucht mit starker Bein- und

Fußbefiederung rechnen können, als wenn man Hennen mit mangelhafter Fußbefiederung mit stark befiederten Hähnen paart.

Die im Vorangehenden besprochenen Punkte kommen bei der Züchtung sämmtlicher Farbenschläge in gleicher Weise in Betracht.

Von den verschiedenen Farbenschlägen ist der rebhuhnfarbige ohne Zweifel der prächtigste und in England auch der gesuchteste. Er ist in vollkommen correcter Zeichnung am schwierigsten zu züchten, namentlich seitdem allgemein verlangt wird, daß die Brust und der Unterleib des Hahnes von rein tief schwarzer Farbe sind und nicht beliebig braun sein dürfen. Auch die Schenkel-, Schwanz- und Beinfedern müssen beim Hahn schon schwarz sein. Weiße Federn im Schwanz und braune an der Brust und den Schenkeln sind fehlerhaft.

Wer zwei Stämme hält, um von dem einen junge Hähne, von dem andern junge Hennen zu züchten, muß für den Hahnenstamm einen Hahn wählen, dessen Brust-, Unterleib-, Bein- und Flaumfedern tief reinschwarz sind. Die Halsfedern müssen ebenfalls schwarz sein mit schön tiefrothen breiten Säumen, die am Hinterhalse dürfen orangeroth sein, die Sattelfedern ebenso. Die Hennen des Hahnenstammes müssen eine sehr tief und schön kaffeebraune Grundfarbe haben, die Halsfedern müssen schön röthlich orangefarben sein, die ganze Färbung ziemlich dunkel erscheinen. Weiß im Schwanze der Hähne darf nicht geduldet und solche Thiere müssen als zur Zucht untauglich ausgemerzt werden, denn wenn ein solcher Fehler einmal sich in der Zucht eingeschlichen hat, so ist er nur sehr schwer wieder wegzuzüchten.

Beim Hennenstamme muß der Hahn mehr röthlich orangefarbene als rothe Halsfedern, selbstverständlich mit schwarzen, breiten Schaftstrichen haben. Das Meiste kommt auf die Hennen an, bei welchen namentlich die Brustfedern sehr dicht mit mehreren vollkommenen Halbmonden gezeichnet sein müssen. Die übrigen Federn sollen ähnlich gezeichnet sein, möglichst groß und intensiv gefärbt. Die Zeichnung der Halsfedern kann verschieden sein, der Saum aber muß schön tief goldfarben sein und die dunkle Zeichnung sich womöglich bis auf den Scheitel erstrecken. Die Grundfarbe des übrigen Gefieders sei hellbraun, gänzlich frei von einer hellgelben Tinte.

Die Befiederung der Beine, welche für alle Fälle gelb sein müssen, soll ebenso wie der übrige Körper gezeichnet sein.

Es ist aber nicht unumgänglich nothwendig, zwei Stämme zu halten, wenn es nicht deshalb geschieht, um den Blutwechsel aus eigener Zucht leichter bewerkstelligen zu können. Man kann recht gut Hähne und Hennen von einem Stamm züchten. Man wählt dazu einen Hahn gleich den oben für den Hahnenstamm bezeichneten und theilt diesem etwa 2 bis 3 Hennen zu, die so beschaffen sind, wie die oben für den Hahnenstamm bezeichneten Hennen und noch 2 bis 3 andere Hennen, die diejenigen Eigenschaften besitzen, wie die oben für den Hennenstamm bezeichneten. Von der Nachzucht, die man von den ersteren Hennen nun erhält, wählt man die Hähne, von den letzteren die Hennen zur Weiterzucht aus, selbstverständlich nur solche Exemplare, welche so sind wie sie sein sollen. In der Folge kann man dann einmal einen Hahn einstellen, der mehr röthlich orangefarbene als rothe Halsfedern hat und diesem einige etwas mehr dunkle Hennen zutheilen.

Die rebhuhnfarbigen Cochins lassen sich zu einer bedeutenden Größe heranzüchten, und je schwerer und größer sie sind, desto besser ist es. Hähne können ein Gewicht von 12 bis 14 Pfund erreichen, doch kann man mit einem Gewichte von 10 Pfund für den Hahn und von 8 Pfund für die Henne zufrieden sein.

Von dem gelben Farbenschlage kann man sagen, daß er am leichtesten zu züchten sei. Es ist hier vor Allem zu beachten, daß die Nachkommen gelber Hühner in der Regel heller als die Eltern werden; man muß daher den Zuchtstamm immer um eine oder zwei Stufen dunkler wählen als die Farbe ist, die man wünscht. Die gelbe Farbe kommt in verschiedenen Nüancen vor, doch soll der Hahn in der Färbung zu den Hennen, die mit ihm gepaart werden, passen, so daß die Farbe des Hahns mit der der Hennen an der Brust und den unteren Theilen des Körpers harmonirt. Hellgelbe Hennen mit dunklen Hähnen gepaart, giebt in der Regel keine schöne Färbung, dieselbe ist dann bei den Hennen meistens an sämmtlichen Körpertheilen ganz gleich, und doch sollen auch die Halsfedern der Hennen, nicht nur die der Hähne dunkler, als das übrige Gefieder sein. Schön dunkle Halsfedern,

wenn das übrige Gefieder hell ist, nehmen sich bei den Hennen wie bei den Hähnen ganz besonders schön aus. Wird die Nachzucht in der Folge zu hell in der Farbe, dann bleibt freilich nichts Anderes übrig, als die zu hellen Hennen mit einem dunkeln Hahne zu paaren; fallen die Hennen zu dunkel aus, dann wird man einen helleren Hahn zur Paarung wählen müssen. Immerhin ist es besser, nur Thiere mit einander zu paaren, welche in der Färbung möglichst zu einander passen, namentlich sind die Extreme zu vermeiden.

Gelbe Cochins sollen eigentlich reingelb sein, d. h. keine anders gefärbten Federn im Gefieder tragen. Schwarze Federn im Schwanze darf man jedoch bei beiden Geschlechtern zulassen, doch je weniger von dieser Farbe vorhanden ist, desto besser ist es, weiße Federn aber dürfen nicht geduldet werden und solche Thiere, die mit diesem Fehler behaftet sind, sind von der Zucht auszuschließen. In Belgien und in Frankreich trifft man übrigens gelbe Cochins an, welche, namentlich die Hennen, rein gelb sind, d. h. keine anders gefärbte Federn, auch nicht im Schwanze und nicht in den Flügeln zeigen. Durch sorgfältige Zuchtwahl wird sich dies auch nicht so schwer erreichen lassen, natürlich wird dabei Verwandtschaftszucht nicht vermieden werden können. Bei den dunkelgelben Cochins kommen häufiger schwarze Federn im Schwanze vor, als bei den hellgelben. Die gelben Cochins können zu der nämlichen Größe und Schwere herangezüchtet werden, wie die rebhuhnfarbigen.

Bei der Zucht der weißen Cochins hat man sein Hauptaugenmerk vor Allem darauf zu richten, daß die Farbe rein weiß ist. Thiere, welche gelblichen oder gar röthlichen Anflug zeigen, sind von der Zucht auszuschließen. Namentlich die Hähne neigen gern zu strohfarbener Schattirung der Obertheile. Es ist daher unter den Zuchthühnern eine sorgfältige Auswahl zu treffen und nur diejenigen zur Zucht zu verwenden, die, wenn nicht gar keinen, doch den wenigsten gelblichen Anflug am Gefieder zeigen. Hennen ohne jedes gelb sind leichter anzutreffen und zeigt sich bei diesen der strohfarbene Anflug erst im höheren Alter.

Bei keinem anderen Farbenschlage ist es so schwierig, die Stulpen zu vermindern resp. ganz zu beseitigen, als bei diesem, und in der Regel



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A. G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

WEISSE COCHIN-CHINA.

leidet darunter die Fußbefiederung. Man hat dann immer nur die Wahl zwischen Thieren mit mangelhafter Fußbefiederung und solchen mit guter Fußbefiederung, aber starken Stulpen. Die charakteristischen Merkmale der Cochins trifft man bei diesem Farbenschlage nicht in der Genauigkeit an, wie bei den gelben und rebhuhnfarbigen Cochins. So findet man häufig, namentlich bei den Hennen, den Kamm zu groß, bei Hahn und Henne den Schwanz zu lang und zu sehr aufrecht stehend. Um diese Mängel möglichst zu beseitigen, muß man unter den vorhandenen Thieren nur diejenigen zur Zucht auswählen, welche diese Mängel nicht oder doch nur in sehr geringem Grade besitzen. Was die Größe und Schwere betrifft, so stehen darin die meisten Cochins in der Regel den gelben und rebhuhnfarbigen nach. Ich habe aber doch auch schon Thiere dieses Farbenschlages gesehen, welche wahre Riesen waren und ich selbst habe weiße Cochins von bedeutender Größe und äußerst massigem Körperbau, die in dieser Beziehung meine gelben und rebhuhnfarbigen Cochins bedeutend übertrafen, gezüchtet. Ich habe nur von den größten Thieren und von 3-jährigen Hennen und 2-jährigen Hähnen gezüchtet und nicht später als im Februar und März brüten lassen.

Die kukukgesperberten Cochins oder Prinz Albert-Hühner sind wohl der am wenigsten verbreitete Farbenschlag. Sie sind nicht so leicht zu züchten und zeigen den Charakter der Cochins nie in der Vollkommenheit, wie die übrigen Farbenschläge. Die allerdings schöne Zeichnung des Gefieders ganz correct herzustellen und namentlich Hähne zu züchten, deren Halsfedern möglichst frei von goldgelben oder röthlichen Tinten sind und deren Schwanz keine schwarze oder weiße Federn hat, ist ziemlich schwierig. Dunkle Hähne sind zur Zucht ganz besonders empfehlenswerth und jedenfalls zu hellen Hähnen unbedingt vorzuziehen.

Die schwarzen Cochins haben gegenwärtig nicht mehr so viele Liebhaber als früher. Das Schwierigste bei der Zucht dieses Farbenschlages besteht darin, die schwarze Farbe des Gefieders, namentlich bei den Hähnen, ganz rein zu halten, so wie die gelbe Farbe der Beine stets herzustellen. Bei den Hähnen erscheinen in der Regel schon im zweiten Jahre am Halse und auch in den Flügeln gelbliche, röthliche oder weißliche Federn. Die

Beine trifft man nicht selten von dunkler Färbung. Eine dunklere Schattirung des Gelb ist bei den Beinen dieses Farbenschlages immerhin zulässig, aber blaue, graue oder gar schwarze Beine sind zu verwerfen.

Baldamus empfiehlt, um die gelblichen oder röthlichen Federn im Gefieder der schwarzen Cochins zu beseitigen, Kreuzungen dieses Farbenschlags mit weißen Cochins vorzunehmen. Ich habe diesen Versuch gemacht. Die gelblichen oder röthlichen Federn waren allerdings beseitigt, dagegen zeigten sich weiße Federn. Das Beste bleibt daher immer, eine genügende Anzahl Kücken zu züchten, um daraus die nicht mit solchen Fehlern behafteten Zuchtthiere auswählen zu können.

Die Aufzucht der jungen Cochins geht in der nämlichen Weise von Statten, wie die der Kücken anderer Hühner-Racen. Obwohl sie sich langsam befiedern, so sind sie doch hart und unempfindlich gegen Witterungseinflüsse und nicht schwer aufzuziehen. Um die Befiederung zu befördern resp. zu beschleunigen, gebe ich jederzeit den Kücken dann und wann Hanfkörner, welche aber nicht in zu großer Menge verabreicht werden dürfen. Buchweizen als Futter für Cochinkücken, so lange sie noch nicht befiedert sind, habe ich nicht für gut befunden, sie werden dadurch vor Allem zu fett, wodurch das gleichmäßige Fortschreiten der Befiederung gestört wird, dagegen habe ich mit kleinem Reis vorzügliche Resultate erzielt. Grünfutter muß stets verabreicht werden, ferner gebe ich wöchentlich zwei Mal gekochtes Pferdefleisch, mit der davon gewonnenen Brühe wird das Weichfutter angemacht. Cochins haben eine besondere Neigung zu Fettansatz in den inneren Körpertheilen, welcher Unfruchtbarkeit, Krankheiten und manchmal selbst den Tod verursacht. Man darf sie daher nicht überfüttern und Mais ist kein besonders empfehlenswerthes Futter für sie, namentlich wenn sie in engem Raume gehalten werden; in letzterem Falle darf derselbe nicht zu oft und nicht in zu großen Quantitäten gefüttert werden.

Schließlich will ich noch bemerken, daß ich stets sechs Hennen bei einem Hahn halte und dabei einen sehr hohen Procentsatz befruchteter Eier erzielte. Ich habe auch schon acht Hennen bei einem Hahne gehalten, wenn derselbe ein junger und besonders feurig war. Weniger als vier Hennen bei einem Hahne sollte man nicht halten, indem die Hennen sonst zu sehr ver-

treten werden, einen abscheulichen Anblick gewähren und die Folge des zu häufig ausgeführten Begattungsaktes unbefruchtete Eier sind, nicht zu gedenken anderer Krankheiten, die dadurch entstehen können.

Das sind die Resultate meiner in der Zucht des Cochin-Huhns gemachten Erfahrungen, welche ich auf Wunsch des sehr geehrten Herrn Herausgebers des vorliegenden Werkes an dieser Stelle mitgetheilt habe. Das Thema hätte wohl noch ausführlicher behandelt werden können, wenn ich nicht hätte befürchten müssen, den mir vorgeschriebenen Raum zu überschreiten.

Der wirthschaftliche Werth der Cochin-Hühner und Cochin-Kreuzungen.

Von Louis Meyer. (Hannover.)

Schon seit Jahren ist dieses schöne stattliche Racehuhn eine Zierde unserer Geflügelhöfe und Ausstellungen. Viele der bedeutendsten Züchter pflegten Cochins mit Vorliebe zu züchten und angehende sehnten sich gewöhnlich ebenfalls nach einem solchen imponirenden Hühnerstamme. In neuerer Zeit scheint das Interesse nicht mehr so groß für Cochinzucht zu sein, man giebt jetzt mehr den neueren eingeführten Racen, als Yokohama, Phönix, Langshan, Plymouth-Rock u. s. w. den Vorzug, auch sind Kämpfer mehr in Aufnahme gekommen und verdrängen die Racen das Cochin-Huhn immer mehr.

Das Cochin-Huhn wird im Allgemeinen zu den Luxushühnern gerechnet, legt im Verhältniß zu seiner Größe nur kleine etwa 65 gr schwere Eier, ebenfalls ist die Zahl der im Jahre gelegten Eier nur mittelmäßig, 100 bis 110 Stück, und ebensowenig wird das Fleisch gerühmt, weil es zu langfaserig, und da die Haut und das Fett sehr gelb, so ist es als Tafelhuhn nicht beliebt.

Beleuchten wir das Cochin-Huhn nun einmal von der vortheilhafteren Seite. Es ist zufrieden mit einem engen Raum und befindet sich darin bei seinem angeborenen ruhigen Temperament wohl und munter. Stehet demselben aber größerer Raum zur Verfügung, besonders viel Rasen, so legt es bedeutend mehr Eier als im engen Raume und ist dann sogar zu einem

recht gut legenden Huhne zu zählen. Ein junger Cochin-Hahn ist gebraten ein sehr schönes Gericht, der gelbe Fettansatz ist im ersten halben Jahre noch nicht so stark vorhanden und das Fleisch ist zart und saftig. Was den Werth des jährlichen Eierertrags anbetrifft, so stellt sich derselbe zu anderen mehr Eier legenden Hühner-Racen ziemlich gleich, weil Cochins Winterleger sind und die Eier im Winter größeren Werth haben als im Sommer. In Folge des frühen Legens brütet dasselbe auch früh und leistet dem Züchter dadurch vorzügliche Dienste — sie sind des Züchters Brütmaschinen.

Von Cochins sind auch schon verschiedene Kreuzungen gezogen und theilweise recht hübsche stattliche schwere Exemplare und solche, die wegen ihrer Lege- und Mastfähigkeit verdient hätten, constant gezüchtet zu werden; bis jetzt ist Letzteres nicht gelungen, es fehlt die Ausdauer der Züchter und so sind die schönen Kreuzungen immer wieder verschwunden. Die Kreuzungs-Produkte von Cochin-Hahn und Landhuhn-Henne sind ganz vorzügliche Leger, sie legen ebenfalls wie die Cochins sehr früh, sehr viele und große — 70 bis 80 gr schwere — wohlschmeckende Eier. Brüten und führen sehr gut und legen, nachdem sie 4 Wochen die Küchlein geführt haben, regelmäßig wieder und führen dabei weiter.

Die Kücken sind leicht aufzuziehen, befiedern sich schneller als Cochins, eignen sich gut zur Mast und liefern einen vorzüglichen Braten.

Das Ramelsloher Huhn ist eine constant gezüchtete Cochin- und Landhuhn-Kreuzung, anerkanntes gutes Tafelhuhn, die Kücken davon sind bekannt unter dem Namen H a m b u r g e r Hühnchen, dieselben werden in ungeheuren Mengen im Winter schon gezüchtet und gemästet an den Markt gebracht. Nimmt man also mit Verständniß und Ausdauer Cochin-Kreuzungen vor, so wird man ein Huhn erhalten, welches als Lege- sowohl, wie auch als Masthuhn, nichts zu wünschen übrig läßt.

Weiße Minorkas.

Hochgeehrter Herr!

Sie wünschen einen kurzen Bericht über meine w e i ß e n Minorkas — rothwangige weiße Spanier — für Ihr interessantes Hühnerbuch. So muß

ich Ihnen zunächst mittheilen, daß ich dieselben seit 1877 von einem Trio gezüchtet habe, welches ich von dem für die Geflügelzucht leider zu früh gestorbenen Oberamtmann Köhler in Weißenfels erhielt, welcher seit vielen Jahren diesen Schlag, als das beste Wirthschaftshuhn, gezüchtet hatte. Dies Trio wurde mir direkt von der Ausstellung — ich meine in Halle — wo es einen ersten Preis erhalten hatte, von dem unvergeßlichen Freunde „als Dankpreis" für mein eben erschienenes Buch (erster Band) zugesendet. Ich habe dann sorgfältig weiter gezüchtet, besonders auch auf Abhärtung gegen Frost und sonstige Wetterunbilden. Gleich unter der ersten Aufzucht befanden sich eine schwarze und eine scheckige Henne. Köhler hatte alle solche Rückschläge ausgemerzt. Ich ließ sie leben, legte einige Eier der schwarzen Henne der nächstjährigen Brut unter und erhielt ein „Andalusier" und ein geschecktes Hühnchen. (S. S. 18, 19 meines „Hausgeflügel".) Meine Minorkas sind zwar keine Winterleger — ich gab ihnen absichtlich keinen warmen Stall — sie fingen indeß regelmäßig Anfang Februar an zu legen und zwar nie unter 160, aber auch über 200 große dicke Eier. Ich lege Ihnen 2 gestern und vorgestern gelegte von 79 und 84 gr Gewicht bei.

Meine Hühner haben freilich 9 Monate des Jahres einen großen Gras-, Gemüse- und Baumgarten zur Verfügung, und werden durch die Pritsche, deren Absicht sie bald genug kennen lernen, von den reservirten Abtheilungen desselben abgehalten — nur eine jetzt dreijährige Henne ist nicht zu dressiren —, erhalten aber auch während der Zeit ihrer Clausur täglich Grünes. Dennoch glaube ich, daß sie bei Grünfutter — im Winter dafür Runkelrüben — und überhaupt abwechselnder, guter Fütterung ꝛc. an ihrer Fruchtbarkeit wenig einbüßen.

Die weißen Minorkas sind in meiner Nähe, besonders auf dem Lande, ziemlich verbreitet, da ich vielen Landleuten Eier zur Zucht gegen gewöhnliche Hühnereier abgegeben habe. Alle sind sehr zufrieden mit den „schönen Hühnern, nur daß sie nicht brüten wollen," wozu sich in der That auch kein einziges von ihnen entschlossen hat.

Auffallend ist das Mißverhältniß zwischen der Größe der Hennen und der Eier; denn jene sind kaum viel größer, als die Italienerhennen.

Eine Beschreibung des wirthschaftlich sehr hoch stehenden Schlages

dürfte wohl hier überflüssig sein, da Sie, verehrter Herr, dieselbe, falls Sie es für nöthig erachten, in meinen Geflügelbüchern finden.

Bemerken will ich schließlich nur, daß die rothen Wangen zuweilen kleine weiße Fleckchen und Punkte zeigen.

Genehmigen Sie 2c.

Koburg, 20. August 1883. Dr. E. Baldamus.

Die Andalusier und Minorka.

Von Andreas Ruſs (Schwartau).

Eine bis vor kurzer Zeit auf unseren Geflügelhöfen selten gehaltene und daher in ihren Eigenthümlichkeiten weniger bekannte Hühnerrace sind die Andalusier und Minorka. Erst seit 4 bis 5 Jahren ist dieser, durch große Eierproduction wirthschaftlich so nützlichen Race mehr Beachtung geschenkt. Man hat ihre Vorzüge erkannt, sie ist daher mehr in Aufnahme gekommen und scheint mit Recht dazu berufen, an Stelle der früher so hoch gepriesenen Italiener zu treten. Die Andalusier und Minorka, und als weitere Farbenvarietät auch die Ankona, sind eine Abart der spanischen Race, die aber der besonderen Unterschiede wegen als eigentliche Race angesehen werden. Sie sind auch nicht so weichlich und empfindlich gegen Witterungseinflüsse, wie die weißwangigen oder eigentlichen Spanier, ein Umstand mehr, der sie als Wirthschaftshühner empfehlenswerth macht.

Eine eingehendere Beschreibung der Andalusier und Minorka soll hier nicht stattfinden, da solches bereits vom Verfasser des „illustrirten Hühnerbuches" bei Erwähnung der spanischen Race geschehen ist. Weil nun aber gerade diese Hühner sich in letzter Zeit mehr Freunde erworben, wofür das vermehrte Auftreten dieser Race auf den Ausstellungen spricht, so glaubt der Verfasser dieses kleinen Artikels den angehenden Züchtern dieser Thiere Winke an die Hand geben zu können, wenn er in Nachfolgendem dasjenige mittheilt, was ihm bei der 7-jährigen Zucht der Andalusier und Minorka Beachtenswerthes aufgefallen ist.

Obgleich bei Züchtung dieser Race das Hauptaugenmerk auf die Anforderungen des Sports gerichtet war, so sind doch niemals die wichtigsten wirthschaftlichen Eigenschaften außer Acht gelassen und diese jedesmal bei

der Zuchtwahl berücksichtigt. Bei dieser Zuchtrichtung ist eine Abnahme der gerühmten Productivität nicht bemerkt worden, vielmehr ist die Wahrnehmung gemacht, daß bei Herausbildung des Körpers und Vervollkommnung der Racenattribute auch die Ertragsfähigkeit erhöht wird, wenn alle Bedingungen zum Wohlbefinden der Hühner und Gedeihen der Zucht vorhanden sind.

Der Züchter, der die Andalusier und Minorka für Liebhaberei hält und züchtet, und Exemplare aufziehen will, die den jetzigen Anforderungen entsprechen sollen, die an prämiirungsfähige Thiere gestellt werden, hat mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es liegt klar, daß dieses der dificileren Farbe wegen mehr für die Andalusier gilt, als für die Minorka. Und doch ist die Liebhaberei für die Zucht der Andalusier die größere. Freilich ist ein schöner stahlblauer Hahn mit tiefschwarzem Behang bei seiner stolzen Figur eine wahre Zierde des Geflügelhofes.

Nach Ansicht des Verfassers, gestützt auf die Resultate der von ihm vorgenommenen Zuchtexperimente, ist die blaue Farbe aus Mischung von Schwarz und Weiß entstanden. Es erklärt sich dadurch das Vorkommen von schwarzen, weißen und bunten Kücken als Rückschläge in der Nachzucht von rein blauen. Wie nun so häufig die weiße Farbe die Herrschaft zu erlangen sucht, wo sie einmal zur Farbenbildung benutzt ist, so sucht sie auch bei der Zucht der Andalusier hervorzutreten. Es ist eigenthümlich und jedem aufmerksamen Züchter sogleich in die Augen fallend, daß bei Benutzung von rein dunkelblauen Thieren zur Zucht der größte Procentsatz der Nachzucht von Jahr zu Jahr heller wird. Diesem Uebelstande ist nur durch wiederholte Beimischung der schwarzen Farbe abzuhelfen.

Außer der Erzielung und Erhaltung der rechten stahlblauen Gefiederfarbe macht noch die Herstellung des rein rothen Gesichts neben rein weißen Ohrlappen dem Züchter viele Sorge. Ist das rein rothe Gesicht vorhanden, so sind auch öfters die Ohrlappen röthlich, sind die Ohrscheiben rein weiß, so zeigt sich auch häufig ein Anflug von weißer Schminke im Gesicht. Namentlich sind die Hähne dem Rothwerden der Ohrlappen besonders ausgesetzt. Durch das Beißen der Hähne unter sich, durch eine Verletzung von Draht oder Strauch, ja selbst durch den immerwährenden Einfluß der

Sonnenstrahlen kann ein plötzliches Rothanlaufen der Ohrscheiben entstehen. Selten trifft man einen 3-jährigen Hahn, der nicht schon in der Gesichts- oder Ohrscheibenfarbe zu wünschen übrig ließe. Es ist aus diesem Grunde ein älterer Hahn mit röthlich angehauchten Ohrlappen ohne Furcht zur Zucht zu verwenden, bedenklicher jedoch ist die Verwendung eines Thieres mit weißmelirtem Gesicht, und ängstlich zu vermeiden jegliche Paarung mit der weißwangigen spanischen Race. Dem Züchter von Andalusiern ist anzurathen, wenn er sein Mühen belohnt wissen will und ihm nur irgend der Raum dazu zur Verfügung steht, doppelte Zuchtstämme zu halten. Nur dadurch kann er den verschiedenen individuellen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragen und durch Anpassung der Zuchtthiere Ausgleichung herbeiführen, welche die Zucht seinem vorgesteckten Ziele in kürzerer Zeit näher bringt.

Von einer richtigen Verwendung der Zuchtthiere und einer geschickten Paarung hängen allein die Erfolge ab. Wem durch örtliche Verhältnisse nicht gestattet ist, mehrere Zuchtstämme zu halten, der hat namentlich darauf zu sehen, daß eine genügende Uebereinstimmung der hauptsächlichsten Eigenschaften zwischen seinen Zuchtthieren herrscht. Dieser Züchter wende sich lieber den Minorka zu, da ihm bei diesen, der einfachen Farbe wegen, eine Ausgleichung leichter möglich ist. Es liegt auf der Hand, daß in diesem Falle mit verdoppelter Sorgfalt die Wahl des Hahnes zu treffen ist, der hier als alleiniger Stammhalter auftritt. Eine Blutauffrischung wird hier bald um so nöthiger sein, als es diesem Züchter nicht möglich ist, durch eigenen Austausch die Verwandschaftszucht zu vermeiden. Die Paarung nächster Blutsverwandten wirkt bei den Andalusiern nahezu verderblich. Nicht allein der Hang zum Albinismus wird befördert, sehr häufig geht die schöne Körper- und Kammform verloren, und vor Allem leidet die Productivität. Bei der Auswahl des zur Blutauffrischung zu verwendenden Thieres ist mit besonderer Sachkenntniß und Sorgfalt zu verfahren, soll nicht der Erfolg in Zweifel gestellt werden.

Am sichersten ist der Bezug eines solchen von einem alten bewährten Zuchtstamme, dessen Eigenthümlichkeiten bekannt sind und die mit denen des eigenen Stammes harmoniren. Auch die wirthschaftliche Seite ist wohl zu berücksichtigen und darnach die Wahl zu treffen.

Die Auswahl und Zusammensetzung des Zuchtstammes, resp. der Zuchtstämme erfolge folgendermaßen: Der Hahn zeige im höchsten Maße alle Racenattribute, die Hennen dagegen namentlich alle Anzeichen guter Legehühner. Was dem Hahne fehlt, müssen die Hennen in hervorragender Weise zeigen, und umgekehrt. Wenn einem nach allen Grundsätzen der Zuchtwahl zusammengesetzten Zuchtstamm ein möglichst großer Raum zur Verfügung steht, die Thiere gesund sind und ihnen gute aufmerksame Pflege zu Theil wird, so wird der Erfolg nicht ausbleiben. Obgleich diese Hühner auch mit kleinerem Terrain fürlieb nehmen, so sind sie doch dankbar für ihnen gestattete Freiheit, was sie durch eine größere Anzahl Eier zu erkennen geben.

Brütelust tritt bei den Andalusiern und Minorkas selten ein, wo sich eine Henne zum Brüten anschickt, sollte sie lieber nicht dazu verwandt, auch von dieser Henne keine Eier zur Brut genommen werden, damit die Legefertigkeit dieser Race nicht darunter leide. Eine Eigenthümlichkeit ist noch die Zähe der Haut der Eier von diesen Hühnern. Es empfiehlt sich, um den Kücken das Ausschlüpfen zu erleichtern, die Glucken auf bloßer Erde brüten oder eine zeitweilige gelinde Befeuchtung der Eier eintreten zu lassen. Die Aufzucht der Kücken ist durchaus nicht schwierig, da dieselben sich rasch befiedern und keinen besonderen Krankheiten unterworfen sind. Vereinzelte Fälle von Beinschwäche werden durch eine Zugabe von basisch-phosphorsaurem Kalk zum Weichfutter leicht gehoben. Den Kücken thut freier Auslauf besonders gut, namentlich wenn ausstellungsfähige Thiere erzeugt werden sollen. Am stärksten und kräftigsten werden die vom März und April, spätestens Mai-Brut. Da dieselben bis zur vollständigen Ausbildung und vor der zweiten Mauser öfterer Veränderung unterworfen sind, so urtheile man nicht zu früh über den Werth der Thiere, es ist schon mancher Züchter durch vorzeitige Röhrung getäuscht worden. — Wer nun außer der Freude, welche der Züchter an seinen Lieblingen hat, auch auf den Nutzen sehen will, der wende sich der Zucht der Andalusier und Minorka zu.

Unter Beobachtung obiger Vorschriften wird er sicher durch die Zucht befriedigt und durch die Nützlichkeit dieser Race auch seine Rechnung finden.

Bemerkungen zur wirthschaftlichen Geflügelzucht nebst Characterzeichnung der Minorka-Race.

Von Carl Petermann (Rostock i. M.)

Die schätzenswertheste Eigenschaft, die uns die Hühnerzucht in erster Linie zu bieten vermag, ist unstreitig die Eierproduction, denn sie nimmt in dem Haushalt der menschlichen Bedürfnisse zweifellos eine weit höhere Stellung ein, wie die Fleischproduction derselben, und doch wird gerade in den ländlichen Kreisen die Geflügelzucht noch vielfach unterschätzt, dort, wo doch heute schon die wagschalenmäßige Berechnung sich zur eisernen Nothwendigkeit gestaltet; der Landbewohner ist nun einmal im großen Ganzen noch immer in dem kurzsichtigen Wahne befangen, daß die Geflügelzucht doch nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten sei, ohne sich weitere Rechenschaft darüber zu geben, daß doch außer der nicht unerheblichen Verwerthung der diesbezüglichen täglichen Erträgnisse, auch seine Tafelbedürfnisse sich zum guten Theil daraus rekrutiren müssen. Dem productiven Hühnervolke wird namentlich durch solche Anschauungsweise großes Unrecht zugefügt, zumal es in den meisten ländlichen Wirthschaften doch darauf angewiesen ist, den größten Theil seiner Nahrung sich selbst zu suchen, um nur während der Verhüllung des Erdreichs durch Schnee und Frost ausschließlich aus den Erntevorräthen erhalten zu werden. Soll nun die Geflügelzucht auch entsprechend größere Erträgnisse liefern, welches doch mindestens in demselben Verhältniß zu erzielen ist, wie dies bei der übrigen ländlichen Viehhaltung vorausgesetzt wird, so genügt nicht bloß das einfache planlose Halten von Hühnern und die sich daraus ergebende, so zu sagen wildgehaltene Zucht; eine auf größeren Gewinn berechnete Geflügelzucht verlangt vielmehr in gleicher Weise eine Vorstudie des Geflügels, wie dies ja bei der übrigen Viehzucht längst als Grundprincip anerkannt worden ist, welches hier jedoch unter zu Hülfenahme eines der Neuzeit entsprechenden Werkes über Geflügelzucht, in der leicht faßlichsten Weise sich anzueignen ist. Als Grundzüge gelten hier bekanntlich u. a. das Halten von productiven Racen oder daraus hervorgegangenen Kreuzungen, ebenso spielt das Alter der Thiere hierbei eine wohlzubeachtende Rolle, auch wollen Stallungen u. dgl. m. berücksichtigt sein.



Lithogr. u. Druck v. J. F Richter, Hamburg.

MINORCA.

Als besonders hervorragende Legerace sind die Spanier schon seit langen Jahren bei uns beliebt gewesen, denen im Jahre 1869 die Einführung der Italiener durch Rumpf Außersihl nachfolgte. Es ist nicht wegzuleugnen, daß der Einbürgerung der ersteren auf unseren ländlichen Geflügelhöfen vorzugsweise die schwierige Aufzucht der Kücken im Wege steht, zu der noch mancherlei andere Bedenken hinzutreten, dahingegen die Italiener, vermöge ihrer empfehlenswerthen Gleichstellung mit unseren Landhühnern, bei weit reichlicherer Eierproduction von größeren Eiern schnell Heimathsrecht bei uns erworben haben. Als nahe Verwandte der Spanier kamen namentlich die wirthschaftlich hervorragenden Andalusier, sowie die Minorkas hier noch in Betracht, von denen die schönen blaugrauen Vögel der ersteren Art seit zehn Jahren, wo sie uns zuerst auf den deutschen Ausstellungen begegneten, vermöge ihrer imponirenden Gestalt, wie nicht minder durch ihre guten Eigenschaften sich eine große Ausbreitung zu erfreuen gehabt haben, trotzdem die Erzielung mustergültiger Farbenvögel schon erheblichere Schwierigkeiten verursacht; weit einfacher liegt deshalb die Zucht bei den Minorkas, indem hier nur das leichter zu erzielende einfarbige schwarze Gefieder zur Berücksichtigung gelangt; die Engländer haben auch bei der Zucht dieser schwarzen Varietät ihre bekannte Meisterschaft in's beste Licht gestellt, indem die Importe von dort uns herrliche Thiere bei massiger Körperfülle zuführen (mit denen wir den geehrten Leser im Nachstehenden näher bekannt machen werden), besonders verdienen hierunter zwei Stämme genannt zu werden, an denen das als Modell dieser prächtigen Race vorgeschwebte Ideal verkörpert zu sein schien. Der erstere war von Marten auf der zweiten Lübecker Ausstellung zur Schau gestellt und erntete den ungetheilten Beifall aller Kenner, er ging daraufhin in den Besitz der Frau Baronin von Stenglin in Schwerin über, aus dessen Nachzucht prächtige Repräsentanten dieser schönen Race hervorgegangen sind, der andere Stamm war von Herrn Kaufmann F. W. Schmidt, Flensburg, aus Birmingham bezogen, der auf den Ausstellungen von Greifswald, Hamburg, Flensburg rc. nicht minder großes Aufsehen erregte und gleichfalls prächtige Nachzuchten lieferte.

Der Minorka-Hahn zeigt im Gegensatz zu den mehr hoch und schlanker gebauten Spaniern eine markige fast stämmige Figur mit breit hervor-

getragener Brust, auf den der kurze, anmuthig gebogene Hals mit gut proportionirtem Kopf wie zu einem Guß geformt zu sein scheint, der imponirende Bau findet jedoch erst seinen vollen Schönheitsabschluß durch den tief und ebenmäßig gezahnten mächtigen einfachen Kamm, der bei dieser Race in der höchsten Vollkommenheit auftritt und nebst den lang herabhängenden Kehllappen eines der schönsten Kopfzierden unter den sämmtlichen kammtragenden Hühnerracen bildet. Kehllappen, Kamm und Gesicht sind von tiefrother, feuriger Farbe, aus der sich die glänzend weißen Ohrscheiben prächtig abheben (bei älteren Hähnen stellt sich die weißblaue Gesichtsschminke schon mehr oder weniger ein), Iris lebhaft kastanienbraun, der mäßig abfallende Rücken ist kurz und breit, die aufgezogenen kräftigen Flügel sind zur Spitze scharf geschlossen, der fast lothrecht getragene Schwanz ist mit schön gebogenen Sicheln und reichem Seitenbehang geziert, oberseitiges Gefieder metallisch glänzend, welches auch bei den Hennen vorherrscht, derbe Schenkel stützen sich auf ein Paar kräftig entwickelter Läufe mit breitspurigen Zehen von schwarzblauer bis blaugrauer Farbe, welch letztere Tönung im vorgerückten Alter mehr Platz greift. Das Temperament ist der ganzen Gestalt entsprechend, feurig und herausfordernd, auch ist die Figur der Henne die des Hahnes naturgemäß angepaßt, indem auch hier der Hennenklappkamm in bedeutender Größe vorherrscht.

Das Gesammtbild der Minorkas neigt sich demnach im großen Ganzen mehr der Leghornrace wie dem Spanier zu. Der wirthschaftliche Werth derselben ist ebenfalls ein sehr bedeutender, der auch schon in der frühzeitigen Legereife der jungen Hennen den Prüfstein bildet, indem die kräftig entwickelten Frühjahrsküken bei uns schon im Alter von 4½ Monaten die ersten Eier lieferten, Aehnliches wurde uns mehrfach von anderen Züchtern bestätigt. Die Eierproduction ist der der Spanier mindestens gleichzustellen, da sie als seltene und schlechte Brüter die obige gute Eigenschaft mit den Spaniern gemein haben und beträgt das Gewicht der großen und weißen Eier 60 bis 75 gr. Ueber die Aufzucht vermögen wir uns gleichfalls nur günstig zu äußern, zumal die bekannten Schwierigkeiten, wie sie bei der Aufzucht der Spanier vorherrschen, hier nicht in Frage kommen. Das Gewicht des ausgewachsenen Hahnes beträgt 6 bis 7 Pfund, bei der Henne

5 bis 6 Pfund, mithin verdienen sie auch als Fleischproducent schon Anerkennung.

Wir können demnach die Minorkas mit vollem Recht als eine wirthschaftlich hervorragende Race bezeichnen, die jedem Geflügelhof zur größten Zierde gereicht; selbstverständlich schließen wir hierunter die vielfach sich breit machenden s. g. Minorkas aus, die aus Andalusiern durch Inzucht oder Unkonstanz als schwarze Ausartungen hervorgehen, die denn auch zum Theil nur Landhuhngröße erreichen und gleich der weißen und bunten Mißart keinerlei Beachtung würdig sind.

Weiße Dorkings.

Von H. Sturm (Siegen).

Von all den vielen Hühnerracen, welche ich gehalten und gezüchtet, ist mir keine so sehr ans Herz gewachsen wie die der weißen Dorkings. Dieses Huhn verbindet mit seinem schönen Aeußeren: der massigen, doch eleganten Gestalt, dem blendend weißen vollen Gefieder, den intensiv roth gefärbten Nacktheilen des Kopfes und den fleischfarbigen Füßen — ein so zutrauliches Wesen, daß es bald des Züchters Liebling wird.

Auch seine wirthschaftlichen Eigenschaften verdienen hervorgehoben zu werden: Als Mastgeflügel nimmt das Dorkinghuhn unbestritten die erste Stelle ein, wozu es durch massigen Körper, feine Knochen, leichte und schnelle Mästung und wohlschmeckendes, kurzfaseriges Fleisch besonders beanlagt ist. Das leichte Fettwerden aber gebietet bei Fütterung der Legehennen große Vorsicht, da fette Hennen nicht allein im Legen nachlassen, sondern dieses nützliche Geschäft zeitweise, auch wohl für immer, gänzlich einstellen. Mäßig gefütterte Hennen dagegen liefern einen hohen Eierertrag und zeichnen sich besonders als gute Winterleger aus. Sie dürften — freien Lauf, besonders auf einer Wiese, vorausgesetzt — zu den besten Eierproducenten zählen, wenn sie im Sommer nicht so häufig von Brütlust befallen würden. Als Brüterin und Führerin aber steht die Dorkinghenne unübertroffen da! Vermöge ihres bedeutenden körperlichen Umfangs und reichen Federkleides deckt sie eine große Anzahl Eier und bebrütet diese ebenso zuverlässig, wie sie

ihre Jungen mit anerkennenswerther Aufmerksamkeit, Treue und Ausdauer führt. Die Fruchtbarkeit des Dorkinghahns ist sehr groß; ich fand bei einem Verhältniß des Hahnes zu den Hennen wie 1 zu 7—10 mit wenigen Ausnahmen alle Eier befruchtet.

Die Kücken befiedern sich sehr rasch, gedeihen bei einigermaßen guter Pflege ebenso gut wie die unserer Landhühner und sind gegen Einflüsse der Witterung wenig empfindlich, wenn man sie nur in zarter Jugend vor Nässe schützt. Die geeignetste Brutzeit für Dorkings ist April und Mai; Hennen aus diesen Bruten legen häufig schon Anfangs November.

Einer Erfahrung möchte ich hier noch gedenken. Ich habe nämlich gefunden, daß bei Inzucht der Dorkings die Eier von Generation zu Generation in auffallender Weise kleiner wurden. Meine aus England importirten Hennen legten Eier von 75 bis 80 gr, während die der Nachzucht auf 50 gr zurückgingen. Häufige Blutauffrischung ist deshalb geboten! Daß man hierbei aber nicht vorsichtig genug sein kann, habe ich zu meinem größten Nachtheil und noch größeren Aerger erfahren. Während die zahlreiche Nachkommenschaft meines alten, von einem bekannten englischen Züchter bezogenen Stammes bis ins dritte und vierte Glied — mit nur einer mir bekannten Ausnahme — alle Racenattribute in treuester Wiedergabe zeigte, mußte ich bei Verwendung eines Hahnes zur Zucht, den ich von einer englischen Handlung als Prima Qualität kaufte und bezahlte, die Erfahrung machen, daß nicht allein viele unbefruchtete Eier fielen, sondern auch die Nachzucht meist sehr mangelhafter Qualität war. Es befanden sich u. A. farbige Kücken darunter, auch solche mit einfachen Kämmen und gänzlich fehlender oder verkümmerter fünften Zehe. Es dürfte sich daher wohl empfehlen, frisches Blut nur von bewährten Züchtern zu beziehen.

Das Huhn von Yo-Ko-Hama.

Von A. Prosche. (Dresden.)

Obengenanntes Huhn ist unter allen in den letztvergangenen Jahren massenhaft eingeführten fremden Hühnern das eleganteste.

Es wurde im Jahre 1864 durch Herrn Girard, Apostolischer Missionär

in Yo-Ko-Hama dem Jardin d'Acclimatisation im Bois de Boulogne in Paris zugeführt.

Im Jahre 1869 sah ich dasselbe dort und erwarb käuflich einen Hahn und zwei Hennen, welche ich nach Dresden brachte.

Seine Erscheinung erinnert unwillkürlich an das Malayische Huhn, mit welchem es Bauart, Haltung, horizontales Tragen des Schwanzes, Verkümmerung des Oberkammes ꝛc. ꝛc., gemein hat. Genauer betrachtet unterscheidet es sich jedoch wesentlich von diesem durch zarteren Körperbau, edlere Haltung, insbesondere aber durch den eleganten Schwung, welcher hervorgebracht wird durch die gestreckte Tragart des langen dünnen Halses und des übermäßig langen, vollen Schwanzes.

Der Hahn ist weiß mit rothbraunem Sattel (Rücken), der gebogene Schnabel ist gelb (auch braun), der verkümmerte, oft ganz flache Kamm, so wie das Gesicht sind roth; das Auge sehr lebhaft, der Kopf lang und schön gebogen, der dünne Hals sehr lang, im Gange elegant hoch, in schnellem Laufe jedoch horizontal, nach vorne gestreckt, getragen.

Der Körper ist schlank und oval, der Schwanz sehr lang, länger und federreicher als bei jedem andern Hahne*) und wird von dem Vogel ganz horizontal getragen, so daß die langen Federn den Boden fortwährend streifen. Der Schaft der letzteren ist sehr dünne und zart, aber trotzdem sehr dauerhaft.

Die Schenkel sind sehr lang und vom Knie an entblößt. Beine ebenfalls lang, glatt und von gelber Farbe.

Wenn auch kampfbegierig, so ist der Yo-Ko-Hama-Hahn doch bei Weitem nicht so muthig als der Malaye, welchem er auch sehr bald unterliegt, da er von schwächerem Körperbau ist.

Die Henne ist in der Farbe vom Hahne wesentlich verschieden; sie ist chamois, jedoch auch mit weißem Mantel und weißem Schwanze. In allen übrigen Verhältnissen gleicht sie dem Hahne, auch sie hat einen längeren Schwanz als andere Hennen und trägt denselben ebenfalls ziemlich horizontal.

*) Phönixhähne wohl ausgenommen. Anmerk. des Herausgebers.

Der wirthschaftliche Werth dieser Hühner ist nicht bedeutend, sie sind mehr als Luxusthiere zu betrachten. Wenn die Henne auch eine ausgezeichnete Brüterin, so legt sie doch nicht besonders, und ist daher nicht berufen einen hervorragenden Platz in unseren Hühnerhöfen einzunehmen. Wohl aber werden diese Thiere, durch ihre Schönheit und elegantes Wesen stets die Zierde eines Geflügelhofes sein. In der Farbe und Zeichnung variiren die Hähne insofern, als der Sattel bei vielen auch orangegelb erscheint, auch habe ich schon solche gezüchtet, die ganz chamois waren, und nur den weißen Mantel und Schwanz hatten. Endlich fielen auch ganz weiße.

In Japan, seiner Heimath, ist dieses Huhn ziemlich allgemein verbreitet, und zeigt es sich dort in verschiedenen Farben, weiße, braune, schwarze 2c. Die rothbunten sollen jedoch am stärksten vertreten sein.

Die Aufzucht der Jungen ist eine schwierige, bedürfen, zumal in erster Jugend, allergrößter Pflege und muß man sie hauptsächlich vor Nässe schützen.

Malayen.

Von A. Scholl (Detmold).

Wenngleich die Liebhaberei für Malayen in Deutschland innerhalb der letzten 10 Jahre etwas zugenommen haben mag, so ist dieselbe doch im Allgemeinen wenig verbreitet, denn während auf fast allen größeren Ausstellungen Cochins und Brahmas reichlich und in guten Exemplaren vertreten sind, trifft man Malayen nur selten in größerer Anzahl an. Es erscheint dies um so auffallender, als doch gute Thiere dieser Race unzweifelhaft durch ihre stolze Haltung, ihr metallschimmerndes Gefieder, den falkenartigen Blick und durch so manche von allen anderen Hühnerarten abweichende Eigenartigkeiten jeden Beschauer fesseln.

Die Malayen legen allerdings nur wenige und zudem kleine Eier, es kann dies indeß für den Liebhaber kein Grund sein, diese Race nicht zu züchten, da viele andere, beliebtere Racen in dieser Hinsicht nicht produktiver sind und dieselben ja auch nicht der Eier oder des Fleisches wegen, sondern nur deßhalb gezüchtet werden, weil der Liebhaber sich an den Thieren selbst



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg

MALAYEN.

erfreut. Man wirft den Malayen vor, sie seien streitsüchtig und es bekämpften sich sogar die Hennen oft bis zum Tode; dieser Vorwurf mag seine Berechtigung haben, jedoch sind die Thiere besser als ihr Ruf. Die Kampflust und Ausdauer im Kampfe ist bei den Malayen stark ausgeprägt, ungeachtet dessen vertragen sich aneinander gewöhnte Thiere dieser Race ebenso gut und sind ebenso friedlich wie jede andere Race. Gefährlich ist es natürlich, einander fremde, oder zeitweise von einander getrennt gewesene Thiere ohne Weiteres zusammen zu bringen, zerfleischte Köpfe, abgerissene Sporen, verletzte Füße sind stets die Folge davon, wenn nicht sogar der Tod eines Thieres; denn an ein Nachgeben des einen oder anderen Theils ist nicht zu denken. Die Wuth steigert sich vielmehr im Laufe des Kampfes, je mehr die Verletzungen zunehmen, in hohem Grade, so daß nach dem Kampfe von einander gebrachte Thiere noch längere Zeit das Futter verschmähen und nur suchen, dem Gegner beizukommen. Zusammen aufgewachsene oder an einander gewöhnte Hennen vertragen sich sehr gut und werden nie in Streit gerathen, es sei denn, daß man fremde Hühner in ihren Hof bringe, in welchem Falle häufig ein allgemeiner Kampf entsteht. Mehrere Hähne bei einem Stamme zu halten, empfiehlt sich bei den Malayen ebenso wenig als bei anderen Racen; die von einem Liebhaber gehaltenen Malayen-Stämme werden auch selten so groß sein, daß dies erforderlich wäre, sollte dies dennoch der Fall sein, so ist es besser, zwei oder mehrere Stämme zu bilden.

Im Uebrigen richte, wer Malayen hält, seine Ställe und Laufräume so ein, daß die Thiere verschiedener Abtheilungen sich einander nicht sehen können, d. h. er bekleide die einzelnen Abtheilungen von einander trennenden, sei es aus Draht, Latten oder anderem Material hergestellten Wände unterhalb bis auf eine Höhe von 0,8 bis 1 Meter dicht mit Brettern; er vermeidet dadurch ständige Beunruhigung der Thiere und erspart sich selbst vielen Aerger über in Folge dessen verursachte Schäden. Unter Beobachtung dieser Vorsichtsmaßregel lassen Malayen sich sehr gut halten und dürften sich wenige Racen finden, welche durch ihr muthiges Auftreten, ihre stete Wachsamkeit, ihre jederzeit stolze, aufrechte Haltung so für sich einnehmen, als es gute Malayen thun. Wir können deshalb allen denjenigen

Züchtern, denen es weniger um Eierertrag als um solche Thiere zu thun ist, an welchen sich das Auge erfreut, die Malayen bestens empfehlen. Was die bei den Malayen vorkommenden verschiedenen Färbungen betrifft, so ist die braune Varietät am meisten vertreten. Bestimmte Regeln für die Zeichnung derselben sind bis jetzt nicht bekannt. Die dunklere Färbung zeichnet sich durch einen prachtvollen Metallglanz der Federn aus, die hellere Varietät kommt in ihrer Zeichnung den schwarzrothen Kämpfern näher. Ein großer Unterschied in der Färbung zeigt sich bei den Hennen, es giebt deren helle, s. g. weizenfarbige, rebhuhnfarbige, braune, fasanfarbige, welche sämmtlich zu der braunen Varietät zählen. Außer den braunen Malayen kennt man noch rein weiße, rein schwarze und bunte.

Die Zucht der Malayen ist insofern eine sehr dankbare, als gute Zuchtthiere einen großen Prozentsatz guter Nachkommen liefern, die Eigenschaften der Eltern vererben sich in der Regel auch auf die Jungen, so daß die Aufzucht der letzteren viel Vergnügen macht. Die Küchlein sind in der ersten Zeit etwas zart, es ist deshalb rathsam, auf ganz frühe Bruten zu verzichten und sich auf April- und Mai-Bruten zu beschränken, spätere Bruten sind nicht zu empfehlen, da solche bis zum Eintritt der rauheren Jahreszeit sich noch nicht genügend entwickelt haben, um den Unbilden der Witterung zu widerstehen. Ausgewachsen sind Malayen trotz ihres äußerst knappen Federkleides durchaus nicht weichlich und bedürfen keiner größeren Aufmerksamkeit und Pflege als andere Racen. Bei der Aufzucht derselben hat man sein Augenmerk vorzugsweise darauf zu richten, daß man ihnen diejenige Nahrung angedeihen läßt, deren sie zur Erlangung eines kräftigen Körperbaues nothwendig bedürfen, d. i. solche Futtermittel anwende, welche einen großen Aschengehalt besitzen und deshalb zur Knochenbildung am geeignetsten sind. Es ist dies namentlich von solchen Züchtern zu beachten, welchen die Gelegenheit fehlt, ihre Thiere in der freien Natur herumlaufen zu lassen und die deshalb Alles aufbieten müssen, ihren Pfleglingen das zu ersetzen, was jene in so reicher Auswahl darbietet.

Hinsichtlich der Zusammsetzung der Zuchtstämme kann nicht genug empfohlen werden, nur solche Thiere zu verwenden, welche den an gute Malayen zu stellenden Anforderungen möglichst entsprechen, also starkknochige, hoch-

gestellte Thiere mit aufrechter Haltung, hoch getragenen Schultern, breiter Schädel- und richtiger Kammbildung, sowie mit kurzem und hartem Gefieder. Fehlt es dem einen Theile in dem einen oder anderen Punkte an diesen charakteristischen Eigenschaften, so ist unbedingt erforderlich, daß der andere Theil sie in größter Vollkommenheit besitzt, da andernfalls auf eine gute Nachzucht nicht zu rechnen ist, vielmehr bei letzterer die Mängel der Zuchtthiere in erhöhtem Maße hervortreten.

Erst nach strengster Berücksichtigung vorstehender Punkte, sollte man auch daran denken andere Eigenschaften, welche mehr ästhetischer Natur sind, als schönes, fasanfarbiges Gefieder bei der braunen, rein gelbe Schnäbel bei der weißen Varietät und dergl. mehr zu erzielen.

Zur Erlangung einer schönen Farbe und Zeichnung bei den braunen Malayen ist es nicht unbedingt erforderlich, gleichmäßig gezeichnete resp. gefärbte Zugthiere zu verwenden; von einem dunklen Hahne und heller, weizenfarbiger Henne fallen viele sehr schön gezeichnete Junge, desgleichen von einem hellen Hahne und dunkler Henne. Da indeß die dunkle Färbung bei der braunen Varietät zur Zeit die beliebtere ist, so empfiehlt es sich die Zuchtthiere möglichst dunkel zu wählen. Der Hahn soll eine tiefschwarze Brust haben, Kopf-, Hals- und Sattelfedern dunkelbraun, nach den Spitzen zu roth, die Farbe des Rückens, des Bugs und der Flügeldecken noch dunkler, fast schwarz, mit prächtig stahlblauem oder grünem Glanz, Schwingen schwarz mit braunem Saum, Schwanz grünschwarz. Bei dem Huhne ist die Färbung der Kopf- und Halsfedern schwarz, letztere auf dem Rücken in eine Spitze auslaufend, das übrige Gefieder möglichst dunkelbraun mit schwarzem Federsaum und prachtvollem grünen Schimmer der Rückenbefiederung.

Erfahrungen in der Zucht der Chamois-Paduaner.

Von Hermann Böttcher. (Colditz i/S.)

Zuvor muß ich bemerken, daß der Leser nicht etwa etwas Neues, noch nicht Dagewesenes, oder gar einen wissenschaftlichen Artikel erwarten darf. Ich werde mich streng an die Ueberschrift halten, um nur selbst erlebte, eigne Erfahrungen, in meiner mehrjährigen Specialzucht obiger Hühner-

sorte, wiederzugeben und das Ganze in drei Theilen darlegen, und zwar: Das Chamois-Paduanerhuhn im Allgemeinen, die Zucht und Pflege desselben, und der Nutzen desselben.

Das Chamois-Paduanerhuhn im Allgemeinen gehört unstreitig zur Zierde einer jeden Geflügel-Ausstellung; ich spreche natürlich nur von solchen, die den Anforderungen, welche man an ihre Gattung stellt, vollkommen genügen, und nicht ewa jeden beliebigen gelben, haubigen oder kuppigen Stamm, der leider nur zu oft ebenfalls im Ausstellungskatalog den unverdienten Namen Chamois-Paduaner trägt.

Gerechte Anforderungen sind: ein mittlerer Hühnerschlag von kräftigem, etwas niedrig gestelltem Körperbau, sehr gut entwickelte Vollhaube und starken Federbart, möglichst keine oder nur sehr wenig Kammbildung, schönen blauen Schnabel und dgl. Beine ohne Federansatz; die Grundfarbe des Gefieders ist gelb, mit weißer Abzeichnung, d. h. jede Feder hat am Ende einen weißen Punkt oder Flecken. Ein Huhn, welches diese weiße Abzeichnung in Gestalt eines schmalen Randes rings um die Feder trägt, ist bedeutend feiner und werthvoller als die erstere Sorte. Auch die gelbe Farbe ist von verschiedenen Nüancen, vom blaßgelb bis zum roth oder dunkelgelb, so daß jeder Züchter und Liebhaber nach seinem Geschmack Rechnung findet.

Diese weiße Abzeichnung muß bei den Hennen jede Feder haben, je schärfer, desto schöner. Beim Hahne findet man diese Zeichnung nur an der Brust und auf den Flügeln, die sogenannten Binden zuweilen, und das meist nur bei jungen einjährigen Hähnen, auch im Behange des Schwanzes, fast ausgenommen von dieser Zeichnung sind Haube und Bart. Im zweiten und dritten Jahre stellen sich in den Hauben immer weiße Federn ein, wodurch aber diese Art durchaus nicht an Aechtheit oder an Werth verliert.

Findet man nun auf einer Ausstellung einen Stamm, der vom Züchter aus egalen Thieren zusammengesetzt ist und alle Racemerkmale in sich vereinigt, so lacht gewiß jedem Besucher das Herz im Leibe ob solcher Hühnerart, und das mit Recht.

Doch nun zur Zucht und Pflege.

Nicht nur, daß wir diese schönen Thiere in einem wohlgefälligen, man möchte sagen neugewaschenen Habitus zur Ausstellung bringen, nein, wir



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

CHAMOIS-PADUANER.

müssen suchen das Huhn auch im Geflügelhof oder Garten in einem, dem Auge wohlgefälligen Zustande zu erhalten.

Um das zu erreichen, darf man die Hühner nicht frei umher laufen lassen, was sich auch schon von selbst verbietet, weil sie wegen ihrer großen Hauben so zu sagen weder hören noch sehen können. Man muß sie in einem eingezäunten Terrain halten, wo sie hinreichend Grünes haben und weder zur Düngerstelle noch zu anderen Orten gelangen, wo sie sich verunreinigen können; ferner muß ihnen ein altes Gartenhaus oder sonst ein provisorisch hergestellter Schuppen oder Versteck zum Schutz bei feuchter und regnerischer Witterung zur Verfügung stehen. Die Trinkgefäße muß man so einrichten, daß die Hauben beim Trinken nicht naß werden. Darauf muß man die größte Sorgfalt verwenden; die Hauben trocken zu erhalten ist die Hauptsache; dazu bedient man sich am besten künstlicher Trinkgefäße. Ich hatte anfangs Glasflaschen, unten mit Mundstück, doch das kam mir zu theuer, weil sie so zerbrechlich waren; nun ließ ich mir dieselbe Façon in Blech machen; diese sind dauerhaft und zweckentsprechend. Diese Gefäße müssen alle Tage ein- oder mehrmals (je nachdem der Hühnerbestand oder die Jahreszeit ist) tüchtig ausgespült, und wöchentlich mindestens zweimal gründlich gereinigt werden, d. h. man füllt sie Abends voll, halb mit Sand und halb mit Wasser, läßt dieses bis zum Morgen stehen, wo es sich dann leicht reinigt, da der Sand den angesetzten Schlamm zum Theil gelöst hat. Auch gebe ich täglich etwas Salicylsäure in das Trinkwasser. Beobachtet man das Vorhergehende streng, so erhält man die Hühner nicht nur schön im Gefieder, sondern sie bleiben auch von mancher Krankheit verschont, namentlich von Augenkrankheiten, womit sämmtliche Haubenhühner geplagt sind.

Obige Hühnerart züchte ich seit fünf Jahren speciell und habe nebenbei bemerkt, darin nachweislich die größten Erfolge erzielt, so daß ich mir erlaube, meine Beobachtungen in dieser Zucht wiederzugeben.

Bei Zusammensetzung der Zuchtstämme ging ich stets von dem Grundsatze aus, vom Guten nur das Beste dazu auszuwählen und bin bis heute nicht schlecht damit gefahren. Zwar habe ich in neuerer Zeit gelesen, um die guten Eigenschaften von einem Huhn auf die Nachzucht zu übertragen, solle man es mit einem andern paaren, bei welchen obige Eigenschaften

weniger hervortreten. Daß diese Zuchtwahl wohl ebenfalls von Erfolg ist, will ich gern glauben, jedenfalls aber ist dieser kleine Umweg für den Züchter, welchem genügendes Material zu Gebote steht, zwecklos. Der wirkliche Züchter wird aber auch nie zufrieden mit den Resultaten seiner Zucht sein, er findet die Thiere immer noch nicht schön genug, er will sie noch schöner haben. Es muß auch so sein, denn wenn der Mensch von einer Sache befriedigt wird, so hat das Interesse daran ein Ende. So erging es auch mir, so viel wie ich auch schon Chamois-Paduaner gezüchtet, ausgestellt und die höchsten Prämien für meine Zucht erhalten habe, so war mir aber noch nie ein Stamm gut genug; ich fand stets zu tadeln. Dadurch gewinnt das Interesse an der Zucht und es geht mit neuem Muth auf das vorgesteckte Ziel los. Ja ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich hätte bis heute auch nur ein einziges Huhn vollkommen tadellos gehabt, d. h. im strengsten Sinne des Wortes. Hierzu ein Beispiel. Vor zwei Jahren stellte ich einen Stamm dieser Hühner im Auslande aus, wovon es im Ausstellungsbericht hieß, sie wären so schön, daß es einem Maler nicht leicht sein dürfte, einen Stamm genauer in Zeichnung zu malen und doch wußte ich genau, daß die Hennen in Zeichnung sehr verschieden waren. So etwas kann aber nur der Züchter sehen, der sie alle Tage unter Augen und Händen hat. Die Kücken lasse ich nicht gern vor Monat Mai ausbrüten; sie wachsen leicht wie unser Landhuhn und somit noch vollkommen aus. Vorsicht ist jedoch nicht überflüssig und je mehr diese angewendet, desto besser gedeihen die Kücken. Vor Nässe, des Morgens vor Thau und Frost oder Kühle sind sie vor allen Dingen zu schützen; solches bewirkt man am besten dadurch, daß die Zucht getheilt wird, d. h. die Kücken nicht in dem Raume aufgezogen werden, der zugleich der Zuchtraum für die alten Hühner ist. Es muß für die Kückenaufzucht ein besonderer Theil im Garten oder dgl. reservirt bleiben; in den ersten vier Wochen benutze man Kasten (dem Frühbeet ähnlich) mit etwas schrägem Dach, in welchem ein Fenster angebracht ist; in einen jeden solcher Kasten kommt eine Glucke mit ihren Kücken. Der Kasten besitzt eine Ausgangsthür, welche in einen kleinen eingezäunten Laufraum führt; auf diese Weise können mehrere Kasten aufgestellt werden, jede Glucke behält ihre Jungen für sich und kann so bei

schlechter Witterung Schutz finden. Des Morgens werden sie nicht eher herausgelassen, bis es die Temperatur erlaubt und am Tage wird ein provisorisches Dach über den Laufraum gedeckt, damit sie bei schlechtem Wetter geschützt sind. Haben die Kücken ein Alter von vier bis fünf Wochen unter diesen Verhältnissen erreicht, so lasse ich sie dann getrost mit der Glucke frei laufen und sucht dann jede Glucke Abends ihren Kasten von selbst auf. Sind noch ein paar Wochen ins Land gegangen, so verläßt dann eine Glucke nach der andern ihre Kücken und diese sind sich von da an selbst überlassen. Umsomehr muß sich dann der Züchter ihrer annehmen, zumal beim Schlafengehen, damit sie nicht so zeitig in die Stallabtheilungen der Alten gerathen, wodurch manches Kleine arg zerhackt wird. Die Fütterung ist wie bei allen jungen Hühnern, in den ersten Tagen hart gekochtes und klein gehacktes Ei, dann Hirse, Hafergrütze, Semmel, Brod, Weizen u. s. w. Nur sorge ich stets für Abwechslung im Futter, damit ich sie immer bei Appetit erhalte; in den ersten vier bis sechs Wochen ist das eine Hauptsache, auch habe ich hier Gelegenheit, in den ersten Wochen zum größten Theil frische Ameiseneier oder Puppen zu füttern. Ich glaube es ist für Kücken in der ersten Lebensperiode das beste, leider aber auch das theuerste Futter.

Noch muß ich jedoch eines Nothstandes bei der Hühnerzucht erwähnen, nämlich der Hühnerläuse; wer einmal diese Plagegeister in seinen Hühnerställen hat, wird sie auch schwer wieder los, zumal, wenn die Ställe von Holz sind. Bei alten Hühnern mag es noch gehen, aber beim Junggeflügel machen sie dem Züchter viel zu schaffen, halten die Thiere im Wachsthum zurück ꝛc. Früher wußte ich nichts von diesen Parasiten, bis vor zwei Jahren diese Plage eine fremde Bruthenne bei mir einschleppte. Alle in den Fachzeitungen angepriesenen Mittel habe ich angewandt, jedoch nur mit wenig Erfolg, bis ich von einem Landmann ein sehr einfaches Mittel erfuhr, welches darin besteht, daß man die Theile der jungen Hühnchen, wo hauptsächlich die Läuse sitzen (d. i. bei Haubenhühnern Kopf und Hals) mit einigen Tropfen Brennöl (Rüböl) befeuchtet, welches den Tod des Ungeziefers zur Folge hat.

Nun ist es aber nicht genügend, daß der Züchter einen schönen Stamm

besitzt und davon züchtet, nein, er muß auch darauf bedacht sein, ihn zu er-erhalten und das kann er nur durch Blutwechsel erreichen. Man kann beim Ankauf zum Blutwechsel nicht vorsichtig genug sein, denn erwirbt man dazu ein Thier, was dem äußeren Habitus nach zu urtheilen, dem Zwecke vollkommen zu entsprechen scheint, welches aber nicht von edler Abstammung ist, so hat es der Züchter in der Regel stark zu büßen, weil bei Nachzucht die Rückschläge nach der unedlen Abstammung des Erzeugers zu sehr hervortreten. Deshalb kann ich nur einem Jeden rathen, sich beim Ankauf zum Blutwechsel nur an bestrenommirte Züchter oder Händler zu wenden. Die Chamois-Paduaner sind gute Leger, eine Henne legt jährlich durchschnittlich 110 bis 120 Eier. Sie brüten nicht, oder nur höchst selten. Es fällt mir aber nicht ein, sie als Wirthschaftshuhn hinzustellen, dazu beanspruchen sie zu viel Aufmerksamkeit und Pflege; ich betrachte und halte sie nur als Sporthuhn und bin überzeugt, daß, wer sich einmal mit der Zucht dieser interessanten Hühnerart befaßt und befreundet hat, nicht so leicht davon wieder abläßt.

Noch muß ich einiges über die mir vorgekommenen Krankheiten bemerkne; das ist hauptsächlich Schnupfen in verschiedenen Graden, unter welchem ich jedoch nur bei neu zugekauften Thieren oder bei solchen, welche ich auf Ausstellungen schickte, zu leiden hatte. Verschiedene Tinkturen habe ich mir kommen lassen, in der Regel aber nur mit sehr wenig oder gar keinem Erfolge verpinselt. Ist ein Huhn schnupfenkrank, so bringe man es in einen trocknen, erwärmten Raum, hat sich der Schnupfen den Augen mitgetheilt, so daß sie angeschwollen und zugeklebt sind und zum Theil etwas weißlichen Schleim absondern, so nehme man reines Wasser, am liebsten Flußwasser, bringe einen gewissen Procentsatz Salicylsäure darunter, und mit diesem Wasser wasche man vermittels eines reinen leinenen Läppchens die Augen mehrere Male des Tages recht behutsam aus. Man reiche dem Patienten Weichfutter und vergesse nicht, auch in das Trinkwasser ein wenig Salicylsäure zu thun. Hat sich der Schnupfen auch dem Hals mitgetheilt, so daß das damit befallene Huhn beim Athemholen röchelt, so habe ich 5—6 Tropfen in Spiritus aufgelöste Salicylsäure in einen Eßlöffel voll Wasser gethan, und dem Huhne alle zwei Stunden einen solchen Löffel voll

eingegeben und zwar mit dem besten Erfolge. Ich kann daher aus Ueberzeugung Jedermann bei obigen Hühnerkrankheiten die einfachen Salicylsäuremittel auf's Beste empfehlen, nicht nur weil sie billiger wie alle andern Tinkturen sind, sondern weil sie schneller und sicherer helfen.

Dies wären so im wesentlichen meine Selbsterfahrungen in der Hühner-, speciell Chamois-Paduanerzucht und sollte einem Anfänger, Liebhaber oder Züchter mit denselben ein ganz klein wenig auch nur gedient sein, so wäre der Zweck dieser Zeilen vollkommen erreicht.

Die schwarzen Hamburger.

Von J. F. Engelhard. (Nürnberg.)

Seitdem ich das letzte Mal und zwar in der „Illustr. Geflügelzeitung" von 1880 diese Hühner eingehender besprochen habe, hat sich die Zahl ihrer Liebhaber bei uns vermehrt, wie es sich bei der großen Schönheit der Hühner und ihrem wirthschaftlichen Werth wohl erwarten ließ.

In England, namentlich in Lancashire, wurden sie längst und mit Vorliebe gezüchtet und man schenkt ihnen dort heute die größte Aufmerksamkeit.

Obgleich den Liebhabern schwarzer Hühner eine gute Auswahl durch die verschiedenen vorhandenen Arten geboten ist, kenne ich doch keine, welche an Schönheit des Gefieders und der Körperformen den schwarzen Hamburgern gleichkäme. Das erstere, tiefschwarz, atlasweich, knapp anliegend und reich, zeigt uns einen metallischen Glanz, wie wir ihn bei keiner anderen Hühnerrace wiederfinden, und dies bezieht sich sowohl auf die nahezu stahlblauen (tief blaugrünen) mit grünem Schwanze als auf die von hellerem Grün mit broncegrünem Schwanze. Diese prächtige Befiederung wird durch feurig-rothen Kamm ebenso gefärbtes Gesicht und Kehllappen und weiße Ohrmuscheln noch mehr gehoben und fesselt in Verbindung mit der schönen Gestalt unserer Vögel selbst diejenigen, welche sich sonst für Hühner wenig interessiren, wie ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte. Die Augen sind gelbroth, der Schnabel schwarzbraun und Füße und Zehen bleigrau bis schwarz.

Der Hahn hat einen kurzen, fein angesetzten Kopf, mit prächtigem, reich gezacktem Rosenkamm, der vorn breit, nach hinten sich verjüngt und in einer etwas nach oben gerichteten Spitze, dem sogenannten Dorn, endigt. Das feurige Auge, glatte Gesicht, die großen ovalgeformten Ohrmuscheln, welche fein wie weißes Glaceleder sind, die ziemlich langen, dünnen, schön gerundeten Kehllappen und der kurze, abwärts gebogene Schnabel tragen nicht wenig dazu bei, die Schönheit des Kopfes zu erhöhen. Den etwas langen schön gebogenen Hals ziert ein reicher, wallender Behang, der einen Theil des Rückens deckt und diesen kürzer erscheinen läßt, als er ist. — Eigenthümlich ist es, daß in den Halsfedern mancher Hähne, wenn sie von der Sonne beschienen werden, sich rothbraune Flecken zeigen, die außerdem schwer erkennbar sind.

Diese Flecken vergrößern sich häufig mit zunehmendem Alter und werden dann deutlich sichtbar, was dem Züchter nicht erwünscht sein kann.

Die volle runde Brust und die breitfederigen langen Flügel werden hoch getragen, jedoch ohne Affectation. Der Sattel ist breit und reich an langen Federn, ebenso der Schwanz, dessen große, breite Sicheln einen umfangreichen Bogen bilden und der so hoch und aufrecht getragen wird, daß er den Kamm überragt.

Die Schenkel und Füße sind mäßig lang; die letzteren glatt, zierlich und doch kräftig. Zehen und Sporen entsprechen dem Fußbau.

Der Hahn ist sehr lebhaften Temperaments, muthig und voll Aufmerksamkeit und Sorgfalt für seine Hennen. Die Henne, welche die geschlechtlichen Unterschiede ausgenommen mit dem Hahne übereinstimmt, ist kräftig gebaut, brütet wenig, legt aber desto fleißiger. Ich habe zwar bei meinem Stamme nicht die Erfahrung gemacht, daß, wie Wright sagt, eine Henne jährlich 200—250 Eier legt, aber ich muß hier bemerken, daß meine Thiere keinen freien Lauf haben, was um so mehr zu beachten ist, als sie gerne weiden. Ebengesagtes darf auch nicht vergessen werden, wenn ich das Durchschnittsgewicht der Eier mit ca. 50 gr angebe, welches allerdings keine hervorragende Leistung wäre, es aber ist, wenn die große Anzahl der Eier in Betracht gezogen wird, die mit obigem Gewicht multiplicirt per Henne und Jahr ein Produkt von 10,000 gr ergiebt. Wright heißt die schwarzen

Hamburger Hennen die außerordentlichsten Legerinnen unter allen Hühnern und empfiehlt sie sehr als Nutzthiere, wenn sie auch nicht so viel Fleisch liefern als manche andere; er rühmt die vorzügliche Qualität und den guten Geschmack des Letzteren, was ich aus Erfahrung bestätige.

In England hat man Hähne mit 7 Pfd. und Hennen mit 5 Pfd., doch scheint mir das richtige Durchschnittsgewicht bei Ersteren 5—6 Pfd., bei den Letzteren 3—4 Pfd. zu sein. Hierbei bleibt zu beachten, daß die Knochen leichter sind als bei Houdans und anderen Fleischracen.

Die Gesammterscheinung unserer Hühner macht, wie schon erwähnt, einen sehr günstigen Eindruck und entspricht besonders dem deutschen Geschmack in Bezug auf schöne Haushühner, aber auch englische Autoritäten betrachten sie als Ideal einer Hühnerform. Sie empfehlen sich für Oertlichkeiten, wo Rauch und Ruß an der Tagesordnung sind und das Gefieder heller Vögel in höchst fataler Weise beeinträchtigen, ganz besonders.

Nach dem englischen Standard sind es vier Punkte, die bei der Beurtheilung fest gehalten werden müssen:

Farbe, Kamm, Ohrlappen und Symmetrie.

Die Farbe muß immer möglichst rein grün reflectiren, gleichviel, ob sie heller oder dunkler ist und darf weder eine Mischung von Purpur, noch anderer Farben verrathen. Der Kamm muß ein vollkommener Rosenkamm sein, darf nicht überhängen und alle seine Erhabenheiten müssen in einer Ebene liegen. Die Ohrlappen müssen rein weiß sein und als Hauptschönheit wird der symmetrische Bau der Thiere betrachtet.

Wir finden, daß bei Abschätzung des wirthschaftlichen Werthes der verschiedenen Hühnerarten stets ihre Production besonders hervorgehoben, aber das, was sie consumiren, ziemlich nebensächlich behandelt wird.

Das ist ein großer Fehler. Was kann eine große Einnahme nützen, wenn eine verhältnißmäßige größere Ausgabe damit verbunden ist. Ich erwähne dies, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, daß die Hamburger ca. 23 % weniger Futter bedürfen, als z. B. die so sehr empfohlenen Houdans ꝛc.

Wie die alten so sind auch die jungen Hamburger sehr hart und die letzteren — im Dunenkleide schwarz, mit weißem Halse und weißer Brust —

entwickeln sich schnell. Ich halte sie für ebenso dauerhaft als unsere Landhühner, und daher kann ich diese schöne Race allen Hühner-Liebhabern nicht genug empfehlen.

La Flèche, Hamburger Sprenkel-Hühner.

Von Dr. Lax. (Hildesheim.)

Das La Flèche-Huhn, dessen Heimath Frankreich ist, gehört wohl mit Recht zu den beliebtesten Hühner-Racen, weil es mit stattlicher Figur begabt, guten Braten liefert und viele große Eier legt.

Die Figur ist hoch, stattlich lang gestreckt, mastig, walzenförmig und dabei doch schlank und elegant, das Gefieder ist stark und knapp anschließend.

Der Kopf ist stark und langgezogen.

Der Schnabel lang, kräftig, dunkelfarbig mit sattelförmiger Erhöhung über den Naselöchern, kleine Fleischwarzen.

Der Scheitel ist breit mit einer kleinen Haube.

Das Gesicht ist roth, fast unbefiedert.

Der Kamm besteht aus zwei gleichmäßigen aufrechtstehenden Zacken (Hörnern), welche keine Nebenäste haben dürfen.

Der Kehllappen lang herabhängend, breit, hochroth.

Die Ohrlappen sind groß, oval, rein weiß, nicht roth.

Der Hals ist lang, fast gerade aufrecht getragen mit starkem Halskragen.

Der Rücken ist lang, gerade — Sattel sehr breit.

Die Flügel sind lang, stark, fest anschließend.

Der Schwanz kräftig entwickelt, starker Unterschwanz, Sicheln breit und lang (kein Eichhörnchenschwanz).

Die Brust ist breit und voll, stark hervortretend.

Schnabel und Beine kräftig, mäßig lang, dunkelfarbig, federlos.

Zehen kräftig, geradestehend.

Das Gefieder ist rein schwarz mit schönem metallischen Glanz.

Auf dem Scheitel sind weiße Federspitzen statthaft; dagegen dürfen braune und weiße Federn am übrigen Körper nicht vorkommen.

Weiße, graue und braune La Flèche können bis jetzt noch nicht als constante Varietät aufgeführt werden.

Als Tafelhuhn steht das La Flèche- mit dem Crève coeur-Huhn auf gleicher Stufe und beide stehen als solche auf der höchsten Stufe. Diese beiden Racen liefern die schmackhaftesten Braten von 5—6 Monate alten Hähnchen, welche ein Gewicht von 7—9 Pfund erreichen.

Die La Flèche-Henne brütet nie. Die Züchter dieser Racen müssen deshalb, wenn sie nicht künstlich brüten lassen, als Bruthennen Cochin- oder Yokohama-Hennen, oder Kreuzung davon als Brüterinnen halten, von denen sie die Eier auch leicht an der gelben Farbe erkennen können.

Das La Flèche-Huhn gehört außerdem zu den besten Legerinnen, indem es durchschnittlich (das Resultat 12jähriger Zucht) 177 Eier legt, welche ein Durchschnitts-Gewicht von 69 gr haben. Das Durchschnitts-Gewicht wird sich bedeutend höher stellen, wenn man mehr 2- und 3jährige Hennen hält, als ich das bei einer aufgestellten Berechnung gethan habe. Die Eier der La Flèche-Henne werden im zweiten Jahre mehrere Gramm schwerer.

Die Aufzucht der Kücken ist im Ganzen auf einigermaßen trocknem Boden leicht und dankbar. La Flèche müssen nur früh, wo möglich im März und April gezüchtet werden. Schlecht gedeihen Juni- und Juli-Bruten.

Der einzige Mangel bei dieser Race ist der, daß die Brutresultate nicht so günstig sind, als bei anderen Racen, bei dem mehr Kücken ausschlüpfen. Der Grund wird in der leicht brüchigen und verhältnißmäßig dicken Schale und den Eihäuten liegen.

Hamburger Gold- und Silber-Sprenkel-Hühner.

Die Größe der Sprenkel-Hühner erreicht die unseres gewöhnlichen Landhuhnes.

Der Körper ist kräftig, etwas gedrungen dabei mit symmetrischen Formen ausgerüstet. Die Bewegung ist lebhaft. Die Befiederung voll und reich.

Der Kopf kurz, schön geformt.

Schnabel schmal, kräftig, blaugrau.

Scheitel breit.

Gesicht ziemlich groß, schwach befiedert, roth.

Ohren rund — rein weiß.

Kamm gut entwickelter Rosenkamm mit regelrecht stehenden Spitzen beim Hahn (bei Hühnern ist derselbe weniger entwickelt), nach hinten in einer längeren Spitze auslaufend, gerade stehend.

Kehllappen klein, dünn, schön gerundet, hochroth.

Hals kurz, etwas gebogen, aufrechte Haltung, stark befiedert.

Rücken mittellang und breit, im Sattel etwas breiter werdend. Lage wagerecht.

Flügel breit und kräftig, etwas zusammengezogen und festschließend getragen.

Der Schwanz breit und voll, starke Federn, aufrecht getragen, beim Hahn sehr gut entwickelte breite Sichelfedern (eingefaßt).

Brust voll, groß, etwas vorstehend.

Schnabel kurz und ziemlich stark, blaugrau.

Beine kurz, nicht so stark.

Zehen lang und dünn.

A. Silbersprenkel.

a) Hahn. Grundfarbe weiß mit Silberglanz. — Hals und Sattelbehang silberweiß. — Flügeldecken weiß mit schwarzer Querbinde. — Schwingen Außenfahne weiß, Innenfahne schwarz. — Brust und Bauch weiß. — Schwanz schwarz, Sichelfedern glänzend mit schmalem weißen Rande eingefaßt.

b) Henne. Hals silberweiß, das Gefieder des Rumpfes mit gleichmäßigen schmalen schwarz und weißen Querbinden überzogen, welche je regelmäßiger, desto besser, um den ganzen Körper laufen. Schwanz und Schwingen müssen dieselbe Zeichnung haben.

B. Goldsprenkel.

Die Zeichnung des Gefieders ist ganz dieselbe wie beim Silbersprenkel, natürlich mit dem Unterschiede, daß die Grundfarbe gelbbraun mit Goldglanz ist.

Die Hamburger Sprenkel-Hühner sind gute Legerinnen, indem sie nach meinen Erfahrungen durchschnittlich 157 Eier jährlich legten und das Durchschnittsgewicht 52 gr betrug.



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

HAMBURGER SILBERSPRENKEL.



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

HAMBURGER GOLDSPRENKEL.

Die Kücken sind etwas zart und können nicht gut Nässe vertragen.

Die Zucht der Silbersprenkel ist sehr schwierig, indem die Federzeichnung selbst von dem schönsten Elternpaare oft bei der Nachzucht mangelhaft wird, was weniger beim Goldsprenkel vorkommt.

Gold- und Silber-Bantams.

Von Karl Huth (Frankfurt am Main).

Diese beiden prächtigen Varietäten der Bantam-Race haben wir der Intelligenz und dem Fleiße des berühmten englischen Züchters, Herrn John Sebright, zu verdanken, der es verstanden hat, diese herrlichen Specien zu begründen und constant zu machen.

Gold- und Silber-Bantams sind darum unter dem Namen „Sebright-Bantams" zusammenzufassen.

Auf welchem Wege Baron Sebright nun dahin gelangt ist, die diese Hühner-Art besonders auszeichnende „Bänderung oder Säumung" des Gefieders zu erreichen, ist bis heute Geheimniß geblieben; Sebright schien es sich während seines Lebens zum Vorsatz gemacht zu haben, Niemandem über die Art seiner Versuche und Erfolge Aufklärung zu geben; unter dem Vorsitz des Herrn B. Sebright wurde jedoch nach seinem Tode der sogenannte Sebright-Bantam-Club gebildet, der sich speciell die Pflege und Weiterzucht der neubegründeten Race zum Ziel gesteckt hatte.

Unter diesen glücklichen Bedingungen hat sich denn die Sebright-Bantam-Race bis auf den heutigen Tag in unveränderter Schönheit erhalten, wiewohl die nachlässige Züchtung einzelner unverständiger Leute auch Thiere zu Wege gebracht hat, die schon mehr an Landhühner erinnern. Im Kreis der wirklichen Züchter und Liebhaber aber behaupten die Sebright-Bantams dagegen stets noch den ersten Rang, keiner anderen Bantam-Art ist es bis jetzt möglich geworden, sich an ihre Stelle zu drängen.

Den besten Maßstab hierfür giebt der Preis der Sebright-Bantams ab, welcher von keiner anderen Art erreicht wird. Wirklich tadellose Gold- und Silber-Bantams gehören überhaupt zu den edelsten Race-Hühnern.

Um nochmals auf die Abstammung dieser werthvollen Thiere im Hin-

blick des eventuell noch zu findenden Sebright'schen Kreuzungverfahrens zu kommen, hält Herr Robert Öttel in Görlitz das Hamburger Silberlack-Huhn für diejenige Race, welcher der meiste Antheil an der Gestaltung der Sebright-Bantams zukäme. Dem widerspricht jedoch entschieden der berühmte Naturforscher und Hühnerologe Dr. Baldamus, indem er behauptet, daß Sebright das Silber-Paduaner-Huhn zur Gestaltung seiner Bantams benutzt haben müsse.

Wahrscheinlich ist jedenfalls die Ansicht des letzteren Herrn, denn ich wüßte nicht, wie man mit Silberlack-Hühnern, deren einzelne Federn keine Spur von einer Bänderung, sondern nur Tupfen aufweisen, auf „gesäumte Bantams" hinarbeiten wollte.

Das Silber-Paduaner-Huhn hat dagegen und von allen Hühnern einzig und allein die gebänderte Feder, und es ist somit der Wahrscheinlichkeit sehr naheliegend, daß es bei Herstellung der Sebright-Bantams wenigstens in diesem Punkt eine Rolle gespielt hat.

Doch die Herren Liebhaber haben es, wie vorerwähnt, gar nicht nöthig, sich über die Entstehung der Sebright-Bantams viel Kopfzerbrechens zu machen. Die Race existirt in ihrer vollen Reinheit, und wer es sich zur Aufgabe macht, ihre Züchtung zu betreiben, findet reelle Adressen genug, um das gewünschte Zuchtmaterial zu erhalten.

Um nun darzuthun, was der wirkliche Kenner alles von diesen Sebright-Bantams verlangt, will ich die nöthigen Racenattribute ganz genau anführen: Vor allen Dingen einmal kleine zierliche Gestalt, kecke Haltung und lebhaftes Temperament. Um diese drei Eigenschaften noch mehr hervortreten zu lassen, ist eine gewisse Gespreiztheit im Auftreten des Hahns erwünscht; er soll keinen mit Sichelfedern gezierten, sondern nur einen sogenannten Hennenschwanz haben, diesen aber so affectirt aufrichten, daß er mit dem kühn zurückgebogenen Hals in Zusammenstoß zu kommen scheint.

Die Brust des Hahns muß voll und breit sein und möglichst brüske getragen werden, überhaupt kann das ganze Auftreten der Sebrights nicht genug Lebhaftigkeit und Keckheit verrathen.

Das wäre also die ungefähre Charakteristik, so weit sie sich auf Haltung und sogenannten „Styl" erstreckt. Das Aussehen der Einzelheiten wird in

Nachstehendem beschrieben werden und zwar führe ich die verschiedenen Punkte so auf, daß sich auch der Anfänger darin leicht orientiren kann.

Kopf: Kühn getragen und von munterem Aussehen; eine „zitterhalsige" Bewegung, wie sie bei feinen Pfautauben meist wahrzunehmen ist, gilt für besonders schön.

Gesicht: blutroth.

Augen: glänzend dunkelroth oder dunkelbraun.

Schnabel: nicht zu lang und hornfarbig, in's Bläuliche schattirend; kegelförmig, Schnabelspitze nicht nach unten gebogen.

Kamm: Doppelkamm (Rosenkamm!) von frischer rosenrother Farbe mit correct entwickelten Zacken, nach dem hinteren Kopfe schmäler werdend und in einer etwas nach oben gebogenen Spitze endigend.

Kinnlappen (Glocken): ebenfalls frisch rosenroth, nicht zu groß, hübsch abgerundet.

Ohren oder richtiger gesagt „Ohrlappen": bläulich weiß und ohne Falten. Hierzu muß bemerkt werden, daß „weiße Ohrlappen" wohl das Ideal bleiben sollen, wonach wir Züchter hinstreben, — daß dieser Punkt jedoch sehr selten erreicht werden wird, da fast gar keine weißohrigen Bantams mehr existiren. Meist ist das Ohr roth eingefaßt und hat nur in der Mitte etwas weißliche Abzeichnung. Die Schwierigkeit der Erzielung ganz weißer Ohrscheiben hat darum eine mildere Beurtheilung dieses Punktes geschaffen und rothe Ohren sind den Preisrichtern jetzt meist kein Hinderniß mehr sonst vorzüglichen Stämmen eine erste Prämie zuzuerkennen.

Rücken: sehr kurz, erscheint meist etwas dunkler als das übrige Gefieder.

Hals: spitz zulaufend und, wie oben gesagt, bei dem Hahne sehr zurückgebogen getragen; die Kragenfedern müssen unentwickelt sein, so daß der Hals des Hahns fast mit dem der Henne zu vergleichen ist. Unter diese Bedingung fallen auch die Sattelfedern des Hahns, die möglichst kurz und knapp sein sollten.

Beine und Füße: hellblaugrau und glatt, nicht zu lang; für besonders schön gilt es, wenn die Sebright-Hähne ihre Flügel so hängend tragen, daß sie fast den Boden berühren; die Thiere erhalten dadurch ein kampflustiges Aussehen, was ihrer ganzen Erscheinung sehr zu Statten kommt.

Schwanz: wie bereits oben erwähnt, ohne Sichelfedern, „ein sogenannter Hühner- oder Hennenschwanz". Hahn und Henne der vorliegenden Race sollten sich im Schwanz eigentlich nicht von einander unterscheiden lassen, wiewohl die beiden oberen Federn des Hahnenschwanzes meistens eine kleine Biegung nach unten zeigen; sie repräsentiren die unentwickelt gebliebenen Sichelfedern.

Zum Schlusse der Beschreibung des äußeren Aussehens kommt jetzt noch als Wichtigstes die allgemeine Zeichnung des Gefieders. In diesem Punkt arten die Gold- und Silber-Bantams gleich stark aus, denn man verlangt von vollkommenen Exemplaren eine gleichmäßig schwarze Einfassung einer jeden einzelnen Feder. Dies gilt auch für die beiderseitigen Schwingen, sowie für die Schwanzfedern. Die Zeichnung soll über den ganzen Körper gleichmäßig einen schmalen, tiefschwarzen, grünglänzenden Saum ringsum jeder einzelnen Feder bilden. Bei Schwing- und Schwanzfedern trifft die Bedingung der Säumung zwar nur in den seltensten Fällen zu, insbesondere bei den Hähnen, und so sind denn sonst schön gezeichnete Vögel, die allenfalls nur einige schwarze Tupfen, statt der erforderlichen Bänderung aufzuweisen hätten — dennoch als mustergültig anzusehen. Die Hennen müssen dagegen unbedingt richtig gebänderte Schwanzfedern haben, wenn sie „fein" sein sollen.

Ich habe gefunden, daß die Gold-Bantams in der Einfassung der einzelnen Federn mehr Constanz zeigen, als die Silber-Gesäumten; letztere verwandeln die intensiv schwarze Farbe des Randes oft in ein „staubiges Schwarz", wogegen die Feder weniger markirt erscheint.

Um die Größe des Bantams zu bestimmen, so darf ein Sebright-Hahn nicht mehr als 22 englische Unzen und die Henne nicht mehr als 16 wiegen. Für deutsche Ausstellungen wären 650 gr für den Hahn, 500 gr für die Henne die äußerste Grenze. Ein Hahn von 700 gr ist schon groß.

Wiewohl nun die Gold-Bantams mit der gelbrothen Grundfarbe des Gefieders im Ansehen eigentlich mehr vorstellen und meist auch etwas kleiner sind als ihre schwarz-weißen Brüder, so kann man doch nicht sagen, daß ihnen seitens der Liebhaber ein entschiedener Vorzug zu Theil würde. Viele ziehen sogar die Silber-Bantams vor! Doch darin mag Jeder seinem eigenen

Geschmacke nachgehen. Im Allgemeinen kann festgestellt werden, daß die beiden Varietäten in ökonomischer Beziehung genau die gleiche Beachtung verdienen. Sie sind gute Leger, brüten vorzüglich und erfreuen ihren Besitzer durch anmuthiges trauliches Wesen. Ganz besonders muß man bei ihrer Haltung darauf sehen, daß sie freien Lauf haben, sonst wird man wenig Freude an ihnen erleben. Sebright-Bantams, die eingepfercht sind, sehen niemals schmuck und reinlich aus — sie verlieren mit einem Worte allen Anstrich!

Ist ihnen dagegen nur etwas Garten mit Rasen oder Wiese geboten, so blinken sie wahrhaft beim Daherschreiten. Ein trockener, zugfreier Stall, der reinlich gehalten ist, muß ihnen natürlich auch zur Verfügung stehen.

Es empfiehlt sich bei dieser Race, auf einen Hahn verhältnißmäßig viele Hennen zu halten; acht Stück erscheinen mir nicht zuviel; hierfür spricht ein besonderer Grund, der auch bei den anderen verwandten kleinen Racen in Betracht zu ziehen sein dürfte. Die Bantams liefern durchschnittlich weit mehr Hähne, als alle übrigen Hühnerschläge, was man allgemein einer kräftigeren Geschlechtsentwickelung der männlichen Thiere zuschreibt.

Um dieses nun zu paralisiren, theilt man mehr Hennen zu, und man wird auf diese Weise auch sicher etwas erreichen, wenn außerdem bei der Auswahl auf möglichst junge Hähnchen gesehen wird. Von gewisser Seite wird diese Erscheinung aus der Thatsache zu erklären gesucht, daß die Hähne der wilden Bankiva-Race, von welcher unsere Bantams zunächst abstammen dürften — unter einander die heftigsten Kämpfe mit oft tödtlichem Ausgange führen; als Ausgleichung dieser Verluste könnte man es also als eine weise Einrichtung der Mutter Natur ansehen, wenn männliche Thiere in einer gewissen Ueberzahl entstehen.

Die von Liebhabern der Sebright-Bantams oft geführte Klage über mangelhafte Befruchtungsfähigkeit der Hähne, welche man auf die Hennenfiedrigkeit derselben zurückführt, — hat bei meinen Züchtungen niemals Bestätigung erfahren; ich führe diesen Mißstand, wenn er sich wirklich einfindet, auf ganz andere Dinge zurück. Prima Silber-Bantams sind durch die vielen Vorsichtsmaßregeln und Aengstlichkeiten, welche man bei ihrer Aufzucht anzuwenden pflegt, meist etwas verzärtelt und zeigen darum selten jene

wünschenswerthe Frische, die man z. B. gewöhnlich bei sich selbst überlassen gewesenen Landhühnern findet.

In einem solchen Falle muß das Versäumte aber nachgeholt werden; man sollte den Bantams so rasch als möglich freien Auslauf bieten, tüchtig Fleisch füttern und sie nicht zu ängstlich vor jedem Witterungseinfluß behüten. Bei solcher Behandlung wird sich die Theorie schlechter Zeugungskraft bei den Sebrights sehr bald als hinfällig erweisen.

Die Sebright-Bantams neigen ferner in der Nachzucht mehr als alle anderen Bantams zu den unliebsamsten „Ausartungen."

Hierunter figurirt in erster Linie die sehr häufig vorkommende „falsche Federnzeichnung"; sie tritt oft so stark auf, daß man in den Nachkommen die Eltern kaum wiedererkennt. An die Stelle eines richtig gebänderten Gefieders tritt dann gewöhnlich ein helllichtes oder gar schwarzdunkel getupftes — oder besser gesagt — verschwommen gezeichnetes Federkleid, die Säume am Schwanze und den Schwungfedern fehlen ebenfalls, und hin ist's mit der Freude an der ganzen Nachzucht.

Hier steht der „Geflügelfreund" aber auch vor dem großen Prüfstein! Der Moment ist gekommen, wo es sich zeigen soll, ob der Mann mit Recht seinen Namen verdient. Davonlaufen und die ganze Bantam-Zucht aufstecken liegt ihm wohl hier am nächsten. — Doch der, welcher wirklich etwas zu erreichen strebt und Lust zur Sache hat, darf in einem solchen Falle am allerwenigsten umkehren.

Das Ausharren ist und bleibt bei der „Racen-Zucht" immer die Hauptsache! Nein, es sollte dieser Mißerfolg einem Jeden im Gegentheil ein Sporn sein, jetzt erst recht weitere Versuche zu machen.

Wenn es keine Leute von solcher Ausdauer gegeben hätte, woher sollten denn unsere edlen Race-Hühner kommen?

Ein weiterer Fehler, dem die Sebright-Bantams nicht selten verfallen, ist die „incorrecte Kammbildung." Statt einer schön entwickelten „Rose" treffen wir bei jungen Hähnen leicht auf höckerartige Kammtheile, die, von einander getrennt, wie rothe Warzen aussehen, und am allerwenigsten an das erinnern, was sie vorstellen sollen. Auch „einfache" Kämme erscheinen mitunter in der Nachzucht von den besten Alten, selbst



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

GOLDBANTAM.

dann, wenn der Zuchtstamm durch mehrere Generationen richtigen „Rosenkamm" aufzuweisen hatte.

Die meistvorkommenden Fehler der Sebrights sind demnach in Folgendem zusammenzufassen: „Allzustarke Figur, falsche Bänderung des Gefieders, „ächte" Kragen-, Sattel- und Sichelfedern beim Hahne, vollständig rothe Ohren, zu sehr gebogener Schnabel und falsche Kammbildung.

Über die beste Methode der Aufzucht junger Bantams gehen die Ansichten sehr weit auseinander und Jeder sieht darin gewissermaßen seine eigenen Erfahrungen als maßgebend an.

Oft wäre es für einen Anfänger ein Leichtes, sich die Rathschäge und Winke eines erfahrenen Specialzüchters zu Nutzen zu machen und dadurch viel Lehrgeld zu ersparen — aber nein — es wird in den meisten Fällen zuerst einmal nach eigenem Recept gearbeitet und erst nach und nach durch Verluste zum richtigen Wege eingelenkt.

Es ist nämlich mit der Aufzuchts-Methode der Bantams eine ganz andere Sache, als wenn es sich um das Großbringen anderer Hühnerracen handelt; bei Letzteren wird von jung auf, eben darauf gesehen, daß sie durch gutes und nährendes Futter recht bald in die Höhe kommen und noch vor Eintritt der nassen Herbstwitterung mit der Mauser fertig werden.

Umgekehrt muß man dagegen mit den Bantams verfahren! Diese sollen vor Allem klein bleiben und so heißt es nach Mitteln suchen, sie im Wachsthum möglichst zurückzuhalten.

Das erste Princip zur Kleinerhaltung suchen die Bantamzüchter hauptsächlich einmal in der fortgesetzten Inzucht; in zweiter Linie füttern sie ziemlich knapp und mit wenig nährender Kost und zum Dritten wählen sie vorzugsweise zum Ausbrüten diejenigen Hennen, welche ihren mütterlichen Pflichten erst etwas spät in der Jahreszeit nachkommen.

Daß mit diesen Methoden auf das Kleinbleiben der jungen Thierchen hingearbeitet werden kann, wird Niemand bestreiten, der selbst einmal Versuche damit angestellt hat; es wird ihm bei seinen Experimenten aber sicher auch klar geworden sein, was es heißt mit diesen gesundheitswidrigen Principien „überhaupt" etwas aufzuzüchten.

Wem sollte sich beim Anblick eben zur Welt gekommener junger Ban-

tam-Kücken nicht unwillkürlich die Sorge um die erste Ernährung — respective um die Wahl des ersten Futters aufdrängen? Es liegt so nahe diesen winzigen schwächlichen Geschöpfen gleich einen nahrhaften Imbiß zu reichen! Aber nein, der Bantamzüchter sollte sich diesen natürlichen Eingebungen consequent zu verschließen wissen. Sein Bestreben muß von vornherein darauf gerichtet sein, die Entwicklung der jungen Küchlein nicht eigentlich zu begünstigen, wiewohl er auf der andern Seite wieder Alles aufbieten muß, sie in gesundem Zustand zu erhalten. —

Er steht also mit seiner Verpflegung zwischen zwei sich vollständig widerstrebenden Principien und geräth dadurch sehr leicht in Gefahr, nach der einen Seite einmal etwas zu viel zu thun; lassen z. B. einige der Kücken die Flügel einmal hängen und wollen nicht so recht mit den Anderen fort, so wird sich der Pflegevater gleich fragen müssen, ob dies nicht etwa durch die etwas zu schmale Kost entstanden sein könne — und entwickeln sich die Thierchen im Gegensatz hiezu so recht sichtlich — so gefällt ihm das wieder nicht und so geht es fort bis die Erziehungstheorie ihren oft ansehnlichen Tribut gefordert hat.

Was noch übrig bleibt berechtigt dann allerdings zu den schönsten Hoffnungen; wenn man aber bedenkt, wie viel Zeit, Mühe und Enttäuschung im Spiele waren, bis ein paar solcher tadelloser Hühnchen erzielt wurden, so kann man nicht behaupten, daß die Bantam-Zucht zu den lohnendsten Beschäftigungen zähle.

Und alle diese Dinge, welche zur guten Sommerszeit noch einigermaßen günstige Resultate zulassen könnten, sollen auch noch im Spätjahre vorgenommen werden! Die kühle und wenig zum Wachsthume der Küchlein geeignete Jahreszeit wird, wie gesagt, vorzugsweise gerne benutzt. Zählt man hier noch dazu, daß die Eltern der aufzuzüchtenden Brut vielleicht schon durch mehrmalige Verwandtschaftsparung in ihrer Lebenskraft gehörig reducirt sind, so wird zugegeben werden müssen, daß die Erziehung feiner Bantams an die waghalsigsten Experimente gebunden ist. Man könnte mir hierauf zwar erwidern, daß es ja nicht nöthig sei, die bekannt gegebenen Principien so auf die Spitze zu treiben, wie es von mir beschrieben worden ist; dem gegenüber erinnere ich aber an die Thatsache, daß die Bantam-

Racen durchschnittlich alle das Bestreben in sich tragen, in der Nachzucht größer zu werden, und daß man Angesichts dessen kein Mittel unbenutzt lassen sollte, dem entgegenzuarbeiten. Herr Dr. Baldamus will übrigens von diesen Herbstbruten gar nichts wissen; er spricht sich ganz direct dagegen aus und behauptet, daß mit den beabsichtigten Reducirungen der äußeren Größenverhältnisse unbedingt eine Verkümmerung anderer Eigenschaften verbunden sein müsse. Er empfiehlt darum zu günstigen Resultaten eine sorgfältige Auswahl der Zuchtthiere selbst, bei welchen außer den erforderlichen Artmerkmalen auf möglichst kleine und zierliche Figur zu sehen wäre. Mit diesen Vorbedingungen verspricht sich Herr Dr. Baldamus die nämlichen Erfolge und glaubt auf die oben angeführten Aufzuchtsmaßregeln nach jeder Richtung verzichten zu können. Es soll meine Aufgabe nicht sein, hier zu erörtern, welche der aufgestellten Principien am Ersten zum Ziele führen, jedenfalls wird Derjenige am Weitesten kommen, dem die meisten Mittel zur Kleinhaltung seiner Bantams zu Gebote stehen und der vor Allem gelernt hat, sie in der Praxis mit Vortheil anzuwenden.

Whright, dem man ohne Schaden in dem Meisten blindlings Glauben schenken kann, bezeichnet die Sebright-Bantams im vollsten Sinne des Wortes als „Kunsthühner" und bemerkt hierzu, daß außer dem eigentlichen Begründer der Race, einem gewissen Mr. Hewitt ganz besondere Verdienste um die Vervollkommnung dieser Varietät zuzusprechen seien. Diese Autorität lobt bei den Sebright-Hähnen eine gewisse Neigung zu Sichelfedern und will beobachtet haben, daß Hähne mit vollständig hennenartigen Schwänzen oft gänzliche Unfruchtbarkeit zeigen.

In meiner Praxis hat sich diese Wahrnehmung nicht bestätigt, da ich von meinem schablonenhaft-correcten Hahn sehr selten unbefruchtete Eier erhielt; ich habe dies bereits weiter vorn mitgetheilt. In Bezug der Sebrights macht Herr Hewitt noch folgende zwei Bemerkungen: „Wenn die Thiere ungefähr drei Jahre alt sind, so bekommen sie mehr oder weniger eine graugesprenkelte Farbe mit weiß vermischt und sind daher für Ausstellungen nicht mehr zu gebrauchen, wiewohl sich von solchen Exemplaren immer noch schöne Junge erzielen lassen. Zweitens kann es als Regel angesehen werden, daß man von den bestgezeichneten Eltern weniger gute

Nachzucht erzielt, als wenn man zum Beispiel eine kaum genügend markirte Henne mit einem durchaus correct gezeichneten Hahn paart.

Ich für meinen Theil bin in Bezug der Farbenveränderung, die sich nach Herrn Hewitts Mittheilung etwa im dritten Jahre einstellen soll, niemals so weit gekommen, eine abwartende Stellung einzunehmen, denn ich gehe von dem Princip aus möglichst junge Thiere zur Zucht zu verwenden. Einjährige Hühner mit einem gleichalterigen Hahn ergeben nach meinem Dafürhalten immer die besten Resultate. Und diese Beobachtung gilt in erster Linie der Größe. Auch wähle ich zur Zucht lieber beide Geschlechter in ganz correcter Zeichnung, wiewohl ich an der Wahrheit der Hewitt'schen Behauptung, deren Richtigkeit ich mit einem eigenen Versuche zu prüfen zu bequem und zu ängstlich bin, nicht den geringsten Zweifel hege.

Ich will nun in Nachstehendem beschreiben, wie ich meine Bantams aufzüchte. Vor allen Dingen kommt hier einmal der Ort in Betracht; es müssen einem mehrere durchaus gute Ställe zur Verfügung stehen. Ferner ein bestimmter Theil eines Gartens oder eines Grundstücks, worauf man den führenden Glucken die angemessene Bewegung bieten kann.

Man wird sich von gewisser Seite vielleicht wundern, wenn ich zur Aufzucht der Bantams als das Beste und Praktischste „Welschhühner" empfehle und mir sehr wahrscheinlich die größten Bedenken in Bezug dieser großen Thiere entgegenbringen. Ich kann aber trotzdem nur angelegentlichst darum bitten, mit diesen Müttern einmal Proben anzustellen.

Hat man durch eine solche Truthenne eine tüchtige Anzahl junger Hühnchen erhalten, so sollten sie vor Allem in einem hellen geräumigen und trockenen Stalle untergebracht werden; in eine Ecke desselben legt man eine möglichst nicht mehr ganz neue Strohmatte, damit die junge Brut auch vom Boden her warm sitze.

Die jungen Sebright-Bantams füttere ich in den ersten drei Wochen nur mit guter geschälter Hirse und frischen Ameiseneiern (Ameisenpuppen), lasse sie aber selbst bei schönem Wetter nicht ins Freie. Hält man den Stall rein und luftig, so ist diese Methode entschieden dem freien Umherlaufenlassen vorzuziehen. Nach drei Wochen gebe ich kleingehacktes, gekochtes Rinder-

herz und mit Milch angebrühte Hirse. Im Alter von einem Monat lasse ich sie dann mit der gewöhnlich sehr sorgsamen Putenmutter in den gras- und buschbewachsenen Garten gehen und so entwickeln sie sich meist ohne nennenswerthe Verluste.

Natürlich darf man sich nach dem Ausgewachsensein der jungen Thierchen nicht allzusehr wundern, wenn mitunter Exemplare dabei sein sollten, die ihre Eltern an Größe weit überragen. Dagegen giebt es eben kein unfehlbares Mittel; nur, wenn sich Fleiß, Sorgsamkeit und Geduld zusammenfinden und auf die Heranzüchtung einer möglichst großen Anzahl Kücken hinarbeiten, wird für den Bantam-Züchter von einem wirklich befriedigenden Resultat die Rede sein können.

Zuchtresultate.

Von J. M. Noack (Bessungen bei Darmstadt).

Mit Vorliebe züchtete ich stets die kleinen Hühnerracen, da diese sich in einem Garten durch ihr munteres Wesen schön ausnehmen und auch durch ihre Neigung zum Fliegen mehr von Unglücksfällen verschont bleiben. Wenn ich auch nebenbei hin und wieder die eine oder andere große Race züchtete, so geschah dies hauptsächlich nur, um durch Kreuzung auch diese mit den charakteristischen Kennzeichen in Zwergform zu züchten. Solches nahm ich z. B. mit den großen Cochins vor und brachte es auch soweit, daß ich in 3 Jahren — so ziemlich annähernd — die Pekings oder auch Cochin-Bantams erzielte. Leider büßte ich diese aber in Folge ihrer großen Empfindlichkeit, besonders bei den Hennen, welche mit der Legenoth sehr geplagt waren, bald wieder ein.

Eine Reihe von Jahren züchtete ich so ziemlich alle kleinen Hühnerracen, während ich vorher nur 4 bis 5 Arten hielt.

Um nun im Verlauf meines Berichtes auf verschiedene Züchtungsresultate hinweisen zu können, so glaube ich, daß es zweckmäßig erscheint, auf die verschiedenen kleinen Hühnerracen speciell einzugehen.

Von allen kleinen Racen züchtete ich stets wieder mit besonderem Interesse die Goldbantams, und zog sie sogar den Silberbantams vor, obgleich

letztere durch ihre scharf begrenzte Farbenzeichnung mehr auffallen. Bemerkenswerth war es mir bei der Zucht der Goldbantams, daß in einzelnen Jahrgängen, entweder die jungen Thiere alle in Farbe und Zeichnung zu meiner Zufriedenheit ausfielen und wieder in anderen Jahren, von demselben Stamm, die Nachzucht sehr mittelmäßige Zeichnung hatte und dann aber auch die Figur dieser Thiere viel zu wünschen übrig ließ.

Im Allgemeinen hatte ich mit der Zucht der Silberbantams weniger Glück, da diese sehr leicht entarteten und sehr oft zu groß und stark wurden und dann in Gestalt des Körpers sowie auch in der Befiederung einem Landhahn glichen.

Sehr lohnend war die Zucht der weißen und schwarzen Bantams, welche auch bei der Nachzucht meistens treu blieben und nur äußerst selten ein Thierchen entartete.

Ebenso bewiesen sich die Japanischen Bantams als sehr constant und kam es mir nie vor, daß einzelne Thiere der Nachzucht ausarteten, doch waren sie schwieriger aufzuziehen. Ja selbst die Kreuzungen zwischen Japanischen Bantam-Hähnen und schwarzen oder weißen Bantam-Hennen, näherten sich stets mehr ersteren, ja kamen denselben oft schon wieder so nahe, daß bei einer abermaligen Paarung mit echtem Hahn und den Kreuzungshennen die daraus hervorgegangenen Thiere von den echten kaum zu unterscheiden waren.

Die niedlichen Java-Hühner züchtete ich mit weißem, gelbem und graubraunem Gefieder, mit doppelten Kämmen, weißen Ohrläppchen, sowie mit gelben und fleischfarbigen Beinen, und zeichneten sich dieselben durch eine sehr kleine gedrungene Figur aus. Die Eier haben die Größe kleiner Taubeneier. Die Aufzucht ist etwas schwieriger, wie die der verschiedenen Bantam-Racen, doch sind die ersten Wochen vorüber, so ist die schwierige Zeit überstanden und hat dann das Gedeihen der Kücken einen günstigen Verlauf.

Ferner züchtete ich weiße und porzellanfarbige englische Zwerghühner, erstere mit Federbausbäckchen, beide Arten waren in der Zucht stets lohnend, indem sie sich schnell entwickelten, ohne in der Figur auszuarten. Die Hennen benutzte ich meistens zum Ausbrüten der Bantam-Eier und zum Führen der Kücken, denn sie sind die besten Mütter der kleinen Hühner-

racen. Von den englischen Zwerghühnern züchtete ich noch eine Varietät mit weißem seidenartigen Gefieder. Die seidenartigen Federn hatten nicht das wollige oder flaumartige der japanischen und chinesischen Seidenhühner, sondern die Federn waren länger und schlichter, mehr haarartig. Dieses Huhn brütet und legt gut. Ein Ausarten der Kücken ist mir nie vorgekommen. Diese Race hat ebenfalls Federbausbäckchen und ganz die Figur der weißen englischen Zwerghühner.

Die Zucht der weißen englischen Zwergkaulhühnchen ist ebenso lohnend, obwohl sie mehr einer Entartung preisgegeben sind, doch kann man derselben ziemlich vorbeugen, wenn man einmal die dazu verwendeten Hennen beibehält. Im Allgemeinen klagen die Züchter, daß nur ein geringer Theil der Eier brutfähig sei, welche Erfahrung ich während einer Reihe von 7 Jahren nicht machte und kann ich sagen, daß von 10 Eiern stets nicht unter 8 auskamen.

Eine andere Art, die französischen Zwerghühner, züchtete ich ebenfalls lange Jahre. Dieselben sind niederer gestellt und existiren in sehr verschiedenen Farben. Der ganze Körperbau ist gedrungener. Die Schwanz- und Halsfedern sind länger, ebenso auch die Sichelfedern des Hahnes. Die Befiederung und Farbe der Beine wechselt sehr. Diejenigen mit schwarzem Gefieder sind die beliebtesten. Die Henne legt ebenso gut wie die englische und ziemlich große Eier. Diese Race benutzte ich zur Zucht der Peking-Bantams.

Als eine der empfindlichsten Racen zeigen sich bei mir in der Zucht die kleinen japanischen Seiden-Bantams, welche ich s. Z. aus Antwerpen bezog, die wohl die kleinsten Thiere des Hühnergeschlechts sind. Diese Race legt nur sehr wenige Eier und zwar nur in großen Zwischenräumen, so daß man im Laufe des Frühjahrs nur 10—12 Eier bekommt, damit ist aber auch die Legezeit beendigt. Die Aufzucht der Kücken war sehr schwierig und konnte man von großem Glück sagen, wenn von 12 Eiern 5 Thierchen durchkamen. Um diese Kücken am Leben zu erhalten, fütterte ich nur hartgekochte Eier mit Buchweizenschrot und ein über den anderen Tag feingehacktes gekochtes Fleisch. Die gelben Beine sind sehr kurz, kaum 1½ Zoll hoch. Das Gefieder ist seidenhaarartig und dabei gedreht oder gelockt.

Von kuckucksfarbigen Bantams züchtete ich zwei Arten, die belgische und die englische. Beide legen sehr fleißig und brüten gut, doch zum Führen der Kücken sind sie nicht zu empfehlen.

Als sehr fleißige Leger zeichneten sich die 3 Arten von Zwergkämpfern aus und erforderten die Kücken weniger Sorgfalt, als die der übrigen Bantamarten. Diese kleinen Kämpferarten sind wie unser deutsches Landhuhn sehr emsig im Aufsuchen ihrer Nahrung, wodurch dieselben eine Ausnahme von den übrigen genannten Arten machen. Ferner suchte ich durch Kreuzung die Peking- oder Cochin-Bantams zu züchten, indem ich im ersten Jahre einen nicht all zu kräftigen, doch gut gebauten und befiederten Cochin-Hahn mit dunkelgelben etwas kräftigen Zwerghennen paarte, aber auch zugleich einen dunkelgelben Zwerghahn mit zwei schwächeren Cochin-Hennen. Im zweiten Jahre paarte ich die Nachkommenschaft beider Kreuzungen und zwar um schneller zum Ziele zu gelangen, einen Hahn erstbesagter Kreuzung mit Henne der zweiten und ebenso Hennen erster Kreuzung mit einem Hahn der zweiten. Selbstverständlich wählt man hier ja auch die geeignetsten Thiere aus. Ebenso muß man nebenbei die Kreuzungen des ersten Jahres nochmals vornehmen, um die Nachzucht im dritten Jahre mit den Thieren der Nachzucht von den Kreuzungsthieren wiederum zu paaren, wovon ich dann die originellen Peking-Bantams erhielt. Ferner suchte ich durch Kreuzung die Yokohama-Bantams zu züchten und brachte es auch zu 3/4 Blut, war aber weniger glücklich in dieser Zucht, da die größere Zahl der Yokohama-Hähne, welche ich hierzu verwandte, sich zur Paarung mit weißen Bantams oder silberhalsigen Kampfbantams nicht geneigt zeigten. Unter der großen Zahl dieser Hähne paarten sich nur zwei mit diesen Bantam-Hennen und zwar nur im Alter von 1 bis 2 Jahren. Hierdurch war es sehr schwierig, diese Kreuzung und Zucht der Yokohama-Bantams durchzuführen.

Mit den Phönixhühnern scheint es viel leichter Bantams dieser Race zu züchten, da diese an sich nicht sehr kräftig und die Neigung ohnehin haben, nach jeder Brut schwächer zu werden.

Das japanesische Seidenhuhn, etwas größer als alle übrigen Seidenhühner, zähle ich dennoch zu den kleineren Hühner-Racen. Ich fand diese Race als die am wenigsten empfindliche der Zwerghühner, und



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SILBERHALSIGE ZWERGKÄMPFER.



Lithogr. und Druck der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

GOLDHALSIGE ZWERGKÄMPFER.

wuchsen die Kücken im Vergleich zu den anderen Arten viel rascher auf. Zur Fortzucht suchte ich stets diejenigen Hähne auszuwählen, deren Gesicht, Kamm und Lappen am intensivsten blau erschienen und einen schönen, starken, runden Rosenkamm hatten und die größte Federhaube aufwiesen, ebenso mußten auch die Hennen beschaffen sein und ziemlich gut befiederte Beine haben. Bei allen Bruten dieser Race waren die Hähne stets in der Mehrzahl, ja sogar bei einer Brut von 12 Kücken war nur eine Henne vorhanden. Das Federkleid dieser Vögel war stets von rein weißer Farbe.

Das siamesische Seidenhuhn ist im vollen Sinne des Wortes ein eigentliches Zwerghuhn. Es hat ein mehr gelblich-weißes Gefieder und einen rothen, einfachen, etwas überhängenden Kamm und nur sehr unbedeutende Federhaube, bei den Hennen ist sie oft gar nicht vorhanden. Gesicht und Kehllappen sind ebenfalls roth. Die Beine sind selten gut befiedert. Die Schweiffedern sind bei dem Hahn und der Henne reich und gut entwickelt. Die Aufzucht ist etwas schwieriger, doch nicht empfindlicher als die der Bantam-Arten.

Ich muß hier noch von einer Race der Seidenhühner sprechen, welche ich s. Z. aus dem zoologischen Garten von Lüttich erhielt und die sich auch wesentlich in der Gestalt von den anderen unterschied. Diese Race war von Figur klein, aber nicht nieder gestellt, d. h. die Beine waren im Verhältniß der Körpergröße nicht kurz zu nennen. Der Hahn hatte einen stark entwickelten, einfachen, tief eingezackten Kamm von tief rother (dunkelrother) Farbe, dieselbe Farbe hatten auch Gesicht, Kehllappen und Ohrlappen. Letztere waren auch verhältnißmäßig groß. Die Form der sämmtlichen Schwanzfedern ähnelte dem der Cochins, welches dem ganzen Vogel ein originelles Ansehen verlieh. Das Gefieder war rein weiß, doch war es weder wollig noch schlicht zu nennen. Diese Seidenhühner waren ungemein beweglich, dabei aber sehr zutraulich. Die hellschieferfarbigen Beine hatten nur wenige kurze Federn. Die Henne legte fleißig und die Eier waren von ziemlich dunkelrother Farbe. Die Race war sehr widerstandsfähig und kann ich mich nie erinnern, daß ein oder das andere Thier kränkelte.

Das gelbe Zwerg-Wollhuhn hat die Größe und Figur der französischen Zwerghühner, hat ein dunkelgelbes wolliges Gefieder, die compacte, kurze

Gestalt ist mit dichtem wolligen Federkleid versehen. Die Befiederung der Beine ist ziemlich reich. Die Hennen legen hellgelbe Eier von mehr runder Form. Die Aufzucht der Kücken ist nicht schwierig.

Das Zwerg-Strupphuhn ist ebenso originell als selten, wie das vorhergehende Huhn, und wurde in den 50er Jahren in Holland und Frankreich gezüchtet. Diese Race existirt mit buntem und gelblich-weißem Gefieder, doch können nur letztere Anspruch auf Schönheit machen. Die Federnränder sind weiß und wird der übrige Theil der Federn gegen den Kiel zu immer mehr dunkelgelb. Das Federkleid hat nicht das zotteliche Ansehn der großen Strupphühner, sondern sind die Federn sehr regelmäßig gestellt und muschelartig zurückgebogen bis zum Kopf hin. Den Schweif tragen diese Hühner nicht so hoch und hat derselbe das Ansehen wie der einer frisirten Pfautaube. Der Kamm ist groß, doch etwas lappig. Die Beine sind ziemlich reich befiedert und mit Stulpen versehen. Die Hennen sind nicht zu den fleißigen Legern zu zählen; die Anzahl der Eier, welche die Henne im ganzen Jahr legt, beläuft sich höchstens auf 30 bis 40 Stück. Die Aufzucht der Kücken kommt jener der gewöhnlichen Zwerghühner gleich.

Meine Hühner lasse ich in eigens zum Brüten construirten Nestkasten brüten und die offene Stelle wird während der Brut mit einem Holzgitter verschlossen, welches nur während der Fütterungszeit weggenommen wird.

In jedes Nest kommt vor der Brut ein feuchter Rasen, welcher nur mit wenig Hafer- oder Gerstenstroh bedeckt wird, worauf die Eier zu liegen kommen. Während der Brut wird zweimal Tabakstaub zwischen die Eier gestreut: zu anfang, gleich nach den ersten acht Tagen und später zwei bis drei Tage vor dem Ausschlüpfen der Kücken.

Zur Aufzucht von Kücken benutze ich 4½ Fuß lange und 3 Fuß breite Kasten, und ist der innere Raum durch ein Holzgitter getheilt. Die eine Hälfte dient zur Fütterung der Kücken, die andere für die Glucke. An den schmalen Seiten sind Oeffnungen zum Aus- und Einschlüpfen für die Kücken angebracht, die mit Schiebern geschlossen werden und mit Verstellgitter versehen sind.

Von Oben sind diese Kasten mit einem Fenster versehen, welches die ganze obere Kastenseite einnimmt und durch welches Licht und Sonnenwärme

dem Innern zugeführt wird. An warmen Tagen wird das Fenster etwas beschattet und nach Bedarf gelüftet, ja sogar die Seitenthürchen geöffnet. Auf diese Art habe ich es in der Hand, die Kücken vor Zugluft und Kälte zu schützen und je nach der Witterung und Temperatur ab und zu Luft einzulassen, je nach Bedürfniß für das Wohlbefinden der Thiere.

Kreuzungsversuche mit Fasan-Bastarden.

Von Freiherr Stefan von Washington (Schloß Pöls i. Steiermark).

Die Erzielung von Bastarden durch die Paarung von Fasanhähnen mit Haushennen ist, wie bekannt, keinen besonderen Schwierigkeiten unterworfen, was wohl am besten daraus erhellt, daß die Züchtung sogenannter „Coquarts“ *) (Fasan-Bastarde) in Frankreich ehedem, man könnte fast sagen, rationell betrieben wurde. Die Fortführung des begonnenen Versuches dagegen, sei es, daß derselbe durch eine Rück-Kreuzung der Bastarde mit Individuen der einen oder der anderen elterlichen Art, oder aber durch eine Paarung der Hybriden unter sich angebahnt wurde, blieb in Folge vollständiger Unfruchtbarkeit der aus so heterogener Mischung entstandenen Producte stets erfolglos, und glaubte man sich daher berechtigt, den Bastarden der Fasanen mit Haushühnern, analog den meisten hybriden Formen, die Fähigkeit, sich überhaupt fortpflanzen zu können, absprechen zu dürfen.

Die Mittheilung eines zu dieser Anschauung im Widerspruche stehenden Falles, welcher als unbezweifelbares Faktum auf die Aufforderung des geschätzten Herausgebers vorliegenden Werkes hin in Folgendem besprochen werden soll, dürfte daher nicht allein für Jene der geehrten Leser, welche derartigen Kreuzungs-Experimenten schon vorher ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten, von einigem Interesse sein, sondern auch die Geflügelzüchterwelt überhaupt zu weiteren Versuchen auf diesem erklärlicherweise noch etwas dunklen Gebiete anzueifern, wohl geeignet erscheinen, zumal die auf unserer Geflügelzuchtanstalt zu Schloß Pöls in Steiermark angestellten Kreuzungsversuche

---

*) Wie Joh. v. Fischer in „Das Frettchen“ (G. O. Frankfurt a M. 1883, Verlag von Mahlau & Waldschmidt) Pag. 26 mittheilt, wird die Bezeichnung „Coquart“ in Frankreich auch für Hennen mit Fahnengefieder gebraucht.

durch ihre z. T. erfreulichsten Resultate die Möglichkeit einer „Bastardzüchtung" wenigstens vollkommen außer Frage stellen.

Ehe ich zur Besprechung derselben übergehe, bei welcher, um den vom Standpunkte des Geflügelzüchters aus wichtigeren Seiten des Versuches bessere Rechnung tragen zu können, von der Erörterung vieler, jedoch rein wissenschaftlich interessanter Details abgesehen werden muß, will ich in Kürze eine Uebersicht der auf dem Gebiete der Fasanen-Haushühnerkreuzung bisher gesammelten Erfahrungen vorauszuschicken mir gestatten.

Nicht allein an mehr oder weniger domesticirten Fasanhähnen, sondern auch an vollkommen wildlebenden hat es sich gezeigt, daß dieselben gelegentlich eine Verbindung mit Haushennen eingehen, nicht ohne oft erbitterte Kämpfe mit den berechtigteren Gebietern des Geflügelhofes ausfechten zu müssen, welche — wenigstens unseren eigenen Erfahrungen zufolge — selbst bei so kampfgeübten Gegnern, wie es beispielsweise Yokohamas sind, doch stets zu Gunsten der kecken Eindringlinge, der Fasanhähne, ausfielen. Eigenthümlicherweise haben die letzteren die Gewohnheit, immer nur ganz bestimmte Hennen dieser oder jener Race mit ihren Gunstbezeugungen zu verfolgen, eine Thatsache, welche wir bei den Werbungen verschiedener Fasan-Arten wiederholt zu constatiren Gelegenheit hatten. So bevorzugte ein sehr zahmer Goldfasan ausschließlich zwei siamesische Zwerg-Seidenhennen, andere Hähne derselben Art wieder nur Goldbantams, und ein gleichfalls vollkommen gezähmter Silberfasan befaßte sich lediglich mit einer rebhuhnfarbigen Cochinhenne; daß Ausnahmen hinsichtlich dieser höchst auffallenden Erscheinung beobachtet werden mögen, ist wohl anzunehmen.

Die Bastarde nun, welche aus der Kreuzung wilder Fasanhähne (des Edelfasanes Phasianus colchicus) mit Haushennen hervorgingen, zeigen nach ziemlich übereinstimmenden Erfahrungen und Angaben in der Regel folgende Haupteigenthümlichkeiten: *)

Meistens, wenn auch keineswegs immer, ist an den Hybriden ein sehr starkes Uebergewicht des Fasanblutes zu erkennen, seltener scheinen Bastarde vorzukommen, welche einen intermediären Typus der beiden elterlichen For-

*) Hewitt, in: «The Poultry Book» by W. Tegetmeier (London, 1866. Gr. Q.) pag. 165, 167.

men darstellen, und in sehr geringer Anzahl endlich solche, welche der Mutter weit ähnlicher sind, als dem Vater. Ihrem Temperamente nach sind die Hybriden stets wenig zutraulich, sondern im Gegentheil meist scheu, halbwild und ungesellschaftlich, oft auch im höchsten Grade streitsüchtig. Nach Darwin ward an solchen Bastarden wiederholt eine auffallende Brütsucht constatirt und zwar ebensowohl an weiblichen, als auch selbst an männlichen Individuen. Die Stimme klingt (namentlich die der weiblichen Hybride) eigenthümlich „gebrochen" und krächzend. Die Gestalt, welche, was Größe anbelangt, selbst das Doppelte der mütterlichen Individuen erreichen kann, ist doch wenigstens stets stärker gebaut als dies bei der den Bastard producirenden Henne der Fall ist. Die Form des Schwanzes scheint bei Fasan-Hybriden außerordentlich zu variiren, verlängerte Steuerfedern kommen, wenngleich nicht allzuhäufig (meist nur bei den männlichen Exemplaren) vor. Der Schwanz wird dagegen stets zusammengelegt getragen und hat eine mehr oder weniger horizontale Lage. Kamm, Kehl- und Ohrlappen treten gewöhnlich als rudimentäre Gebilde auf, fehlen aber zuweilen manchen Bastarden gänzlich. Auffallend stark entwickelte Extremitäten scheinen als ziemlich regelmäßig auftretendes Charakteristikum beobachtet zu werden. Was die Färbung der Nacktheile des Kopfes betrifft, so hat man in manchen Fällen Hybride mit nahezu weißem Gesicht bemerkt, doch kommen auch röthliche, ja selbst bläuliche Hautfärbungen des Kopfes vor. Die Gefiederfarbe ist äußerst variabel und ähnelt bald der des Fasanes, bald der der Henne; Regel ist jedoch, daß dieselbe dunkel — dunkler namentlich als die der mütterlichen Form — zu sein pflegt. Die Bastarde zeigen sehr häufig einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Verbindungen selbst mit der eigenen Art; ihrer Unfruchtbarkeit, welche man als genügend erwiesen annahm, wurde bereits Eingangs gedacht.

Stimmen nun unsere Erfahrungen über die Form, das Wesen ɪc. der Fasan-Bastarde in vielen Punkten mit den eben angeführten Angaben überein, so haben wir doch in mancher Beziehung ganz und gar entgegengesetzte Resultate zu verzeichnen, wobei allerdings im Auge behalten werden muß, daß unsere Versuche eben nicht mit gewöhnlichen (Edel-) Fasanen, sondern mit dem einer anderen Gruppe angehörenden Goldfasan (Thaumalea picta) angestellt wurden.

Im Februar des Jahres 1881 wurden einem ungewöhnlich zutraulichen, etwa 3-jährigen Goldfasanhahne zwei Goldbantamhennen, welche, als die letzteren noch anderwärts eingesperrt, der Fasan aber unbeschränkte Freiheit genoß, sich seiner ganz besonderen Aufmerksamkeit erfreuten, versuchshalber beigesellt, und die diesem Trio zum Aufenthalte zugewiesene, ziemlich geräumige Volière innen und außen mit kleinen Tannenbäumchen dicht besetzt. Der Goldfasan lebte mit seinen beiden Genossinnen im besten Einvernehmen und balzte sehr eifrig. Ungeachtet auch Begattungen wiederholt beobachtet wurden, schien der Versuch zu keinem günstigen Resultate führen zu wollen, indem die ersten Gelege insgesammt aus unbefruchteten Eiern bestanden. Erst im Verlaufe des Sommers — Mitte und Ende Juli — ward uns die Freude, aus Gelegen beider Goldbantamhennen je zwei Kücken ausschlüpfen zu sehen, welche sich späterhin als ein männlicher und drei weibliche Bastarde erwiesen.

Das Dunenkleid derselben war einfarbig rauchschwarz, nur am Vorderkopfe mit einem lebhaft rostrothen Fleck geziert. Der Schnabel zeigt eine dunkelbraune, zur Spitze hin ins Gelbliche ziehende Färbung. Die Tarsen und Zehen waren schwarz, broncefarben überhaupt und auffallend stark knochig, die Iris tief nußbraun.

Schon in den ersten Lebenstagen äußerst munter und beweglich, wuchsen alle vier Stücke gut heran und zeigten, kaum 3 Wochen alt, bereits solche Selbstständigkeit, daß, als die nachlässige Bruthenne die Bastarde in diesem Alterstadium verließ, sie ohne sich an andere gleichalterige Kücken irgenwie anzuschließen, ganz für sich allein im Parke ihrer Nahrung nachgingen und auch im Freien übernachteten.

Der herangewachsene männliche Bastard war folgendermaßen beschaffen: Die kräftige, auf röthlich-weißen Läufen ruhende Gestalt trägt in Allem und Jedem den Bantamtypus an sich, und ist der Hybrid nur unmerklich größer als ein Hahn der genannten Zwergrace. Der hornfarbige Schnabel ist stark und etwas lang. Der Kopf ist mit allen die Species „Haushuhn" zierenden Attributen versehen, und zeigt sich an Kamm, Kehl- und Ohrlappen auch nicht die geringste Spur irgendwelcher Verkümmerung. Während am Köperbau des Hahnes sich fast gar nichts vom Typus des Gold-Bantams sich Unterscheidendes wahrnehmen läßt, bietet die Färbung und

besonders auch die Art der Befiederung mannigfache Abweichungen von der mütterlichen Form dar.

Am Hinterhalse, Rücken, Schultern und Schwungdeckfedern zeigt der Bastard ein je nach der Localität nüancirtes glänzendes Goldbraun, Vorderhals, Brust und Unterleib sind gelblich-braun gefärbt, jede einzelne Feder halbmondförmig (glänzend schwarz) gefleckt. Die Schwingen und der Schwanz haben eine intensiv grünschillernde, schwarze Färbung; die Schwingen erster Ordnung sind mattschwarz und braun gerändert.

Was die Art der Befiederung betrifft, so fällt zunächst auf, daß sowohl die schuppige Form der Nacken- und Sattelfedern, wie solche den Sebright-Bantams eigenthümlich ist, beim Bastardhahn durch die bei weitem häufiger vorkommende Lanzettform des Hals- und Sattelbehanges ersetzt ist, als auch, daß der Hennenschwanz der Gold-Bantams einem wohl ausgebildeten, wenngleich nur aus zwei Federpaaren bestehenden Sichelschwanze Platz gemacht hat. Die einzelnen Sicheln, welche sich erst im zweiten Jahre zu voller Länge entwickelten, sind auffallend schmal und schön halbkreisförmig gebogen. All diese von der Befiederungsart der mütterlichen Form abweichenden Merkmale sind sehr geringfügiger Natur und würden sich schon bei einer Kreuzung diverser Bantamschläge erzielen lassen, und in der That konnte am Bastardhahne nur eine einzige, allerdings höchst auffallende Erscheinung wahrgenommen werden, deren Auftreten in diesem Falle als directe Folge der Paarung distincter Arten angesehen werden kann. Die Eigenthümlichkeit, auf welche ich mich hier beziehe, bestand darin, daß sich unter den Federn des Halsbehanges zwei Stücke befanden, welche (ausgenommen in Größe) den Halsfedern des männlichen Sonnerathahnes, Gallus Sonneratii (aus dem südlichen Indien) vollkommen glichen und wie diese sowohl die eigenthümlichen hornartigen Spitzen am Ende der Feder trugen, als auch durch die Anordnung der Farbentöne (schwarz-gelb-schwarz) ausgezeichnet waren. Die beiden mit solchen hornigen Lamellen oder Schaftfortsätzen versehenen Federn wurden nach der ersten Mauser nicht durch eben solche ersetzt, sondern die an Stelle jener getretenen neuen Federn waren am Ende einfach weiß gefleckt und auch im Uebrigen wenig typisch, da sie nicht mehr eine mehrfache Färbung oder Zeichnung besaßen, sondern ebenso gefärbt erschienen, wie die

übrigen Halsfedern, nämlich glänzend goldbraun. Auffallend war es, daß nach der ersten Mauser auch im Sattelbehange eine solche goldbraune, mit weißem Endflecke versehene Feder auftrat, ohne daß dort vor dem ersten Federwechsel eine mit hornartiger Spitze geschmückte Feder trotz genauer Untersuchung zu finden gewesen wäre. Nach dem zweiten Federwechsel verschwanden auch die weißgefleckten Federn im Hals- und Sattelbehange. — Weit charakteristischer als der eben beschriebene Hahn sind die drei Goldfasan-Bastardhennen geartet, gleichwohl stehen auch diese dem Bantam noch immer bedeutend näher, als dem Goldfasan. Die weiblichen Hybriden lassen vor Allem eine auffallende Verkümmerung der Kopfzierden erkennen, einem Exemplar fehlen sie bis auf ein kaum wahrnehmbares Kammrudiment, fast vollständig. Die Kopfhaut ist dunkel blauroth gefärbt und spärlich mit haarartigen Federn besetzt. Der zierliche, außerordentlich schmale und ziemlich langgestreckte Kopf, ebenso auch der sehr schlankgebaute Hals erinnern an fasanähnliche Bildung. Der Körper, dessen Größe im Vergleich zu Goldbantams nicht auffällig ist, zeichnet sich durch seine elegante, geschmeidige Form aus. Die Schwingen werden (wie auch beim Hahne) nicht nach Art der Sebrights schleppend, sondern am Körper anliegend getragen. Bei zweien der Bastardhennen ist die Form und Haltung des Schwanzes sehr typisch; er ist bei diesen Exemplaren merklich verlängert, und ergab die Messung einer Steuerfeder 173 mm. Gegen das Ende der übrigens sehr schmalen Schwanzfedern hin tritt eine schwache Krümmung nach unten ein, was denselben ein eigenthümliches Ansehen giebt und eine Ähnlichkeit mit den Federn halbsichelschwänziger Bantams hervorruft. Die Steuerfedern werden von zweien der Bastardhennen ganz schmal zusammengezogen und nahezu horizontal getragen. Der dritte weibliche Hybrid dagegen bietet in dieser Beziehung nichts Auffallendes dar. Was die Färbung der Bastardhennen betrifft, so muß hervorgehoben werden, daß dieselbe, geringe Unterschiede abgerechnet, bei allen drei Individuen eine fast vollkommen übereinstimmende ist. Der Schnabel, die Tarsen und Zehen sind tief schwarz, die Iris nußbraun gefärbt. Die Gefiederfarbe besteht aus einem Gemisch von gelblichbraun und schwarz, welches in Stricheln und Sprenkeln über den ganzen Körper ziemlich gleichmäßig vertheilt ist, hie und da tritt die eine Farbe in

deutlich ausgeprägter Zeichnung auf; regelmäßig erscheint diese jedoch nur von ferne, bei näherer Besichtigung zeigt sich, daß jede Feder beide Grundtöne in ungleichmäßiger Anordnung an sich trägt. Es ergiebt sich aus dem Vorstehenden, daß die äußere Erscheinung der Hybriden, des ausgesprochenen Übergewichtes des Bantamblutes wegen, auch bei näherer Betrachtung sehr wenig auf hybriden Character Weisendes erkennen läßt. Anders verhält es sich, wenn man das Wesen der Thiere, ihre Gewohnheiten u. s. w. näher ins Auge faßt. Von Jugend auf zeichneten sie sich durch ihre Beweguns-lustigkeit und ein auffallendes, vorsichtiges, um nicht zu sagen, scheues Wesen aus. Das Hühnerhaus betreten sie nie, und das Streben, sich jeder Beobachtung nach Möglichkeit zu entziehen, ist ganz unverkennbar. Sie lieben es daher, in den dichtesten Gebüschen des Parkes den ganzen Tag über herumzustreifen und zwar abgesondert von der Gesellschaft anderer Hühner; dieser Hang zur Einsamkeit trat, wie bereits erwähnt, schon in ihrer frühesten Jugend zu Tage. Oft unternehmen die Bastarde weite Spaziergänge in die benachbarten Waldungen, um jedoch allabendlich ein Gehölz aufzusuchen, auf dessen Bäumen sie, auch im strengsten Winter, übernachten. Werden sie nur im Geringsten beunruhigt, so suchen sich die Thiere vorerst durch ihren ungemein raschen Lauf, in welchem sie Bantams mit Leichtigkeit überholen, in Sicherheit zu bringen; verfolgt, macht namentlich der männliche Bastard fast sofort von seinen Schwingen Gebrauch. Während dieser vollkommen „bei Stimme ist“ und häufig kräht, hört man von den weiblichen Fasanbastarden nur sehr selten einige höchst seltsam klingende krächzende oder röchelnde Töne; das bei Haushennen bei besonders erfreulichen Anlässen so sehr beliebte laute, langandauernde „Gackern“ ist von unseren Goldfasan-Hybriden noch nie vernommen worden. Streitsucht und auffällige Brütlust, welche diese Thiere sonst oft charakterisiren sollen, haben wir an unseren Exemplaren nicht entdecken können; doch darf nicht vergessen werden, zu bemerken, daß die drei Bastardhennen in manchen Augenblicken durch eigenthümliche Bewegungen, besonders wenn aufgeregt oder beunruhigt, eine frappante Ähnlichkeit mit Fasanen zur Schau tragen.

In dem dem ersten Kreuzungsversuche folgenden Jahre (1882) wurde, freilich ohne eigentliche Hoffnung auf irgend welchen Erfolg, die Fortführung

des begonnenen Experimentes in der Weise in Aussicht genommen, daß vor Allem die Fruchtbarkeit der Bastarde, wenn unter sich, und ferner, wenn mit der mütterlichen Form und deren nahestehenden Verwandten, gepaart, erprobt werden sollte; denn einerseits schien diese Richtung oder Seite des Versuches als die vom Standpunkte des Geflügelzüchters aus wichtigere und interessantere, andererseits war es wahrscheinlich, daß wenn überhaupt ein Resultat erwartet werden konnte, dasselbe auf diesem Wege am ersten erzielt werden würde.

So wurden denn die beiden älteren Bastardhennen mit einem Silberbantamhahne, der männliche Bastard dagegen der Reihe nach erst mit seiner Schwester (der jüngeren Goldfasan-Bastardhenne), dann auch mit seiner Mutter (der Goldbantamhenne) und endlich mit schwarzen Bantamhennen gekreuzt.

Unter sich gepaart, zeigten sich die Bastarde anfangs vollkommen unfruchtbar: keines der unverhältnißmäßig großen Eier war befruchtet. Doch mißglückte das Experiment nicht. Unter etwa 40 Stück späterhin gelegter Eier befanden sich ca. 15, welche befruchtet waren, und erhielten wir aus diesen — leider nur zwei — muntere Kücken. Die Embryos der Uebrigen gingen, zum Theil schon im letzten Stadium der Entwickelung begriffen, sämmtlich zu Grunde.

Zu noch weit günstigeren Resultaten führten die mit den Bastarden vorgenommenen Zuchtversuche, so daß wir zu Anfang des Herbstes 1882 schon eine ganz stattliche Heerde von einigen 30 Hybriden zweiter Generation aufzuweisen hatten, deren in's Einzelne gehende Beschreibung, ihrer außerordentlich großen individuellen Verschiedenheit halber, hier unmöglich wiedergegeben werden kann. Ich beschränke mich daher darauf, unter Voraussendung einiger allgemeiner Bemerkungen über dieselben, die von uns zu weiteren Versuchen ausgewählten Formen der Bastarde (zweiter Generation), wenn auch nur flüchtig, zu skizzieren. Im großen Ganzen tritt bei fast allen Nachkommen der Goldfasanbastarde der Bantamtypus begreiflicherweise noch weit stärker zu Tage, als bei deren Eltern. Die Größenverhältnisse (wie überhaupt fast jeder Theil des Gesammt-Habitus der Hybriden) variiren in ganz bedeutendem Grade. Der größere Theil der Exemplare hat etwa die gleiche Stärke, wie gewöhnliche Zwerghühner, einige Exemplare

dagegen kommen Hamburger Sprenkel-Hühnern in dieser Hinsicht nahe, andere endlich sind geradezu Zwerge und könnten den feinsten, hochgezüchtetsten Bantams erfolgreich Concurrenz machen. Zu bemerken ist, daß die Größenverhältnisse bei den männlichen Individuen in weit höherem Maße schwankend sind, als bei den weiblichen, welche beinahe durchwegs Goldbantamgröße besitzen. Kämme, Kehl- und Ohrlappen sind bei allen Hähnen vorhanden und nur ein einziges Exemplar läßt eine Verkümmerung dieser Organe erkennen; den Hennen fehlen Ohr- und Kehllappen häufig, Kämme kommen nur als rudimentäre Gebilde vor, vielen gehen dieselben aber auch vollständig ab. Was die Form der Kämme anbetrifft, so finden sich meistens Rosenkämme, einzelne Thiere besitzen hohe einfache Kämme, welcher bei einem Exemplare (einem Hahne) sogar überfällt. Charakteristisch ist, daß die meisten Hybriden, welche eine Verkümmerung der Kopfzierden zeigen, eine eigenthümliche dunkel blauroth bis schwarz gefärbte Kopfhaut besitzen, was den Thieren ein sehr auffallendes Ansehen verleiht. Die Art der Befiederung variirt in der Heerde gleichfalls sehr beträchtlich; es finden sich innerhalb derselben sowohl hennenfedrige, wie sichelschwänzige Hähne und eine bedeutende Anzahl von z. T. sehr merkwürdigen Uebergangsformen zu diesen beiden Extremen, aus welchen ich nur eine besonders typische Bildung herausgreifen will. Diese besteht darin, daß die eigentlichen Steuerfedern unverhältnißmäßig stark entwickelt sind, die schwertförmigen Sichelfedern hingegen nur eine so geringe Länge haben, daß ihre Enden oder Spitzen die Ränder der Steuerfedern nicht erreichen; das unterste Sichelfederpaar hat außerdem ganz und gar die Gestalt der bekannten Spielhahnfedern. Hals- und Sattelbehänge weisen ebenfalls große Verschiedenheit in der Form der einzelnen Federn auf. Die bei zweien der Bastardhennen (erster Generation) so eigenthümliche Verlängerung der Schwanzfedern hat sich blos auf einige wenige weibliche Hybriden vererbt; ebenso verhält es sich mit der Haltung derselben. Alle Bastarde (zweiter Generation) zeichnen sich durch besonderen Glanz und die meisten — männliche Individuen wenigstens — auch durch die Lebhaftigkeit der Farbe des Gefieders aus. Die Hennen sind in dieser Beziehung mit einigen wenigen Ausnahmen den Bastardhennen nachgerathen, nur ist die Schattirung ihres Gefieders noch eine dunklere, als bei

jenen; eine Henne ist sogar überall schwarz, selbst das Gesicht trägt diese Farbe. Viele Hähne tragen absonderliche Zeichnungen, so z. B. ein bis auf den schwarzen Schwanz glänzend röthlich-braun gefärbter Hahn, welcher gegen das Ende jeder Schwungfeder zu auf der Mitte der Außenfahne einen fast vollkommen zirkelrunden Fleck von schwarzer Farbe besitzt. Das Dunenkleid der Hybriden zweiter Generation hatte in den überwiegend meisten Fällen dieselbe Färbung, wie ich solche bei den Bastarden erster Generation beschrieb, manchen fehlte jedoch der rothe Stirnfleck, und die Nachkommen der unter sich gepaarten Fasanenbastarde hatten ein fast canariengelbes Dunenkleid, welches am Kopfe einzelne schwärzliche Punkte zeigte. Alle Hybriden (zweiter Generation) entwickelten sich ungemein rasch und ähnelten in ihrem Wesen den alten Goldfasanbastarden sehr, nur sind sie noch bei Weitem scheuer als letztere, und dulden einzelne absolut nicht, daß man sich ihnen nähere; ja es genügt schon mit eiligen Schritten auf sie zuzugehen, um sie sofort auffliegen zu machen. Ihr Flug ist gewandt und wie es scheint, gar nicht ermüdend. Oft erheben sie sich dabei sehr hoch vom Boden, um dann, ganz nach Art wilder hühnerartiger Vögel, vor dem Niederlassen jene eigenthümlichen Schwenkungen auszuführen, welche man bei Fasanen, Haselhühnern ꝛc. zu beobachten Gelegenheit hat. Auch in vielen anderen Beziehungen zeigt sich eine große Ähnlichkeit mit den Gewohnheiten wilden Geflügels. So krochen, als ich mich einmal einer eben ausgeschlüpften Brut von Bastarden näherte, die kleinen Thiere sofort unter der Mutter hervor, um mit großem Geschick unter nahegelegenen Brettern, Steinen ꝛc. Deckung zu suchen, eine Gewohnheit, welche allem jungen Federwilde angeboren ist, um der Mutter Gelegenheit zu geben, sich drohender Gefahr rechtzeitig zu entziehen; die Kücken der Haushühner haben diesen Instinkt verloren. Ein Versuch, zwei Stämme unserer Bastarde (zweiter Generation) in einem ausgedehnten Waldreviere einzubürgern, gelang vollkommen, nach Verlauf kaum einer Woche waren sie vollständig verwildert und flohen beim Anblick eines Menschen schon in großer Entfernung eiligst in die Dickung. Wie die alten Hybriden vermeiden es auch deren Nachkommen, mit anderen Hühnern in Berührung zu kommen und viele leben ganz und gar als Einsiedler; gewöhnlich jedoch halten die Glieder der diversen Bastardformen (selbst wenn

aus verschiedenen Bruten stammend) treu zusammen. Aus der großen Anzahl der uns zu Gebote stehenden Hybriden (zweiter Generation) wurden für Versuche im Jahre 1883 vier Formen auserwählt und diese will ich nun in kurzen Worten zu skizziren versuchen.

Es wurden zur Zucht eingestellt:

1. Die beiden einzigen Nachkommen der unter sich gepaarten Bastarde erster Generation, welche glücklicherweise sich als ein Paar erwiesen hatten. Sie ähneln der Gestalt nach Zwergkämpfern, sind jedoch fast um ein Drittel größer, als solche. Der Hahn, welcher einen hohen einfachen etwas überhängenden Kamm und wohlausgebildete Ohr- und Kehllappen besitzt, ist nicht hennenfedrig, sondern trägt im Schwanz drei Paar schwertförmige Sicheln. Die Unterseite des Hahnes ist gelblich-weiß, der Hals- und Sattelbehang, ferner die Schultern, der Rücken und die Schwungdeckfedern sind glänzend strohgelb, von Rücken und Sattel roströthlich überlaufen; die Halsfedern zeigen je zwei bis drei deutliche, weiße Querbinden. Die Schwingen sind weiß und laufen über dieselben zwei sehr feine schwarze Querbänder. Der Schwanz ist schwarz, glänzend grünschillernd. Der Schnabel und die Beine haben eine bläuliche Färbung, die Iris ist braun. Die Henne, welche einer Zwergkämpferhenne bis auf die Größe und den unverlängerten Schwanz gleicht, ist an Brust und Unterleib ebenso gefärbt, wie der Hahn, vielleicht um einen Ton dunkler. Der Hinterhals und die ganze Oberseite des Thieres trägt auf gelblichem Grunde braungraue Flecke und Bänder. Der Schwanz ist ebenso gefärbt, doch tritt hier eine bestimmtere Zeichnung auf, welche dadurch entsteht, daß die dunkelbraunen Bänder (welche intensiv grün schillern) nicht zu Quer-, sondern als Längsbinden zu beiden Seiten des Schaftes der Feder verlaufen.

Der sehr kleine Kamm hat die Form eines Rosenkammes. Beine und Schnabel sind, wie beim Hahne, bläulich. Bisher sind von diesem Paare nur zwei Kücken gewonnen worden, welche im Dunenkleide ihren Eltern (in jener Alterstufe) vollkommen gleichen. Daß diese Bastardform sich nur in sehr geringem Grade vermehren würde, stand aus mehr als einer Hinsicht zu erwarten.

2. Die zweite Zuchtform der Bastarde (zweiter Generation) rekrutirt sich aus den Nachkommen des alten Bastardhahnes mit einer Goldbantamhenne.

Sie gleichen beinahe vollständig den Hybriden erster Generation, doch ist der Hahn dieser zweiten Zuchtform hennenfedrig und der Schwanz derselben nicht ganz schwarz, sondern braun und schwarz gefleckt. Die Hennen gleichen den Goldfasan-Bastardhennen, sind aber dunkler gefärbt.

3. Die dritte Zuchtform wird aus denjenigen Hybriden gebildet, welche der Paarung des Bastardhahnes (erster Generation) und schwarzen Bantamhennen entstammen. Dieselben sind schwarzen Bantams der Figur nach sehr ähnlich, aber noch kleiner als solche und zeichnet sich der Hahn durch die Lebhaftigkeit und den Glanz seines Gefieders aus. Die Färbung desselben ist lichter, als beim alten Bastardhahne, namentlich fehlen ihm die schwarzen Brustflecke desselben.

Die vollkommen zwergartige Henne ist echt bankivafarbig (nicht von der Färbung schwarzbrüstiger rother Kämpferhennen). Von den Bastardformen 2 und 3 gelang es bisher noch nicht Nachkommenschaft zu erzielen, da die wenigen von denselben gelegten Eier sich unbefruchtet zeigten.

4. Die vierte Zuchtform der Hybriden endlich erwuchs aus der Kreuzung eines Silberbantamhahnes und der beiden Goldfasan-Bastardhennen (erster Generation). Die Hähne dieser Gruppe variiren in der Größe sehr, die Stärksten unter ihnen haben nahezu die Größe der Hamburger Sprenkelhühner; die Hennen sind bedeutend schwächer gebaut. Die meisten Hähne besitzen wohlausgebildete Rosenkämme, Ohr- und Kehllappen; die weiblichen Individuen tragen fast durchweg nur schwach entwickelte (oder gar keine) Kopfzierden und die Gesichtsfarbe aller zu dieser Bastardform gehörigen Exemplare ist dunkelgefärbt. Die Schwanzform ist bei vielen Hähnen ganz verschieden geformt; Sichelschwänze finden sich jedoch nicht vor. Zu dieser Gruppe zählt auch jener Hahn, dessen Schwanzbildung oben näher beschrieben wurde. Die Färbung des prachtvoll lichtgrün schimmernden Gefieders ist schwarz, mehr oder weniger mit weiß gemischt. Einige unter den Thieren sind so charakteristisch in ihrer Gesammterscheinung, daß dieselben dazu ausersehen wurden, die Grundlage zur Heranzüchtung einer constanten Race — wenn dieser Ausdruck hier gebraucht werden darf — zu bilden; auch ist schon jetzt gegründete Hoffnung vorhanden, daß ein Versuch in dieser Richtung durchführbar sein wird, da die Vermehrung dieser Hybriden eine

ganz außerordentlich befriegende und eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft schon vorhanden ist.

Zum Schluß möge noch in kurzen Worten jener Umstände gedacht werden, unter welchen die Erzielung der Fasanbastarden nicht allein nach eigner, sondern vielmehr auch nach mehrseitiger Erfahrung am ehesten zu erhoffen ist.

In erster Linie ist zu betonen, daß man durch die Kreuzung eines Fasanhahnes mit einer Haushenne unter allen Umständen leichter zu einem Resultate gelangen wird, als durch eine Paarung beider Arten im umgekehrten Verhältnisse, da es genugsam erwiesen ist, daß die weiblichen Individuen fast aller Fasanarten gegen eine so unnatürliche Verbindung, wie es doch diese und jede Kreuzung ist, eine scheinbar unüberwindliche Abneigung an den Tag legen, und nur in den allerseltensten Fällen hiervon eine Ausnahme machen. Die Fasanhähne dagegen zeigen diese Animosität in viel geringerem Grade, oder auch überhaupt nicht. Wählt man nun zum Kreuzungsversuche einen Fasanhahn, so ist darauf zu sehen, daß derselbe möglichst zahm und zutraulich, ferner auch an die Gesellschaft von Haushühnern gewöhnt sei. Am sichersten dürfte man deshalb stets mit Gold- oder auch Silberfasanen fahren, Arten, welche schon auf einer bedeutend höheren Stufe der Domestication stehen, als die übrigen noch wenig und erst seit kurzer Zeit eingebürgerten Fasanen.

Die Wahl der beim Versuche in Verwendung kommenden Haushennen sollte aus den schon früher hervorgehobenen Gründen dem Fasanhahn überlassen bleiben und demselben zu diesem Zwecke volle Freiheit auf dem Geflügelhofe gegeben werden. Wo dies unthunlich, mag man dem Fasan einige Hennen ohne weitere Umstände beigeben, da es zuweilen gelingt, denselben auf diese Weise zur Annahme der Hennen zu bewegen. Vorzuziehen ist aber jedenfalls die erstgenannte Methode. Es ist selbstverständlich, daß, im Falle der Versuch unbezweifelbare Resultate liefern soll, darauf Rücksicht genommen werden muß, nur solche Hennen in Verwendung zu nehmen, welche entweder noch nie oder wenigstens doch nur mit einem ganz bestimmten Hahne gepaart waren. Den zum Versuch bestimmten Thieren eine eigene Volière einzurichten, wird immerhin zweckmäßig, keinesfalls aber nothwendig sein.

Ob die eventuell gelegten Eier von den betreffenden Hennen selbst an Ort und Stelle zum Ausbrüten überlassen werden können oder einer anderen Bruthenne unterschoben werden sollen, entscheidet sich wohl allein nach dem speziellen Falle. Die Aufzucht der Fasanbastarde ist nach unseren Erfahrungen stets leicht und mühelos: sie gedeihen sich selbst überlassen am besten.



Druck von J. F. Richter, Hamburg.